

Bismarck-Buch



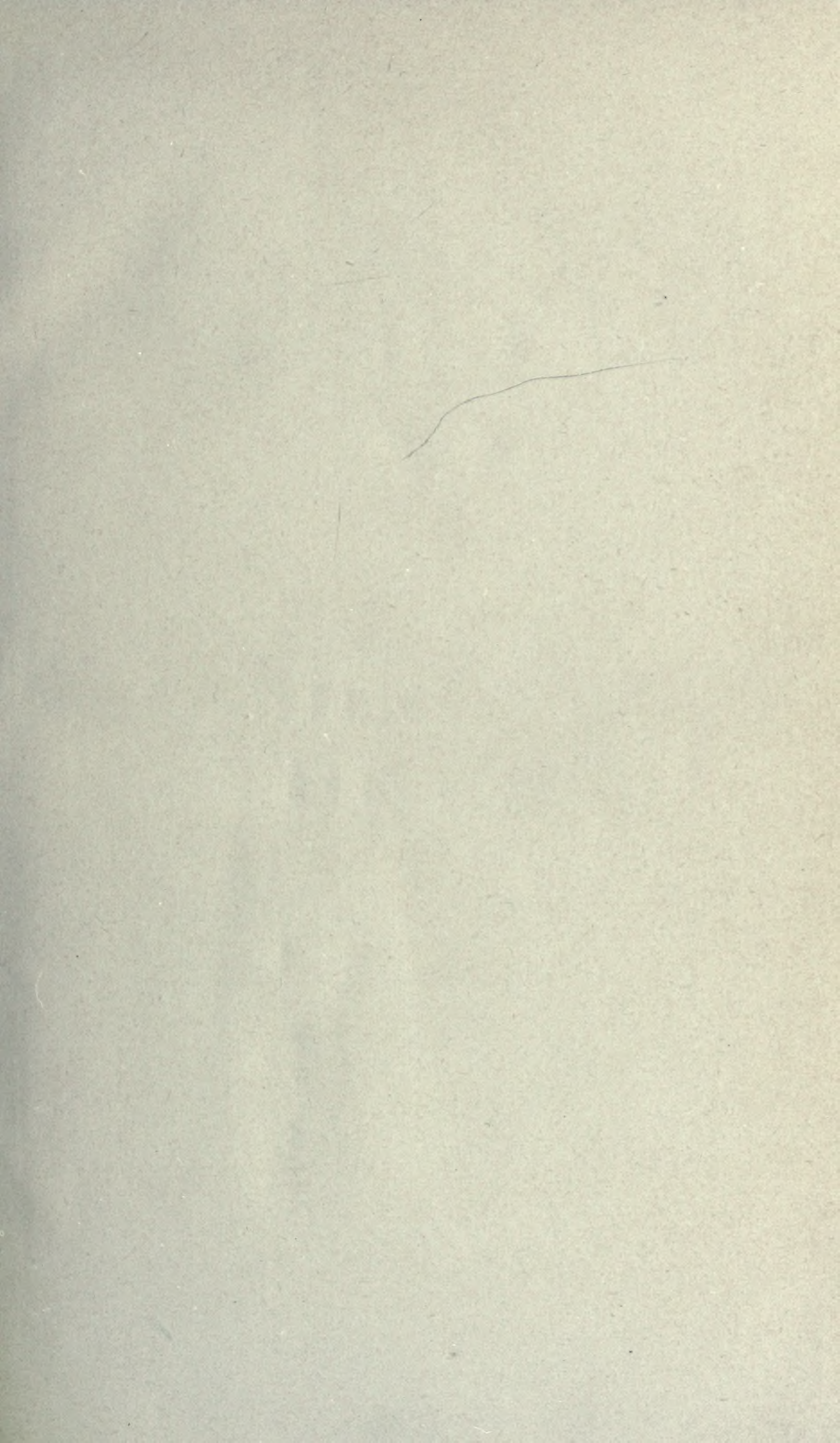
Charakterzüge Denkwürdigkeiten und Erinnerungen.

Von A. Ebers.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior),
Hannover u. Berlin W. 35.


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO







Bismarck-Buch.

Charakterzüge,
Denkwürdigkeiten und Erinnerungen.

Für das deutsche Volk gesammelt und herausgegeben
von
A. Ebers.

Mit einem Bildnis des Fürsten Otto von Bismarck
und einer kurzen Lebensbeschreibung.



Preis geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Hannover-List, Podbielskistraße 351. — 1909. — Berlin W. 35, Derfflingerstraße 16.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).



Göhmannsche Buchdruckerei, Hannover.

Vorwort.

Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß die Lebensbeschreibungen großer historischer Persönlichkeiten imstande sind, nationales Denken und Empfinden zu wecken, den Anstoß zu einem sittlichen Aufschwung hervorzurufen und eine mit hingebender Liebe und Treue für das Vaterland erfüllte Gesinnung zu erzeugen. Seit Luther hat es keinen Mann von der Größe des ersten Reichskanzlers Deutschlands, des Fürsten Otto von Bismarck, gegeben, dem das Deutsche Reich seine Wiederaufrichtung zur alten nationalen Größe und Herrlichkeit verdankt. Je größer aber der Raum wird, der uns von jenem großen Trauertage trennt, an dem der treue Eckart des deutschen Volkes sein wachsames Auge im Sachsenwalde schloß, je mehr tut es not, das Bild dieses größten deutschen Mannes unserm deutschen Volke, insonderheit aber der jetzigen Generation, in unserer Zeit lebendig zu erhalten, in der der Widerstreit der Interessen das nationale Leben in weiten Kreisen unseres Volkes zu erdrücken droht.

Von diesen Gesichtspunkten aus dürfte auch das hier Dargebotene eine Berechtigung haben, ganz abgesehen davon, daß in demselben die bewährtesten Bismarck-Biographen und -Freunde zu Worte kommen.

Die vorliegenden kleineren und größeren geschichtlichen Züge sind, soweit es erkennbar war, chronologisch geordnet. Sie erzählen Vorkommnisse im Leben des großen Kanzlers von seiner Kindheit bis zu seinem Lebensende und zeigen sein Bild in der verschiedensten Beleuchtung.

Vornehmlich sind zu der Sammlung mit Genehmigung der Herren Verleger folgende Werke benutzt worden:

Garlipp, „Bismarck-Denkmal für das deutsche Volk“, Werner Verlag. Berlin.

Fürst Bismarck „Gedanken und Erinnerungen“, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Berlin und Stuttgart.

Der übrige Teil ist aus Zeitschriften, besonders der Deutschen Zeitung, entnommen. Da diese Abschnitte vielfache Wanderungen durch mehrere Blätter gemacht hatten, so war bei ihnen eine Genehmigung zum Abdruck nicht mehr erforderlich.

Der Sammlung ist eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung Bismarcks beigegeben. Für diejenigen Leser dieses Buches, welche die Lücken, die diese Erinnerungen im Lebensgange unseres heimgegangenen Alt-Reichskanzlers zu ergänzen wünschen, möchte das angeschlossene Lebensbild eine willkommene Zugabe sein. Andererseits dürfte diese auch geeignet sein, die kurz erzählten Charakterzüge in die rechte historische Stellung einfügen zu können.

Möchte dieses Buch auch in vielen Volks-, Jugend- und Schulbibliotheken Aufnahme finden und dazu beitragen, die Liebe zu unserm Nationalhelden und die Dankbarkeit gegen ihn aufs neue zu beleben.

Halberstadt, im Oktober 1908.

Der Herausgeber.

Inhalt.



Wahrhaft große Männer sind immer einfach — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke; es fließt aus richtiger Schätzung ihrer selbst und dem Anerkennen des Wertes anderer. Klinger.

1. Otto von Bismarcks erste Freundschaftsverhältnisse.

Aus der ersten Kindheit Bismarcks interessieren uns auch seine ersten treuen Freundschaftsverhältnisse. Das erste bestand zwischen ihm und Lotte Schmeling, der treuen Hüterin und Freundin des Hauses. Sie buk ihm, nach dem Rezept der Familie Blankenburg im nahen Zimmerhausen, gelben Käsekuchen, sein Lieblingsgebäck, und verzog ihn um die Wette mit der Mutter. Zum Glück schlug diese Verziehung nicht fehl, denn der Knabe blieb immer bescheiden, freundlich und artig, die weitgehende Güte aber ließ dankbare Erinnerungen in ihm zurück. Die zweite treue Freundschaft verknüpfte ihn mit dem Kuhhirten Brand. „Wenn dieses alte Möbel mir ins Gedächtnis kommt," sagte er einmal während der Kriegsjahre 1870 bis 1871, „ist mir immer wie Heidekraut und Wiesenblumen." Beide Freundschaften dauerten bis in die Schulzeit hinein und halfen ihm Kniephof lieb und teuer machen. Eine dritte Freundschaft aber dürfen wir nicht vergessen, welche ihm sein ganzes Leben treu blieb und eine Quelle reiner Freude wurde, das war die, welche ihn mit der „stummen Kreatur" verband. Er hatte eine herzliche Liebe zu allen Tieren, und diese vergalten es ihm durch Anhänglichkeit. Wenn er später in den Ferien nach Hause kam, wieherten ihm schon die Pferde entgegen, die ihn auf der letzten Poststation zum Elternhause abholen sollten. Mit gleicher Liebe umschloß er die Natur in Garten, Wald und Flur, und die in ihr verbrachten Stunden und Tage breiteten eine Poesie über sein ganzes Leben aus.

2. Des kleinen Ottos Wahrheitsliebe.

Für die Wahrheitsliebe Bismarcks schon in frühester Jugend sprechen folgende kleine Züge: Als er eines Abends zu Bette gehen wollte, fragte ihn die Mutter, ob er seine Suppe gegessen habe. Im Augenblicke konnte er sich nicht genau darauf besinnen, lief spornstreichs hinaus und erkundigte sich bei dem getreuen Familiengeist Lotte Schmeling. Dann kam er wieder zur Mutter und sagte fröhlich: „Ja!" Ein anderes Mal fragte ihn die besorgte Mutter: „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin." Er dachte eine Weile nach, dann antwortete er ruhig: „In des Vaters Stube stand im Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund. Ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte."

3. C'est un fils, monsieur!

Schon in frühester Jugend ließ er sich keine Verkennung gefallen. Einst gaben die Eltern einen Ball, „oder so was der Art", wie er als Mann selbst erzählte, „und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgend einer Ecke neben mehreren Herren. Die wunderten sich über den kleinen Gast, sprachen aber dabei französisch, wer das Kind wohl sein mochte." „C'est peut-être un fils de la maison ou une fi —"*) Da sagte ich dreist: „C'est un fils, monsieur!"**) was sie nicht wenig in Erstaunen setzte.

4. Major von Schmeling.

Von seinem Vater hatte der kleine Otto sicher viel von militärischem Ton gehört, und diesen brachte er einmal nach seiner Weise zur Anwendung. Ein Freund des Hauses, Major von Schmeling, Kommandeur des Landwehr-Bataillons in Naugard, Held aus den Befreiungskriegen, war eines Tages in Kniephof zum Besuch. An seiner stattlichen Erscheinung konnte sich der Knabe nicht satt genug sehen. Höchlich interessierte ihn auch, daß der Gast den linken Arm in der Binde trug, und zwar infolge der Verwundung im

---

*) „Es ist vielleicht ein Sohn des Hauses oder eine Tochter —."

**) „Es ist ein Sohn, mein Herr!"

Kriege. Plötzlich trat er kerzengerade vor ihn hin, stemmte die Hände in die Seiten und fragte in der Redeweise des „Alten Fritz": „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?" Das heitere Erstaunen des Majors und der Anwesenden läßt sich ermessen.

5. Auf der Plamannschen Erziehungsanstalt.

Schon im sechsten Lebensjahre verließ der Knabe Otto von Bismarck das Elternhaus und bezog die sich damals eines großen Rufes erfreuende Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin in der Wilhelmstraße. Seine Selbständigkeit und sein ihm früh eigenes Selbstgefühl erschien seinen Mitschülern als Hochmut und brachte ihn in eine schiefe Stellung zu diesen. Aber selbst dem oft rauhen Benehmen der älteren Schüler setzte Otto von Bismarck mutig Widerstand entgegen und gewann bald über einen Teil seiner Altersgenossen ein Übergewicht. Als nun ein Schüler von seinen Eltern zu Weihnachten „Beckers Erzählungen aus der Alten Welt" geschenkt bekommen hatte und das Buch bei eintretender schöner Jahreszeit in den Zweigen der großen Linde, die auf dem Spielplatze nach der Königgrätzer Straße hin stand, mit Begeisterung gelesen wurde, wobei auch Bismarck oft der Vorleser war, so nahm jeder der Schüler den Namen eines der Helden von Troja an. Otto von Bismarck hatte den des Telamoniers Ajax. Dieses Namens zeigte er sich bald würdig, als beim Spielen Szenen aus dem trojanischen Kriege dargestellt wurden. Bismarck entwarf die Schlachtpläne und führte gewöhnlich seine Partei gegen die vom Feinde besetzte Gartenterrasse, wobei es im Winter Schneebälle hagelte und auch die Lehrer, die am Kampfe teilnahmen, tüchtig bedacht wurden. Erst das Glockenzeichen für den Wiederbeginn des Unterrichts setzte dem erbitterten Kampfe, in welchem es selten ohne Beulen abging, ein Ziel. Wollten aber die erregten Kämpfer auch dann noch nicht ablassen, so warf Ajax wohl seinen Tornister unter die Genossen, wodurch er sofort seinen Zweck erreichte.

6. Trine Neumann.

Einer der guten Geister aus der Kindheit Otto von Bismarcks war auch Trine Neumann. Sie war ihm und seinem Bruder

Bernhard, als beide noch zusammen in dem Hause Behrenstraße 53 (jetzt umgebaut) in Berlin wohnten, eine sorgliche Hüterin. Er schildert sie in dankbarer Erinnerung humoristisch so: „Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und tat alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!" Und regelmäßig, wenn wir nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie einen Rohrsperling schimpfen: „Na, töwt, Jungs, ut ju wert in'n Leben nix Vernünftigs! Die Kauken sind all' wedder afbackt!" Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre „afbackten Kauken" uns Jungen schmeckten.

7. Otto von Bismarck und Dr. Bonnell.

Von der Plamannschen Erziehungsanstalt siedelte Otto von Bismarck im Herbst 1827 zum Friedrich-Wilhelms-Gymnasium über. Sein liebster Lehrer war hier der Oberlehrer Dr. Bonnell, in dessen Haus er später auch als Pensionär eintrat. Über die Aufnahme des nunmehrigen Gymnasiasten Bismarck berichtet Bonnell in Worten wärmster Sympathie: „Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die Neuaufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hinter einander saßen, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung zu durchmustern. Otto von Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und helleuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen." Das Königliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium erfreute sich unter Leitung des Direktors Spillecke damals bereits eines großen Ansehens. Wissenschaftlich war der neue Gymnasiast jedenfalls gut vorbereitet, und so ging es denn bei seiner reichen Begabung und schnellen Fassungskraft frisch vorwärts, ohne daß es seinerseits großer Anstrengungen oder von den Lehrern besonderer Antriebe bedurft hätte.

Dr Bonnell war später Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Bismarck hat ihm stets die treueste Anhänglichkeit bewahrt und ging manchmal gern an der Bonnellschen Wohnung, Königsgraben Nr. 4, vorüber, um nach dem freundlichen Erkerstübchen emporzusehen, wo er ehemals als Pensionär glückliche Stunden verlebte. Auch seine Söhne Herbert und Wilhelm hat er nachmals das von Bonnell geleitete Gymnasium besuchen lassen.

8. Auf der Universität Göttingen.

Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog der junge Bismarck die Universität Göttingen, um hier Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Nachdem er die Vorlesungen belegt und sich wohnlich eingerichtet hatte, dachte er daran, sich das Studentenleben von der heiteren Seite anzusehen, vor allem Bekanntschaften zu schließen. Der Zufall führte ihn mit einem Mecklenburger, einem Studiosus von Drenckhahn zusammen, den er früher oberflächlich kennen gelernt hatte. Dieser Kommilitone brachte ihn in die Gesellschaft anderer Studenten aus Mecklenburg, die einen recht angenehmen fröhlichen Kreis bildeten. Mit ihnen machte er im Laufe des Semesters eine Harzreise. Nach der Rückkehr fühlte er sich bewogen, den Freunden ein splendides Frühstück zu geben. Es ging dabei toll her, und als die Wogen der überschäumenden Freude gerade am höchsten stiegen, warf Bismarck eine Tintenflasche zum Fenster hinaus auf die Straße, gleichsam zur Verhöhnung des Tintenphilistertums. Allein diese symbolische Handlung fand auf der Straße kein Verständnis, im Gegenteil, ein empörter Philister mußte den Wurf angezeigt haben, denn am Morgen nach dem großen Festgelage erhielt „Dominus de Bismarck“ eine Zitation auf das akademische „Konzilienhaus“, das heißt vor dem Universitätsgericht.

Das Souveränitätsgefühl des Studenten machte sich bei Bismarck geltend, und er warf sich in seinen bunten Schlafrock, zog die Kanonenstiefel an, setzte einen Zylinder auf, ergriff die lange Pfeife und pfiff seiner großen englischen Dogge, damit sie ihn zu dem Universitätsrichter begleitete. In diesem Aufzuge begab er sich „aufs Konzilienhaus“. Daß er durch seinen Aufzug bei dem Universitätsrichter keine milde Stimmung weckte, ließ sich erwarten,

besonders, da es der Gestrenge für gut hielt, sich vor dem Hunde hinter einen Stuhl zu flüchten.

Wegen des ungesetzlichen Erscheinens erhielt Bismarck zunächst eine Strafe von 5 Talern, alsdann fand das Verhör statt. Der Studiosus verließ nicht sehr erbaut das Haus. Bald begegneten ihm vier Studenten von der „Gesellschaft" Hannovera, dem noch heute bestehenden Korps. Sie lachten hell auf, als sie ihn in seinem Aufzuge erblickten. Unwirsch rief ihnen Bismarck zu: „Lachen Sie über mich?" „Natur, das können Sie doch sehen!" war die Antwort. Bismarck hatte jetzt das dunkle Gefühl, daß er den Lachern einen „dummen Jungen" aufbrummen müsse. Und er tat es. Da hatte er mit einem Male vier Mensuren erhalten, und um sie ausfechten zu können, belegte er die Waffen beim Korps der Braunschweiger. Es kam indes zu einer Aussöhnung.

Bismarck befreundete sich nämlich mit dem Studiosus Oldekop, der zuerst Kriegsrat in Hannover, dann Pastor in Altenwerder an der Elbe wurde. Freund Oldekop ist es wohl besonders zuzuschreiben, daß Bismarck von den „Braunschweigern" absprang und nach stattgehabter Aussöhnung bei den Hannoveranern eintrat. Die Folge davon war, daß er von sämtlichen Mitgliedern des beleidigten Korps der Braunschweiger gefordert wurde, und er war so kühn oder so übermütig, sie alle auf einen Tag zu bestimmen. Der Eintritt bei den Hannoveranern geschah am 7. Dezember 1832. Wie aber zwischen jenem Frühstück und diesem Eintritt ein so langer Zwischenraum liegen konnte, ist chronistisch noch nicht sichergestellt. Doch sind die Vorgänge an sich richtig.

9. Bismarcks Jugendfreund John Lothrop Motley.

Einer der beliebtesten Jugendfreunde Bismarcks war bekanntlich der Amerikaner John Motley, den er, wie Arthur Mennel aus einem Berichte Sidney Whitmanns entnahm, einen „wunderbar erhabenen und idealen" Charakter nachrühmte. Als er einmal kurz und knapp die Art des Freundes schilderte, sagte er unter anderen: „Ein paar Gläser Wein machten ihn lebendig; er lehnte sich dann gemächlich in seinen Stuhl zurück, legte die Hände unterm Rock auf dem Rücken zusammen und zitierte ein Lieblingslied aus unseren Studententagen, die wir zusammen in Göttingen verlebten:

„In good old colony times,
When we lived under a king
Three roguisch chaps
Fall into mishaps
Because they could not sing.“

(In guten alten Ansiedelungszeiten,
Als wir unter einem König lebten,
Kamen drei schalkhafte Mäuler ins Unglück,
Weil sie nicht singen konnten.)

Es ist ein bezeichnender Zug von der Art der Erinnerung Bismarcks an diesen Freund und an seine Jugendzeit, daß er eines Tages — er war noch im Amt —, als ihm in Friedrichsruh der Phonograph des Amerikaners Edison vorgeführt wurde, die obige Lieblingsstrophe seines amerikanischen Freundes zuerst in den Phonographen hineinsprach. Dann folgte ein Verslein „als Kaiser Rotbart lobesam“ und schließlich die erste Strophe des „Gaudeamus igitur“ *). So kam bei dem Gedanken an den Freund gleichzeitig auch die Bismarck eigene zarte Höflichkeit für das Land, in welchem die Erfindung gemacht wurde, zum Ausdruck. In gleicher Weise die Freude am Volkslied und an der weit zurückliegenden Jugendzeit.

10. Bismarck und Graf Kayserlingk.

Außer dem Amerikaner John Lothrop Motley, mit dem Bismarck sich schon als Student in Göttingen eng befreundete, und der zugleich mit ihm zur Fortsetzung der Studienzeit nach Berlin ging, war ein vertrauter Freund Bismarcks der Studiosus Graf Kayserlingk aus Kurland. Das Freundschaftsverhältnis beider war lediglich ein zu höherem Zwecke und aus edleren Ursachen geknüpftes. In seinem Prachtwerke: „Bismarck-Denkmal für das deutsche Volk“ erzählt Bruno Garlepp über den Umgang Bismarcks mit Kayserlingk folgendes: „Graf Kayserlingks Begabung war jedenfalls keine geringe und seine Lebensauffassung keine oberflächliche, denn er wurde später Kurator der Universität Dorpat. Als ein vorzüglicher Klavierspieler und großer Verehrer der Musik erschloß er Bismarck eine neue oder doch wenigstens bisher nur unvollkommen bekannte Seite

*) Laßt uns also fröhlich sein. (Anfang eines alten Studentenliedes.)

des Empfindens. Er lehrte ihn Beethoven kennen und verstehen, dessen Sonaten er selbst meisterhaft vortrug. Zum ersten Male trat hier Otto von Bismarck als Eingeweihter in das geheimnisvolle, wunderbare Reich, wo alle unsere Gefühle veredelt werden, wo Freude, Hoffnung, Mut, Liebe, ungeahnte Schönheit, Steigerung und Kraft gewinnen und Schmerz, Haß, Verbitterung, Trostlosigkeit dahinschmelzen in milde Harmonie, wo das frohe Herz zu begeistertem Mitjubel hingerissen wird und das gepreßte erleichternde Tränen vergießt, kurz, wo des Menschen Gefühle von irdischer Schwere befreit werden, wo unsere Phantasie, die allbelebende Sonne des Herzens und Geistes, in herrlichster Weise entzündet wird. In den Stunden, in denen Bismarck den ergreifenden Harmonien zuhörte, welche der große Meister Beethoven jener mächtigen Welt entnahm, die uns sicher erst zum kleinen Teile bekannt ist und einer großen, beklagenswerten Menge von Menschen stets verschlossen bleibt, in solchen Stunden kam Ruhe in sein vom Studentenleben wild bewegtes Herz, eine Weihe ergoß sich auf sein inneres Drängen, Sehnen und Wünschen, Andacht und Rührung stimmten seinen gegen andere oft trotzigen Jugendsinn milder. Er hat diese Stunden nie vergessen, nie aber ist auch diese segensreiche Wirkung der Musik auf ihn jemals wieder verloren gegangen.

11. Eine an die unrichtige Adresse gekommene „Moralpauke“.

Bismarck war als Studiosus bekanntlich Angehöriger des Korps „Hannovera“ zu Göttingen. Die Stiftungsfeste studentischer Korporationen pflegen stets mit besonderem Pomp gefeiert zu werden, mehrere Tage und besonders Nächte sind dazu nötig, um eine solche seltene Feier würdig zu begehen. Von dieser feststehenden Regel machten auch die „roten Hannoveraner“ in Göttingen keine Ausnahme. Und so war es am „vorgerückten Abend“ des dritten Stiftungstages — etwa 3 Uhr morgens —, als Herr stud. jur. von Bismarck sich endlich anschickte, seine Studentenbude aufzusuchen, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Aber Bismarck hatte seinen „Hausknochen“ vergessen und trotz allem Klopfen war der „Hausphilister“ nicht wach zu bringen. In dieser Verlegenheit nahm er gern das liebenswürdige Anerbieten eines in seiner Begleitung befindlichen

Korpsbruders an, der ihm ein Quartier für den Rest der Nacht freundlichst zur Verfügung stellte. Dieser Korpsbruder, ein junger Theologe namens B......, hatte sich bis jetzt mit großem Eifer an den bierfröhlichen Genüssen des Korpslebens beteiligt, und seine Mutter, eine ältliche Pfarrerswitwe, war des öfteren in nicht unberechtigter Sorge wegen der Zukunft ihres lieben Sohnes; besonders die ausgedehnte Feier des Stiftungsfestes — seit drei Tagen hatte sich Karl nicht sehen lassen — schien ihr denn doch des Guten etwas zu viel getan. Zu der Behausung dieser würdigen Pfarrfrau lenkten die beiden Studenten also ihre nicht mehr ganz sicheren Schritte, und hier sollte Bismarck in dem gastlichen Fremdenzimmer sein müdes Haupt für diese schon etwas angebrochene Nacht zur sanften Ruhe betten. Leider lag auch dabei ein kleines Hindernis im Wege; das Bett im Fremdenzimmer war nicht darauf eingerichtet, einen Gast gastlich zu empfangen, es war nicht „bezogen". Der junge Theologe, der nicht gerade verwöhnt war, nahm indes daran keinen Anstoß und legte sich selbst in das nicht bezogene Bett im Fremdenzimmer, Bismarck aber wurde in dem besser eingerichteten Bette seines Korpsbruders bestens untergebracht, zog sich in der kalten Winternacht die Bettdecke weit über die Ohren und schlief bald den Schlaf des Gerechten. Ein unaufhaltsam dahinbrausender Redestrom, der nur in etwas gedämpft wurde durch die hoch hinaufgezogene Bettdecke, weckte den friedlichen Schläfer am andern Morgen aus seiner sanften Ruhe. „Du leichtsinniger Bengel, du ungeratener Mensch, du Nagel zu meinem Sarge, schämen solltest du dich, so an mir zu handeln; drei Tage habe ich dich nicht mehr gesehen, und — bei diesen Worten beugte sich ein von Zorn gerötetes Gesicht dicht über Bismarck nieder — einen ganz dicken Kopf hast du schon gekriegt vom Saufen!" Bei diesen fürchterlichen Vorwürfen streifte Bismarck die Decke zurück und sein gewaltiges Haupt hob sich empor, in demselben Augenblick, als mit einem überlauten Schrei eine ältere Dame fluchtartig das Zimmer verließ. Es war die würdige Pfarrfrau, die in der ihrem Sohne zugedachte „Moralpauke", die nun leider an die unrichtige Adresse geraten war, in so eigentümlicher Weise unterbrochen wurde. Der Frühschoppen am selbigen Morgen war einer der fidelsten von den vielen, die das Korps der „roten Hannoveraner" während seines langen Bestehens bis zum Abend ausgedehnt hat.

12. Der Herr Stadtgerichtsrat als Exekutor.

Von den mancherlei kleinen Scherzen, die aus der Jugendzeit Bismarcks erzählt werden, entbehren wohl manche der Echtheit. Verbürgt aber ist folgende kleine Geschichte: Eines Vormittags mußte der Auskultator auf dem Stadtgericht einen richtigen Berliner zu Protokoll nehmen, dessen Zungenfertigkeit und „Schnoddrigkeit" ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Er sprang vom Stuhle auf und herrschte den Unverschämten an: „Herr, menagieren (mäßigen) Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Stadtgerichtsrat klopfte dem erzürnten Auskultator sanft auf die Schulter und sagte etwas engherzig: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache." Die Vernehmung geht weiter, allein bald wird der Berliner noch dreister. Da ruft ihm Bismarck entgegen: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!" — Vorher hatte der Auskultator eine Nase bekommen, jetzt machte der Herr Rat selber eine, aber eine sehr lange.

13. Ein bürokratisches Ehescheidungsverfahren.

Aus der Zeit seiner Amtstätigkeit als Auskultator schildert Bismarck selbst ein Erlebnis, das für den Bürokratismus älterer Beamte jener Zeit bezeichnend ist: „Nachdem ich vier Monate protokolliert hatte, wurde ich zu dem Stadtgerichte, vor das die Zivilsachen gehören, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Diktat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welcher der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Tätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rate, namens Prätorius, übertragen, und unter ihm der Bearbeitung der ganz grünen Auskultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili*) ihre ersten Versuche in der Richterrolle zu machen hatten, allerdings unter nomineller Verantwortlichkeit des Herrn Prätorius, der jedoch

*) Lateinisches Zitat: Experimentum fiat corpore vili, d. h. du sollst nur an einem gering zu achtenden Körper Versuche machen.

ihren Verhandlungen nicht beiwohnte. Zur Charakterisierung dieses Herrn wurde uns jüngeren Leuten erzählt, daß er in den Sitzungen, wenn behufs der Abstimmung aus einem leichten Schlummer geweckt, zu sagen pflegte: „Ich stimme wie der Kollege Tempelhoff", und gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß Herr Tempelhoff nicht anwesend sei.

Ich trug ihm einmal meine Verlegenheit vor, daß ich, wenige Monate über 20 Jahre alt, mit einem aufgeregten Ehepaare den Sühneversuch vornehmen sollte, der für meine Auffassung einen gewissen kirchlichen und sittlichen Nimbus hatte, dem ich mich in meiner Seelenstimmung nicht angemessen fühlte. Ich fand Prätorius in der verdrießlichen Stimmung eines zur Unzeit geweckten älteren Herrn, der außerdem die Abneigung mancher alten Bürokraten gegen einen jungen Edelmann hegte. Er sagte mit geringschätzendem Lächeln: „Es ist verdrießlich, Herr Referendarius, wenn man sich nicht ein bißchen zu helfen weiß, ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht." Ich kehrte mit ihm in das Terminzimmer zurück. Der Fall lag so, daß der Mann geschieden sein wollte, die Frau nicht, der Mann sie des Ehebruchs beschuldigte, die Frau mit tränenreichen Deklamationen ihre Unschuld beteuerte und trotz aller Mißhandlung von seiten des Mannes bei ihm bleiben wollte. Mit seinem lispelnden Zungenanschlage sprach Prätorius die Frau also an: „Aber Frau, sei sie doch nicht so dumm, was hat sie denn davon? Wenn sie nach Hause kommt, schlägt ihr der Mann die Jacke voll, bis sie es nicht mehr aushalten kann. Sage sie doch einfach Ja, dann ist sie mit dem Säufer kurzerhand auseinander." Darauf die Frau weinend und schreiend: „Ich bin eine ehrliche Frau, kann die Schande nicht auf mich nehmen, will nicht geschieden sein." Nach kurzer Replik und Duplik in dieser Tonart wandte sich Prätorius zu mir mit den Worten: „Da sie nicht Vernunft annehmen will, so schreiben Sie, Herr Referendarius," und diktierte mir die Worte, die ich wegen des tiefen Eindrucks, welchen sie mir machten, noch heut auswendig weiß: „Nachdem der Sühneversuch angestellt und die dafür dem Gebiete der Moral und Religion entnommenen Gründe erfolglos geblieben waren, wurde wie folgt verhandelt." Mein Vorgesetzter erhob sich und sagte: „Nun merken Sie sich, wie man das macht, und lassen Sie mich künftig mit dergleichen in Ruhe." Ich begleitete ihn bis zur Türe und setzte die Verhandlung fort."

14. Der saumselige Schuhmacher wird gebessert.

Drollig ist ein Vorkommnis, das sich in der Zeit ereignete, als der junge Herr von Bismarck in Berlin als Auskultator tätig war. Es zeigt, wie er einmal einem säumigen Schuhmacher gegenüber sich zu helfen wußte. Der gute Mann hatte seine Werkstatt oder — Verzeihung! — „Fabrik" in der Kronenstraße. Seine Unpünktlichkeit im Abliefern der bestellten Ware war so eingewurzelt, daß ihn bisher kein Mittel hatte bewegen können, ihr untreu zu werden. Bismarck heilte ihn einmal von diesem Fehler. Der Schuhmacher hatte die heiligste Versicherung gegeben, die Stiefel zu einem bestimmten Termin zu liefern, allein er hielt auch diesmal nicht Wort, und weitere Versprechungen ließ er ebenso unerfüllt. Da riß Bismarck die Geduld. Des andern Morgens früh sechs Uhr schickte er einen Boten zu dem Schuhmacher und ließ ihn fragen, ob die Stiefel fertig wären. Der Meister verneinte dies, und der Bote entfernte sich. Doch schon zehn Minuten später ließ Bismarck aufs neue dasselbe fragen. So ging dies von zehn Minuten zu zehn Minuten fort den ganzen Vormittag. Der Schuster geriet, als das mahnende, lebende Gewissen unaufhörlich zu fragen kam, zuerst in eine gelinde Verzweiflung, dann aber in eine wahre Arbeitswut. Und siehe da, am Abend hatte Bismarck seine Stiefel. Dieser Schuhmacher war gegen ihn nie wieder saumselig.

15. Ein Verstoß gegen die Hofsitte.

In derselben Zeit erregte Bismarck öfter durch seine absichtliche Mißachtung der steifen Hofsitte und durch sein selbständiges Verfahren Kopfschütteln und Verwunderung. Interessant aber ist es, wie er dieser Eigentümlichkeit Ausdruck gab. Als tanzlustiger und tanzfähiger junger Mann wurde er unter anderem öfter zu den Hausbällen eines Gesandten eingeladen. Er und seine Freunde, zu denen Wilhelm von Schenk gehörte, schwangen denn auch in anerkennenswerter Weise das Tanzbein, allein — es gab bei diesen Bällen nie etwas zu essen. Das war bei der Tanzarbeit und bei der Bedürftigkeitsfrage junger Magen recht fatal und wurde unerträglich, je länger die Tanzpflicht dauerte. Bismarck war nun nicht der Mann, seinen Gefühlen nur platonisch Ausdruck zu geben, er verabredete sich mit den Freunden, dem Hausherrn eine deutliche Lehre zu geben.

Als sie einmal wieder von ihm zu einem Hausball eingeladen worden waren, zogen sie bei vorgerückter Stunde wie auf Kommando große Butterbrote aus den Fracktaschen, bissen herzhaft hinein und ließen sich durch nichts beirren, bis sie sich gesättigt hatten. „Das nächste Mal," pflegte Bismarck später humorvoll zu erzählen, „gab es zu essen, aber — wir wurden nicht wieder eingeladen."

16. Bismarcks Aufenthalt in Aachen.

Die „Gedanken und Erinnerungen" des großen Kanzlers lassen da, wo sie bei Otto von Bismarcks Jugendeindrücken verweilen, sehr deutlich empfinden, wie wenig ihn der Anfang seiner Beamtenlaufbahn befriedigte. Noch einmal verfiel er im Jahre 1837, seinem 22., einem elementaren Ausbruche des Freiheitsdranges, der auch während seiner Göttinger Studienzeit nicht zu kurz gekommen war. In dem Werke von Dr Gustav Wolf-Freiburg i. B. über Bismarcks Lehrjahre wird dieser Zeitabschnitt in Bismarcks Entwicklung ebenfalls mit Aufmerksamkeit verfolgt. Es war für die Denkweise des damaligen Auskultators eine lästige Aufgabe gewesen, am alten Berliner Stadtgericht Protokolle zu führen, die inhaltlich zu billigen er selten imstande war. Schon 1836 ging er zur Verwaltung der Rheinlande über, und bestand Mitte 1836 in Aachen die zweite Prüfung, worauf er in die dortige Regierungsbehörde aufgenommen wurde. Über Mangel an Verständnis und persönlichem Wohlwollen der Vorgesetzten, insbesondere des Aachener Regierungspräsidenten Grafen v. Arnim-Boitzenburg, hatte Bismarck kaum zu klagen. Ja, man trieb die Rücksicht auf seine kund gegebene Absicht, nachher in die Diplomatie einzutreten, so weit, daß er selbst bitten mußte, länger bei den einzelnen Dienstzweigen belassen zu werden. Auch hierin kam man ihm dann entgegen, indessen zog der junge Referendar, wie Wolf weiter darlegt, von allen Gelegenheiten zur Mehrung seines Wissens und Könnens nur geringen Nutzen. „Die Arbeit lastete in der Hauptsache auf den Subalternbeamten, wie das bei der bürokratischen Auffassung des Dienstberufes natürlich war, und es ist für den damaligen Geist der Regierung immerhin charakteristisch, daß der Konsistorialrat Besserer von Bismarcks Tätigkeit in seinem Geschäftsbereich hervorhebt, sie habe eine Menge

Nummern enthalten." Genug, Bismarck teilte bald trotz so vieler Nummern das dortige Geschick aller höheren Beamten: er hatte zu wenig wirkliche Beschäftigung. „Im Strudel eines Genußlebens, welches die Bäderstadt Aachen mit sich brachte, wurde dieser Umstand dem jungen Referendar verhängnisvoll. Wenn er schon von vornherein die Erwartungen nicht bestätigt fand, mit denen er nach seiner Auffassung von Dienstpflichten bei der Regierung eintrat, verlor er erst recht durch die mangelhafte Verwendung den zu seinem Berufe erforderlichen Ernst. Die Fähigkeit, das richtige Urteil, die Güte seiner Ausfertigungen, die Schnelligkeit seines Arbeitens fanden durchweg Anerkennung, in das Lob aber mischte sich mancher Tadel über fehlenden Fleiß und Eifer und über die Mißachtung des Gebots gewissenhafter Pünktlichkeit und strenger Ordnung. Bismarcks Unlust an den Aachener Regierungsgeschäften steigerte sich schließlich derart, daß er am 1. Juni 1837 erstmalig um Urlaub nachsuchte. Mit seinen Amtspflichten nahm er es immer leichter. Er verließ Aachen, begab sich rheinaufwärts nach Wiesbaden, welches mit Aachen an Kostspieligkeit und Üppigkeit reichlich wetteifern konnte und noch nach anderthalb Jahrzehnten Bismarck die Erinnerung an die dort 1837 unnütz in amüsanter Gesellschaft vertrödelten Stunden schmerzlich in das Gedächtnis zurückrief. Bis in die Schweiz erstreckte sich die Erholungsreise, und Bismarck überschritt ohne vorherige Anfrage den ihm gewährten Urlaub um Monate." — Damit war allerdings eine Wiederaufnahme der Aachener Tätigkeit verscherzt. Als Bismarck endlich daran dachte, den selbsterteilten Urlaub durch ein nachträgliches Gesuch formell zu begründen, schlug Graf Arnim es ab und wies auf Bismarcks gelegentlich geäußerten Entschluß hin, in die Verwaltung einer altpreußischen Provinz überzugehen. Es geschah so: Bismarck trat zur Regierung in Potsdam über. Immerhin fühlte er sich wohl, von den finanziellen Nachwehen seiner wilden Fahrt ganz abgesehen, nicht mehr recht am Platze. Denn gerade bei Leuten mit echtem Pflichtgefühl zeigt es sich fast regelmäßig, daß sie eine selbstverschuldete zeitweilige Entfremdung von den Obliegenheiten innerlich schwer ausgleichen können, gleichsam als verziehen sie sich's nicht. Sonst hätte der junge Mann, was G. Wolf zwar auf dem kunstrednerischen Wege moderner Bismarck-Forschung etwas verdunkelt, in Potsdam unter M. F. von Bassewitz die Scharte trefflich auswetzen können. So aber

nahm Bismarck bald, während seiner Einjährigenzeit, veränderte Familienverhältnisse daheim zum Anlaß, aus dem Staatsdienst zu scheiden und sich auf dem Kniephof in Pommern „zu vergraben". Er war zu Großem geboren, und noch in den Feuerjahren, darum ermüdete er am kleinen.

17. Ein kameradschaftlicher Dienst.

Im Jahre 1838 ließ sich Otto von Bismarck von den Gardejägern in Potsdam zum 2. Jägerbataillon nach Greifswald versetzen, um zugleich in Eldena Landwirtschaft studieren zu können. Es schien ihm und seinem Bruder Bernhard wünschenswert, daß sie einen Teil der von den Eltern überkommenen Güter selbst bewirtschafteten und dadurch wieder zu heben suchten. Ottos Kenntnisse in der Landwirtschaft waren nur oberflächlich, im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Bernhard, der keiner größeren Ausbildung bedurfte. Der Einjährige hörte fleißig die Vorlesungen der Akademie, trotzdem zeigte er sich nicht nachlässig als Soldat, auch war er ein guter Kamerad. Einmal stand Otto von Bismarck beim Sektionsmarschieren im Gliede vor einem Soldaten, der später Gutsbesitzer in Pommern wurde. Ihm leistete er einen kameradschaftlichen Dienst. Es war damals bei den Jägern Mode, außer Dienst zu schießen, besonders dann und wann einen der in der Gegend unzähligen Störche zu erlegen. Verbote wurden zwar dagegen erlassen, aber vergeblich. „Einmal marschierten die Jäger von einer Übung heim, Bismarck hinter dem erwähnten Kameraden. Da kommt eine Schar Störche, und dem Hintermann fällt es ein, dazwischenzuschießen. Da die Offiziere sich in ziemlicher Entfernung von den Jägern befanden, glaubte der Kamerad, ungestraft davon zu kommen. Allein sie hatten den Schuß doch vernommen und näherten sich sofort der Truppe. Es wurde Halt befohlen und der Hauptmann ordnete eine Gewehrrevision an. Im ersten Gliede sind die Gewehre in Ordnung, es wird das zweite durchgegangen. Der Einjährige mit dem schlechten Gewissen sieht mit Schrecken seine Hoffnung auf das Reserve-Leutnants-Patent in nichts aufgehen. Schon beabsichtigt er, was er gleich anfangs hätte tun müssen, freiwillig vorzutreten, als ihm Bismarck zuflüstert: „Aufgepaßt! Gewehr in den linken Arm! Wir tauschen die Büchsen!"

Im nächsten Augenblicke fliegt Bismarcks Büchse nach hinten und die des Kameraden nach vorn. Den Vorgang und das geschickte Auffangen hat kein Offizier bemerkt, das Leutnants-Patent ist gerettet."

Interessant ist die Beschreibung Bismarcks durch einen Kameraden aus jener Zeit. In ihr heißt es: „Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservierte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog, oder denen er sich nicht freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart und hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verriet, mit unverhohlenem Widerwillen und Verachtung von sich wies."

18. Lebensrettung des Reitknechts Hildebrand vom Tode des Ertrinkens.

Im Juni des Jahres 1842 machte Bismarck mit der Stargarder Landwehr-Ulanen-Eskadron eine Landwehrübung bei Lippehne in der Neumark mit. Diese Zeit sollte ihn zu einer schönen Tat veranlassen, indem er für die Errettung seines Reitknechts Hildebrand, des Sohnes seines Försters, aus den Fluten des Wendelsees bei Lippehne die Rettungsmedaille erwarb. Es war am 24. Juni 1842 zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, als Otto von Bismarck in Begleitung der Leutnants von Klitzing, von Schneuden und anderer seine Pferde zwischen der Brücke und der Gotthardschen Gerberbank durch seinen Reitknecht Hildebrand und den Ulanen Kühl schwemmen ließ. Er stand mit den Kameraden auf der Brücke und sah zu. Hildebrand ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Vielleicht hatte er die Zügel falsch gefaßt, denn der Gaul begann sich sehr bald im Kreise zu drehen. Wie sehr auch Hildebrand sich bemühte, das Tier herumzureißen, es half nichts, vielmehr bäumte es und warf den

Knecht ins tiefe Wasser. Der Ulan Kühl ritt schnell zu Hilfe heran, aber das Ufer war sehr abschüssig, und so stürzte er über den Kopf des unter dem Wasser versinkenden Pferdes ebenfalls in den See. Er hatte infolgedessen mit sich zu tun und konnte mit Not sich selbst durch Anhalten an sein dem Ufer zuschwimmendes Pferd retten. Kaum sah aber Bismarck, wie sein Reitknecht mit dem Tode rang, als er sich in voller Uniform, wie er war, selbst mit Handschuhen bekleidet, von der etwa fünfzehn Fuß hohen Brücke in den See warf, mit starken Armen ausgriff und glücklich den mit dem Tode Ringenden faßte. In seiner Angst aber umklammerte Hildebrand den Leib des Leutnants und riß ihn mit in die Tiefe. Eine Zeit lang waren beide zum Entsetzen der Zuschauer unter dem Wasser verschwunden und scheinbar verloren. Dann sah man Blasen aufsteigen, darauf Wasserschwall emporquellen, und auf einmal erblickte man den Leutnant, wie er schwimmend den Diener hinter sich herzog. Er hatte mit diesem in der Tiefe einen Kampf bestanden, um sich aus der Umklammerung zu befreien. Es war ihm gelungen, nun rang er sich mit ihm empor und zog ihn ans Land, wo er den Ohnmächtigen bald zur Besinnung brachte. Damit aber nicht genug, bemühte er sich, Hildebrands noch im See treibendes Pferd zur Gerberbank am Gotthardschen Garten zu lenken, wo er es gleichfalls rettete.

So steht, ein paar Berichtigungen ausgenommen, in der Lippehner Chronik, welche der Oberpfarrer Stöhr verfaßte, zu lesen. Der Chronist setzte hinzu: „An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben eines Menschen." Und im Jahre 1866 schrieb er an den Rand: „Was hätte man geurteilt, als ich vor dem Herrn Leutnant von Bismarck im Hause Nr. 206 in der Stube links der Eingangstür saß und ihn nach seinem werten Namen und Stand fragte, um die Tat hier niederschreiben zu können, wenn ich ihm hätte sagen können: „Wie Sie heute Ihren Reitknecht aus dem hiesigen Wendelsee gezogen haben, so werden Sie einst Deutschland retten."

Wie erwähnt, erhielt Bismarck für die schöne Tat die Rettungsmedaille, und er trug sie mit Stolz, lieber noch als die anderen hohen

Orden, die er nachmals erwarb. Sie gab ihm auch einmal, als er Bundesgesandter zu Frankfurt am Main war, Veranlassung, einen hochgestellten, reich besternten österreichischen Herrn abzutrumpfen. Dieser blickte spöttisch auf die einfache Auszeichnung, welche allein Bismarcks Brust schmückte, und erkundigte sich bei diesem mit gemachtem Interesse nach der Bedeutung des Ordens, der ihm völlig unbekannt sei. Schlagfertig erwiderte Bismarck: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten."

19. Bismarck scheidet als Referendar aus dem Staatsdienst.

Otto von Bismarcks Vater, der Rittmeister Ferdinand von Bismarck, hatte seinen beiden Söhnen Bernhard und Otto seine tiefverschuldeten pommerschen Güter zur Bewirtschaftung übergeben und sich nach Schönhausen zurückgezogen. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es den Brüdern, mit unermüdlicher Tatkraft die verwahrlosten Güter wieder ertragfähig zu machen. Allein bei aller Schaffensfreudigkeit fand Otto von Bismarck im Landleben nicht volle Befriedigung. Er vermochte seiner Mißstimmung öfter nicht völlig Herr zu werden. Daher rieten ihm seine Freunde und auch sein Bruder Bernhard, noch einmal bei der Staatsverwaltung einzutreten, denn für diese habe er entschieden Talent. Ihn selbst widerte der jetzige Zustand so an, daß ihm das Joch des Bürolebens noch erträglicher erschien. Machiavelli, Spinoza, Byron, Geschichtsstudium, nichts hatte ihn hinlänglich befriedigen können, also auf nach Potsdam zum verlassenen Arbeitsschemel! So viele hatten ja als Tintenspion ihre Befriedigung gefunden, vielleicht ward sie ihm mit der Länge der Zeit als solchem auch zuteil. Allein der Entschluß war nicht zu seinem Heile. In Kniephof hatte er eine Art ideales Junkerleben durchkostet, viel Selbständigkeit gewonnen, dazwischen auf großen Reisen nach England, der Schweiz, nach Paris reiche Kenntnisse der Menschen und Verhältnisse erworben, jetzt sollte er sich zu Gemüte führen lassen, daß er gar nichts war und noch starke Unerfahrenheit besaß. Er sollte sich kleinlichen Menschen unterordnen — das empörte denn doch sein altes Burschenblut zu heftig. Keine Antwort blieb er seinem Chef, der ihn vielleicht etwas zu schroff behandelte, schuldig, oft fielen sie sogar scharf aus. Das bewirkte

steigende Erbitterung auf beiden Seiten. Einmal machte er dem Chef klar, daß in der Gesellschaft ein Herr von Bismarck ebensoviel sei als ein Herr von X. Wieder einmal vergaß der Chef die Anwesenheit des Referendars in seinem Zimmer, stellte sich wie selbstvergessen ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf einer Scheibe. In Bismarck kochte es, er stellte sich ebenfalls an ein Fenster und trommelte den Dessauer Marsch. Für alle derartigen kleinen Lehren suchte sich einst der Chef zu rächen, indem er Bismarck eines Tages eine Stunde in seinem Vorzimmer warten ließ. Als er ihn dann vorließ, fragte er in kurzer Weise: „Was wünschen Sie?" Bismarck entgegnete rasch entschlossen: „Ich war hierher gekommen, um Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied." *)

Damit war die Verwaltungslaufbahn zu Ende. Es war im Anfang des Jahres 1844. Nun pflegt er ironisch von sich zu sagen, daß er ein „verunglückter Referendar" sei.

20. Der tolle Bismarck.

Bekanntlich führte der spätere Gründer des Deutschen Reiches in seiner Jugend den Beinamen der „tolle Bismarck". Daß er diese Bezeichnung vollauf verdiente, beweist folgende Erzählung des Landrats von Marnitz, die Keudell in seinem Buche wiedergibt:

„Eines Abends wollte ich mit einem Freunde von Regenwalde nach Naugard fahren. Es war schon spät, als wir durch Kniephof kamen, und wir beschlossen, dort die Nacht zu bleiben. Bismarck empfing uns sehr freundlich, sagte aber sogleich, er könne uns am nächsten Morgen keine Gesellschaft leisten, da er schon um 7 Uhr

---

*) D. Bernhard Rogge erzählt den Vorgang in etwas abweichender Form. Danach war Bismarck gekommen, sich Urlaub zu erbitten, um seinen Bruder Bernhard in landrätlichen Geschäften vertreten zu können. Der Präsident, wie es hier heißt, ließ Bismarck längere Zeit im Nebenzimmer warten, während letzterer durch die geöffnete Tür sich überzeugen konnte, daß der Herr Präsident ruhig an seinem Arbeitstische saß. Über diese rücksichtslose Behandlung verstimmt, begann sich Bismarck im Nebenzimmer dadurch bemerkbar zu machen, daß er zuerst ganz leise, dann stärker und stärker den Dessauer Marsch mit den Fingern an der Fensterscheibe trommelte. Jetzt endlich erhob sich der Herr Präsident von seinem Sitze und trat in das Nebenzimmer, indem er in wenig verbindlichem Tone an den dort wartenden Bismarck die Frage richtete: „Was wünschen Sie?" „Ich war gekommen, um mir für einige Zeit Urlaub zu erbitten," erwiderte Bismarck „jetzt bitte ich um meinen Abschied."

nach Naugard fahren müßte. Das wollten auch wir. Er empfahl uns wiederholt, nicht so früh aufzubrechen, sagte aber endlich: „Gut, wenn Ihr es denn nicht anders wollt, so werde ich Euch um halb sieben wecken.“

Es war ziemlich spät, als er uns die Treppe hinauf zum Schlafzimmer geleitete. Vor dem Einschlafen sagte mein Gefährte: „Ich habe mehr getrunken, als ich gewohnt bin, und möchte morgen ausschlafen.“ „Das wird nicht gehen,“ sagte ich, „denn nach dem, was wir abgemacht haben, wird Bismarck uns um halb sieben mobil machen.“ „Abwarten,“ sagte der andere, verschloß die Tür und schob mit äußerster Kraftanstrengung einen schweren Schrank davor. Um halb sieben — es war schon hell — ruft Bismarck vor der Tür: „Seid Ihr fertig?“ Keine Antwort. Er drückt vergebens auf die Klinke und stößt mit dem Fuß die alte Tür ein, kann aber des Schrankes wegen nicht weiter. Bald darauf ruft er im Hofe: „Seid Ihr fertig?“ Kein Laut. Sogleich krachen zwei Pistolenschüsse, die Fensterscheiben klirren, und Kalk von der angeschossenen Decke fällt auf das Bett meines Gefährten. Da gibt dieser das Spiel verloren, bindet ein Handtuch an seinen Stock und steckt es als Friedensfahne zum Fenster hinaus. Bald darauf waren wir unten. Bismarck empfing uns beim Frühstück mit gewohnter Liebenswürdigkeit, ohne seinen kleinen Sieg zu erwähnen.“

21. Ein Brief Bismarcks an seine Schwester Alwine.

Bismarcks Schwester Alwine verheiratete sich 1844 mit dem Landrat Oskar von Arnim in Angermünde. Er schrieb ihr bald nach ihrem Weggange von Schönhausen einen Brief, der nach jeder Seite hin köstlich zu nennen ist. Er hielt sich damals in Schönhausen, wo er überhaupt gern weilte, beim Vater auf:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obendrein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und tun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß

und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben, ich bin also lieber ganz zurückgetreten. Nächst dem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt sechs Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „Hu, la, la, he, he, faßt, häh, häh!“ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Bewunderung im Tone: Nein, nicht das mindeste. Dann gehen wir auf einen andern Busch, dessen vermutlich Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno*). So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo**) geschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl! ***) Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen wenig Zeit bleibt, Predigers zu besuchen; da sie keine Stimme im

---

*) vom Zeichen an wiederholen.

**) zu gleicher Zeit.

***) Er versuchte bekanntlich zwei Uhren in gleichen Gang zu bringen, was ihm aber nicht gelang.

Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht da gewesen, es war nicht möglich. Bellin*) ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ostsüdost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8 Grad, der Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen, wer bei Euch und Kurts gewesen ist, wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie sich die Bedienung aufgeführt hat, ob die Türen knarren und die Fenster dicht sind, kurz Tatsachen, Fakta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht, avis au lecteur!**) Antonie hat ihm zu seinem Geburtstage einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Vater sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Rohrs sind neulich hier durchgefahren, ohne etwas von sich merken zu lassen, nachdem sie im Kruge zu Hohengöhren zwei Stunden gefüttert und mit Frau und Kind bei zehn rauchenden Bauern in der Bierstube gesessen haben. Bellin behauptet, sie wären mit uns unzufrieden — das wäre hart und würde mir meinen liebsten Umgang verkümmern. Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint zu Weihnachten. Übermorgen ist in Genthin café dansant, den ich en passant***) besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrat zu feuern und auf vier Monate von dem Kreise Abschied zu nehmen. Die ... habe ich kennen gelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen. Grüß Oskar herzlich und lebe wohl ... Ganz Dein eigener for ever†) Bismarck.

22. Der schwere Deichhauptmann.

In seinen „Gedanken und Erinnerungen" spricht Fürst Bismarck wenig über seine Deichhauptmannszeit. Auch sonst findet man,

---

*) Wirtschafts-Inspektor auf dem Gute Schönhausen.

**) zur Nachricht für den Leser, wohl zu merken.

***) ein Kaffeekränzchen, das ich gelegentlich besuchen werde.

†) für immer.

abgesehen von den Briefen, sehr wenig darüber. Eine mehrfach erzählte Episode gibt G. Winkel im Jahresbericht des Altmärkischen Geschichtsvereins von 1903: „Als Herr von Bismarck gelegentlich einer Deichbesichtigung sich einst durch das plötzlich ihn umspülende Wasser am Weiterschreiten verhindert sah, erbot sich ein an der Stelle angelnder Schönhäuser Bauersmann, ihn über die unpassierbare Stelle hinauszutragen. „Aber lieber Pütsch, ich wiege 182 Pfund." „Det schadt äm nischt", erwiderte Pütsch, „unsern gnädigen Herrn Deichhauptmann dragen wi all mit Freuden, un wenn he ok twee-hundert Pund wägen deit."

23. Ein französisches Werk über Bismarck.

Unter den Männern, die im deutsch-französischen Kriege Deutschland die Siegesbahn geebnet haben, ist keiner den Besiegten so verhaßt wie Bismarck. Der Haß gilt nicht nur dem überlegenen Staatsmann, der als treibende Kraft des Krieges betrachtet wird, sondern auch dem Menschen, denn die nationale Eitelkeit, der Rasseninstinkt empfanden die Demütigung um so bitterer, als ihnen in Bismarck die Verkörperung der feindlichen Nation, die markigste Zusammenfassung des deutschen und preußischen Wesens entgegentrat. Anerkennung verdient deshalb ein französisches Werk über Bismarck, das nicht nur strenge Sachlichkeit verspricht, sondern auch, soweit der bisher vorliegende, bis 1862 reichende erste Band einen Schluß zuläßt, in Wirklichkeit sachlich ist: „Bismarck et son temps"*) von Dr. Paul Matter, Staatsanwalt am Seinetribunal. Das Buch zeigt die Vorzüge, die solchen französischen Arbeiten gewöhnlich nachzurühmen sind: Klarheit, elegante Darstellung, künstlerische Abrundung und einen gesunden Verstand, der sich nicht in tiefsinnige, aber häufig auffällige und höchst persönliche Spekulationen verliert. Obschon dem französischen Empfinden hier und da, mehr in der Form als in der Sache, begreifliche Zugeständnisse gemacht sind, merkt man zwischen den Zeilen doch oft ein warmes Wohlgefallen an der reckenhaften Figur Bismarcks. Das geschickt geordnete Material ist aus deutschen Quellen zusammengetragen, es bringt kaum Neues. Statt historische Kritik zu üben, wollen wir durch Wiedergabe einzelner

---

*) Bismarck und seine Zeit.

Stellen zeigen, wie sich das Bild des eisernen Kanzlers im Kopfe eines gerecht urteilenden, unterrichteten Franzosen malt.

Nach einer Charakteristik der Eltern Bismarcks, namentlich der geistvollen, unruhigen, etwas herzenskühlen Mutter, betont der Verfasser, daß sich auf Bismarck nur die Eigenschaften des väterlichen Stammes vererbt hätten: „Da ist zuerst die Seite: Junker, großer Nimrod, großer Esser, großer Trinker. Man weiß, mit welchem Stolz der Kanzler sich seiner Heldentaten in Bacchus und seines diensttüchtigen Magens rühmte, das bildete ein lustiges Thema bei der Tischunterhaltung in Versailles; mitten im Kriege war er glücklich, in Ferrières zu jagen. Früher, sagte er mit Trauer und Neid, war ich ein echter Landedelmann. Die derben Schwänke des jungen Studenten stammen aus derselben Quelle, ebenso die tollen Ritte seines dreißigsten Jahres, die endlosen Pürschgänge. Fast alle Bismarcks sind Soldaten gewesen, sie haben ihrem Geschlecht die militärischen Neigungen tief eingeprägt, Otto war ihr Erbe, nicht nach seinem Beruf, sondern nach seinem Charakter. Er hat niemals in der aktiven Armee gedient, als Beamter, Landwirt, Abgeordneter, Abgesandter, Minister, Kanzler, ist er immer in der zivilen Laufbahn geblieben, aber er hat sich trotzdem als Soldat betrachtet, und zwar aus Familienüberlieferung. Unter meinen Vorfahren hat es keinen gegeben, der nicht den Degen gezogen hätte, sagte er zu Busch. ... Diese Vorliebe für das Militär war nicht eine Frage kleinlicher Ruhmsucht oder der Mode, es war ein Charakterzug. Die Abenteuer seiner Vorfahren, Haudegen und Eisenfresser, erhitzten seinen kindlichen Sinn. Die Erzählungen eines Verwandten über die Kriege gegen Napoleon übten, nach seiner eigenen Angabe, einen starken Einfluß auf seine Jugend. Die Folge davon war seine Bewunderung der brutalen Kraft, die Verachtung der Schwachen, Ansichten, die sein Leben als Landjunker noch verstärken sollte. Daher kommen auch seine gefühllosen und unheimlichen Scherze über die Einwohner von Bazeille, die von den Flammen verzehrt, nach gebratenen Zwiebeln riechen." (Aus was für einer Quelle mag Matter hier geschöpft haben?) Die Studentenzeit Bismarcks kommt insofern zu kurz, als der französische Verfasser sich an die rauhen, zuweilen rohen Außenseiten des deutschen Studentenlebens stößt, das mit seiner Stählung des Charakters und seiner oft in befremdlicher Hülle verborgenen frischen Poesie dem Ausländer ein unbekanntes Land ist;

sein Urteil ist keineswegs schroff, aber doch etwas pharisäerhaft. Er erkennt an, daß auch die wilde Göttinger Zeit für Bismarck, den er übrigens fälschlich zum Senior der Hannovera erhebt, nicht ohne wissenschaftlichen Nutzen gewesen sei.

Nach den Versuchen Bismarcks im Staatsdienste kommen die Jahre, die er der Bewirtschaftung der väterlichen Güter widmet, welche infolge der üppigen Lebenshaltung der Eltern dem Ruin nahe waren. „Die plötzliche Enthüllung dieses Zustandes war für Otto ein gewaltiger Schlag. Er lebte ohne Sorgen, reich, glücklich. Jählings tauchten Sorgen und Bekümmernisse auf. Zum ersten Male zeigte sich sein Charakter im ganzen Feuer seiner Tatkraft, er bot den Schwierigkeiten die Stirn und faßte mit jener Schnelligkeit, die später seine Kraft stützen sollte, männliche Entschlüsse." Der Aufenthalt in Pommern „hatte auf Bismarck einen tiefen und unauslöschlichen Einfluß. Um seinen rauhen Charakter ganz zu begreifen, muß man diesen Teil Pommerns besucht und sein rauhes Klima empfunden haben. Die Ebene verläuft in der Ferne, traurig und eintönig, der Wind des Baltischen Meeres, den nichts aufhält, durchfegt sie mit wilden Stößen. Der Winter ist schrecklich, das Thermometer fällt oft auf 20 Grad Kälte, der Schnee dehnt sich ins Unendliche, häuft sich auf den Wegen, tötet alles Leben. Im Frühjahr überschwemmen Tauwetter und Regengüsse das Land. Der Boden ist wenig fruchtbar, die Städte sind klein und dünn gesät, Naugard, die nächste Stadt bei Kniephof, ist nur ein Marktflecken mit niedrigen Häusern, schlecht gepflasterten Straßen, ärmlichen Läden und einfachen Wirtshäusern. Die Landedelleute haben als Zerstreuung nur die Jagd, irgend eine Festlichkeit mit scharfem Trunk, einen Abstecher nach Stettin oder Berlin." In diesem Landschaftsgemälde ist wohl, wie bei einem Meister der alten Schule, zu reichlich schwarze Farbe verwandt. „Die Güter werden in Ordnung gebracht, die besser bewirtschafteten Ländereien bringen regelmäßigen Ertrag. Jedes Jahr kann Bismarck das Anlagekapital vermehren. Die Leute fühlen sich unter guter Leitung, der junge Herr ist zuweilen kurz angebunden, aber er liebt sie, er versteht sie, er teilt ihre Sorgen und Freuden." Wenn Matter sich mit Bismarcks Aufführung, die ihm den Namen des tollen Junker eintrug, vom Standpunkte des mäßigen, die Form hoch schätzenden Franzosen nicht recht abzufinden weiß und den tieferen Grund, das faustische Aufbäumen einer reichen

3

und starken Natur gegen ein allzu enges Leben kaum streift, so ist folgende Stelle zwar etwas zahm, aber nicht ohne Wahrheit: „Trotz all des unruhigen Treibens ist Bismarck allein, immer allein, auch wenn er mit den andern zusammen ist; mit seinem Bruder verknüpft ihn nur ein schwaches Band, Moritz von Blankenburg, sein einziger Freund, ist verlobt und verheiratet, wohnt ziemlich weit und ist oft abwesend; er hat keinen Menschen, dem er sich anvertrauen könnte, und in den vergnügtesten Briefen merkt man eine gewisse Schwermut. Er verkehrt wenig mit Frauen. Er ist kein Urbild der Tugend, aber seit seinem liederlichen Leben in Aachen (?) widert ihn die Ausschweifung an. Alte Damen, geschworene Ehestifterinnen, haben versucht, ihn zu angeln, haben ihm ihre blonden, allerliebsten Gretchen vorgestellt, diese niedlichen Kinder haben nicht länger sein Wohlgefallen erregt, als man eine flüchtige Artigkeit sagt. Es fehlt ihm ein Frauenherz, dem er sich erschließen kann. Bald findet er es in seiner Schwester, der liebenswürdigen und zarten Malwine von Bismarck; Alter und Raum trennen sie, aber sie liebt diesen großen, barschen Mann, und Otto findet ein eigentümliches, süßes Behagen darin, sich diesem jungen Mädchen anzuvertrauen. Seine Briefe enthalten eine einzigartige, ursprüngliche Mischung von Ironie und Zärtlichkeit, er macht sich lustig über die andern, über sich selbst, aber nie über das Kind."

Allmählich verliert Bismarck die Lust an heiteren Gelagen, er schlägt, zuerst aufs Geratewohl, geschichtliche Werke auf und studiert Geographie. „Sein gewaltiges Gedächtnis hält die kleinsten Einzelheiten fest, und später durchwirkt er seine Reden mit fern abliegenden und genauen Erinnerungen. Die ausländische Literatur wird ihm geläufig, er spricht fließend Englisch und Französisch, bedient sich ebenso eleganter wie treffender Ausdrücke, findet ohne Anstrengung und Suchen das bezeichnende Wort, das einen Gedanken einordnet, eine Lage klarstellt, er kann sogar etwas Italienisch und Holländisch, er liest die Dichtungen dieser verschiedenen Sprachen, er fühlt sich hingezogen zu den englischen Poeten Shakespeare, Byron und der Seeschule; unter den Franzosen bevorzugt er Musset und Béranger. Er studiert auch philosophische Werke; Spinoza ist ihm vertraut, er steckt noch im Pantheismus*) seiner Mutter." Später

*) Der Glaube, daß das Weltall selbst Gott sei.

kommt Matter auf Bismarcks religiöse Ansichten zurück und schildert, wie er sich, besonders unter dem Einfluß seiner frommen Gattin, nach fast völliger Ungläubigkeit, vagem Vernunftglauben und vergeblichem Studium von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer wieder der christlichen Lehre zugewandt habe.

Über das erste Auftreten Bismarcks im vereinigten Landtag, am 17. Mai 1847, sagt Matter: „Es war keine geringe Überraschung, diesen großen Burschen zu sehen, wie er allen unbekannt, ohne politische Vergangenheit, tollköpfig seinen alles ausschließenden Patriotismus bekannte. Er setzte sich gleich beim ersten Waffengang in Geltung durch seinen Mut, die Festigkeit seiner Überzeugungen, die kernige Kraft seiner Erklärungen. Er war kein Redner, er war es niemals, auch nicht zur Zeit seines Glanzes, wo die Umstände ihm ein tatsächliches Ansehen sicherten, die der Wortberedsamkeit überlegen ist. Seine Stimme ermangelte der Kraft und seine Redeweise des leichten Flusses, seine Rede wurde oft von einem Stottern unterbrochen, als wenn er nach dem Ausdruck suche, der am besten seinen Gedanken wiedergäbe, zuweilen ärgerte er sich und war auf dem Punkt, zornig aufzubrausen, dann nahm er wieder den gewöhnlichen Ton auf; er hatte seinen Zorn beherrscht, der sich nur noch in einigen beißenden Hieben äußerte. Er hatte nicht die edle und gemessene Sprache, die den Versammlungen von 1848 gefiel, aber sein Wort war scharf, einfach, beseelt von der Tiefe seiner Überzeugung und dem festen Willen, den Gegner niederzuschlagen, gewürzt durch volkstümliche, geistreiche oder boshafte Spitzen... Seine wenigen Worte hatten genügt, ihn einzuführen; er war nicht erstaunt darüber, er kannte seine Kraft, er wurde nicht eitel, sondern empfand nur eine gewisse Freude, indem er feststellte, daß es ihm gelungen war, einigen Einfluß auf eine große Menge auszuüben."

24. Ereignisse im März 1848.

Als Bismarck die Kunde von den Berliner Ereignissen des 18. und 19. März 1848 in Schönhausen erhielt, wollte er mutig das Wagstück unternehmen, mit den treuen altmärkischen Bauern den König zu befreien, der angeblich in den Händen der Aufständischen sein sollte. Er erzählt darüber in den „Gedanken und Erinnerungen" folgendes: „Am 20. (März) meldeten mir die Bauern in Schönhausen, es seien Abgeordnete aus dem dreiviertel Meilen entfernten

3*

Tangermünde angekommen mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Turme die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wieder zu kommen. Ich fragte die Bauern, ob sie sich wehren wollten, sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften „Ja", und ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Ich ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, die Form des eisernen, auf dem Turme aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa fünfzig bäuerliche Jagdgewehre zum Vorschein kamen. Ich selbst besaß, mit Einrechnung der altertümlichen, einige zwanzig, und ließ Pulver durch reitende Boten von Jerichow und Rathenow holen. Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem König nach Berlin zu Hilfe zu ziehen, besonders begeistert einen alten Deichschulzen Kruse in Neuermark, der in meines Vaters Regiment „Karabiniers" Wachtmeister gewesen war. Nur mein nächster Nachbar*) sympathisierte mit der Berliner Bewegung, warf mir vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Ich erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das tun, so schieße ich Sie nieder." „Das werden Sie nicht", meinte er. „Ich gebe mein Ehrenwort darauf," versetzte ich, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das."

25. Aus den Erinnerungen Viktor von Unruhs.

An Viktor von Unruhs parlamentarische Tätigkeit knüpfen sich mancherlei Erinnerungen der bewegten Zeit des Jahres 1848. Er war Präsident der Nationalversammlung. Bei den Wahlen zur Zweiten Kammer wurde er von Magdeburg wiedergewählt. Seine erste persönliche Bekanntschaft mit dem gleichzeitigen Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen datiert aus jener Zeit. In seinen Erinnerungen schreibt darüber von Unruh:

---

*) Staatsanwalt a. D. Gärtner, der Besitzer des größeren, von Bismarcks Vater verkauften Rittergutes in Schönhausen.

„Derselbe machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck, so entgegengesetzt auch unser politischer Standpunkt war. Sein frisches Wesen, seine treffenden, originellen Bemerkungen und seine Mitteilsamkeit zogen mich an. Es sprach sich sehr gut mit ihm, auch wich er von der gewöhnlichen Form der Reaktionäre bedeutend ab. So unter anderem leugnete er gar nicht, daß er ein Junker sei, sondern äußerte gerade heraus zu mir: „Ich bin ein Junker und will auch Vorteile davon haben." Ich glaubte ihn richtig zu verstehen, daß er nicht sowohl Vermögensvorteile als solche der Stellung und des Einflusses meine. Deshalb antwortete ich ihm: „Dann ist mit Ihnen zu reden und zu verhandeln. Mit den Herren von der Rechten, die immer das Staatswohl im Munde führen und die ganz Uneigennützigen spielen, ist kaum zu sprechen." In den Abteilungen saßen, wie im Hause, die Abgeordneten nach Fraktionen geordnet. Bismarck aber nahm seinen Platz in der Abteilung in der Regel bei der Opposition, mir gerade gegenüber. Wir waren inzwischen bekannt genug geworden, um ihn zu fragen, was uns die Ehre verschaffte, ihn auf unserem Flügel zu sehen. Bismarck erwiderte lachend: „O, das ist ganz einfach. Drüben bei meinen Freunden ist es sehr langweilig; hier unterhalte ich mich besser."*)

26. Bismarck als Familienvater.

Nach den vielen Beratungen und Kämpfen in der preußischen Zweiten Kammer und im Erfurter Unionsparlament sehnte sich Bismarck lebhaft danach, in Schönhausen der Erholung zu leben. Wie er diese Mußezeit verlebte, hat er in einer Reihe humoristischer Briefe kund gegeben. Am 25. Juni 1850 z. B. schrieb er seiner Schwester, Frau von Arnim:

„Einen feierlichen Gratulationsbrief schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, 24. (ich sage es nicht weiter) Geburtstag. Du bist nun wirklich volljährig, oder möchtest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlecht anzugehören, dessen Glieder nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn

*) Mitgeteilt von Dr. Max Dembski.

ich Dich, hoffentlich in 14 Tagen, à portée de voix humaine *) vor mir sehe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Leutnants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70stes Lebensjahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem „siehst du wohl, ach wenn das arme Kind die See hätte gebrauchen können!" Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm tränig und verklebt sind.... Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es geschehen ist, gewinne ich der Sache auch eine rosafarbene Seite ab und freue mich herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst 10 Fuß über die Erde ragend kenne, und demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des baltischen Meeres zu greifen."

Ein zweiter Brief vom 8. Juli 1850 an dieselbe Adresse hat folgenden Wortlaut: „Gestern kam ein Brief von Oskar**), nach welchem er morgen auch in Berlin sein, aber erst am Donnerstag heimkehren wird; es tut mir sehr leid, daß auf diese Weise Eure Pferde zwei Tage hintereinander in Atem gehalten werden, denn Oskar wird nicht am Mittwoch reisen können, und für uns wäre es übel, anderthalb Tag ohne die mindeste Veranlassung zu Geschäften oder sonst etwas in Berlin zu bleiben. Auch möchten wir mit Kindern und Mägden, Oskar, Johanna und ich doch nicht in einen Wagen gehen..... Ich sehe mich schon mit Kindern auf dem Genthiner Bahnsteig, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, naserümpfender Gesellschaft, Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz?..... im nächsten Jahre muß ich

---

*) So weit die menschliche Stimme reicht.

**) Oskar von Arnim, Gemahl der Schwester Bismarcks.

sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wut auf und kann nicht schlafen vor Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartien" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich."

Die Reise fand wirklich statt, machte aber Bismarcks scherzhaftem Unglück ein Ende. Im Oktober 1850 erhielt er plötzlich die Einladung zur Teilnahme an der königlichen Hofjagd in Letzlingen. Er konnte wohl mit Sicherheit erwarten, daß der König auch seines politischen Rates bedurfte. So war es in der Tat.

27. Wo steiht de Franzos?

Im November 1850 wurde Herr von Bismarck als Landwehroffizier zu seinem Regimente einberufen. Auf dem Wege über Berlin zu dem Marschquartier des Regiments — so erzählt Horst Kohl — stieg ein pommerscher Schulze, des Namens Stranzke, zu ihm in den Postwagen. Das Gespräch lenkte sich selbstverständlich bald auf die politischen Ereignisse (Gefahr eines Krieges mit Österreich usw.). Als Stranzke von der Einberufungsordre hörte, die Bismarck bei sich trug, fragte er ganz natürlich: „Wo steiht de Franzos?" und war sichtlich enttäuscht, als ihm Bismarck mitteilte, daß es diesmal nicht gegen die Franzosen, sondern gegen die Österreicher gehen werde. „Das sollte mir doch leid tun, wenn wir auf die „weißen Kollets" schießen sollten," meinte er, „und nicht auf die Hundsfötter von Franzosen." So lebendig lebte in ihm die Erinnerung an die Leidenszeit Preußens nach der Niederlage von Jena und an die preußisch-österreichische Waffenbrüderschaft von 1813/14.

28. General von Peucker.

Aus der Frankfurter Zeit erzählt Fürst Bismarck auch Interessantes von der Vorliebe des Generals von Peucker für Ordensauszeichnungen und kennzeichnet hierbei gleichzeitig seine eigene Stellung zu dem Ordenswesen: „Ich fand in Frankfurt zwei preußische Kommissarien aus der Zeit des Interim, den Oberpräsidenten von Boetticher, dessen Sohn später als Staatssekretär

und Minister mein Beistand sein sollte, und den General von Peucker, der mir Gelegenheit zu meinem ersten Studium über das Ordenswesen gab. Er war ein gescheidter, tapferer Offizier von hoher wissenschaftlicher Bildung, die er später als Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens verwenden konnte. Im Jahre 1812 in dem Yorkschen Korps dienend, hatte er durch Diebstahl seinen Mantel eingebüßt, den Rückzug in der knappen Uniform machen müssen, sich die Zehen erfroren und durch die Kälte anderweitig Schaden erlitten. Trotz seiner äußeren Unschönheit gewann dieser kluge und tapfere Offizier die Hand einer hübschen Gräfin Schulenburg, durch die später das reiche Erbe des Hauses Schenck von Flechtingen in der Altmark an seinen Sohn gelangte. In merkwürdigem Abstand von seiner geistigen Bedeutung stand seine Schwäche für Äußerlichkeiten, die den Berliner Jargon um einen Ausdruck bereicherte. Von jemand, der zu viele Orden gleichzeitig trug, sagte man „er peuckert“.

Bei einem Morgenbesuche fand ich ihn vor einem Tische sitzend, auf welchem seine wohlverdienten, zuerst auf dem Schlachtfelde gewonnenen Orden ausgebreitet lagen, deren herkömmliche Ordnung auf der Brust durch die eben erfolgte Verleihung eines neuen Sternes gestört war. Nach der Begrüßung sprach er mir nicht etwa von Österreich und Preußen, sondern verlangte mein Urteil von dem Standpunkte des künstlerischen Geschmacks über die Stelle, wo der neue Stern einzuschieben sei. Die Gefühle anfänglicher Achtung, die ich aus meinen Kinderjahren für den hochverdienten General überkommen hatte, bestimmten mich, in voller Ernsthaftigkeit auf das Thema einzugehen und seine Erledigung herbeizuführen, ehe wir auf die Geschäfte zu sprechen kamen.

Ich gestehe, daß ich mich, als ich (1842) meine erste Auszeichnung, die Rettungsmedaille, erhielt, erfreut und gehoben fühlte, weil ich damals ein in dieser Beziehung nicht eitler Landjunker war. Im Staatsdienste habe ich diese Ursprünglichkeit der Empfindung schnell verloren; ich erinnere mich nicht, bei späteren Dekorierungen ein objektives Vergnügen empfunden zu haben, sondern nur die subjektive Freude über die äußerliche Betätigung des Wohlwollens, mit welchem mein König meine Anhänglichkeit erwiderte, oder andere Monarchen mir den Erfolg meiner politischen Werbung um ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen bestätigten. Unser Gesandter

von Jordan in Dresden antwortete auf den scherzhaften Vorschlag, eine seiner vielen Dekorationen abzutreten: „Je vous les cède toutes, pourvu que vous m'en laisserez une pour couvrir mes nudités diplomatiques.“*) In der Tat gehört ein grand cordon**) zur Toilette eines Gesandten, und wenn es nicht der des eigenen Hofes ist, so bleibt die Möglichkeit, wechseln zu können, für elegante Diplomaten ebenso erwünscht, wie für Damen bezüglich der Kleider. In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewalttaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf „un monsieur décoré“ ***) stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgend ein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt; es ist mir immer als eine Chinoiserie erschienen, wenn ich wahrnahm, wie krankhaft der Sammlertrieb in bezug auf Orden bei meinen Kollegen und Mitarbeitern in der Bürokratie entwickelt war, wie Geheime Räte, welche schon die ihnen auf der Brust quellende Ordenskaskade nicht mehr gut beherrschen konnten, den Abschluß irgend eines kleinen Vertrages anbahnten, weil sie zur Vervollständigung ihrer Sammlung noch des Ordens des mitbeteiligten Staates bedurften.

29. Bismarck und Graf Thun.

Der bekannte Bismarck-Biograph Hans Blum erzählt in seinem interessanten Werke †) von den oft unglaublichen Zumutungen, die Österreich am Bundestage zu Frankfurt a. M. seinen Bundesgenossen gegenüber sich erlaubte, und die Bismarck stets mit Ernst, Tatkraft und Energie zurückwies, eingedenk seiner alten studentischen Fechterweisheit, „daß der Hieb die beste Parade (Deckung) ist“:

„Graf Thun suchte nämlich die seit 1819 verfassungswidrig immer höher emporgeschraubte vermeintliche Erhabenheit des österreichischen Präsidialgesandten am Bundestage den übrigen

---

*) „Ich überlasse sie Ihnen alle in der Voraussetzung, daß Sie mir eine davon übrig lassen werden, meine Diplomaten-Blößen zu bedecken.“

**) Breites Ordensband (über der Schulter).

***) ein mit einem Ordenszeichen geschmückter Herr.

†) „Bismarck“. Heidelberg, Carl Winter.

Gesandten gegenüber durch absichtliche gesellige Ungebührlichkeiten kund zu tun. So hatte er auch den General von Rochow behandelt und versuchte es nun dem Landwehrleutnant von Bismarck gegenüber erst recht, kam dabei aber ganz an den Unrechten. Thun rauchte z. B. gelassen fort, wenn er bei dem Vertreter einer anderen deutschen Macht amtliche Besuche machte. So wie er das zum erstenmal bei Bismarck tat, langte sich dieser sofort selbst eine Zigarre zu und bat den Grafen Thun um Feuer. Thun rauchte auch im Militärausschuß des Bundestages, und zwar bis dahin allein. In der ersten Sitzung dieses Ausschusses schon, an der Bismarck teil nahm, ließ dieser sich sofort von der k. k. Präsidialmacht Feuer geben und dampfte auch, offenbar zum Mißvergnügen und Erstaunen Thuns und der übrigen Kollegen. Diese berichteten über den weltgeschichtlichen Vorgang eingehend amtlich an ihre Höfe und fragten an, ob sie die Würde ihrer Staaten gleichfalls durch ein Rauchopfer wahren sollten. Die Antwort lautete bejahend, und nun dampften im Dienste ihrer Vaterländer alle los, auch die Nichtraucher. Bei amtlichen Besuchen von Bundestagsgesandten pflegte Thun sie ferner eine halbe Stunde im Vorzimmer warten zu lassen und sie dann rauchend zu empfangen, ohne vom Stuhl aufzustehen. Bismarck gewöhnte ihm diese Unarten alle ab, hatte bald an Manteuffel (den preuß. Ministerpräsidenten) nicht mehr zu klagen, daß Thun „dem Räderwerk unseres Verkehrs das Öl geselliger Formen versagt", hatte vielmehr „zu Thuns gesellschaftlicher Glättung" sehr Erhebliches „beigetragen", und zwar, ohne daß unser gegenseitiges Verhältnis den freundlichen und vertraulichen Charakter verloren hat."

30. Bismarcks Menschenfreundlichkeit.

Aus der Zeit, in der Herr von Bismarck als Gesandter in Frankfurt tätig war, teilt Robert von Keudell folgenden menschenfreundlichen Zug von ihm mit: Am Morgen nach meiner Ankunft erzählte mir Bismarck, wie er einen polizeilich verfolgten jungen Mann zur Flucht verholfen hätte: „Ich erhielt vor kurzem von Berlin den Auftrag, die hiesige Polizei zu veranlassen, einen politisch verdächtigen Jüngling zu verhaften. Nun ist es wirklich nicht wohl getan, einen fähigen jungen Menschen, der auf einen falschen Weg geraten ist, durch Verfolgung und Bestrafung als Umstürzler abzustempeln.

Es ist sehr möglich, daß er von selbst zur Vernunft kommt, wie es manchen Achtundvierzigern ergangen ist. Ich erstieg also frühmorgens die drei Treppen zu der Wohnung des jungen Mannes und sagte ihm: „Reisen Sie so schnell als möglich ins Ausland.“ Er sah mich etwas verwundert an. Ich sagte: „Sie scheinen mich nicht zu kennen; vielleicht fehlt es Ihnen auch an Reisegeld. Nehmen Sie hier einige Goldstücke und machen Sie, daß Sie schnell über die Grenze kommen, damit man nicht sagt, daß die Polizei wirksamer operiert als die Diplomatie.“ Am folgenden Tage hat die Polizei ihn natürlich nicht mehr gefunden.

31. Baron Amschel Rothschild.

In seinen vertrauten Briefen an die „Herzallerliebste“, seine Gattin, pflegte sich Bismarck manchmal über Amschel Mayer Rothschild zu mokieren und lustig zu machen. Am 18. August 1854 war er beim Baron Amschel zur Mittagstafel eingeladen, und man wird nicht ohne Behagen die Schilderung dieser Einladung durch den preußischen Bundestagsgesandten lesen: „Heute mittag esse ich beim alten Rothschild, dem Baron Amschel, der mich schon vor 10 Tagen hat einladen lassen. Meine Antwort: „Wenn ich noch lebte, würde ich kommen“, hat ihn erschüttert, so daß er sie allen Leuten erzählt. Was soll er nicht leben, was soll er doch sterben, der Mann, is er doch jung und stark! — Einliegende Blättchen habe ich im Garten des alten Rothschild für Dich gepflückt, der mir gefällt, weil er eben ein streng-orthodoxer Jude ist, der bei seinen Diners nichts anrührt und nur Gekauschertes ißt. „Johann, nimm mit Dir epps Brot, vor die Rehcher,“ sagte er zu seinem Diener, als er ging, mir seinen Garten zu zeigen, in dem zahmes Damwild ist. „Herr Beraun, die Pflanze koscht mich 2000 Gülden, uf Ehre 2000 bare Gülden, laß se Ihnen for 1000, oder wolle Se habe geschenkt, so soll er se Ihne bringe in Ihr Haus, waiß Kott, ich schätze Se aufrichtig, Herr Beraun, Se sind a scheener Mann, e braver Mann,“ dabei ist er ein kleines, mageres, eisgraues Männchen, der Älteste seines Stammes, aber ein armer Mann in seinem Palast, kinderlos, Witwer, betrogen von seinen Leuten und schlecht behandelt von vornehm französierten und anglisierten Neffen und Nichten, die seine Schätze ernten, ohne Dank und ohne Liebe.“

32. Der „dicke Daumer“.

Auch seinem Jagdvergnügen konnte Bismarck in Frankfurts Umgebung nachgehen. Dabei war, wie Bismarck uns Abgeordneten*) auf einem seiner „parlamentarischen Abende“ in Berlin 1869 erzählte, der durch seine außerordentliche Todesfurcht berühmte Frankfurter, „der dicke Daumer“, öfter Bismarcks Jagdgefährte. Als beide sich eines schönen Herbstmorgens nach der Jagd hoch im Gebirge zur Rast niedersetzten, entdeckte Bismarck, daß er sein Frühstück vergessen habe. Edelmütig bot ihm der „dicke Daumer“ die Hälfte einer mächtigen „Wurscht“, die er mitgenommen, und die für Bismarck gerade ausgereicht hätte. Mit dem traurigen Bewußtsein, daß er unbedingt noch mehr „Wurscht“ haben müsse, sah Bismarck das Ende seiner Hälfte verschwinden. Aber nur bei der Erregung von Daumers unbeschreiblicher Todesfurcht konnte er hoffen, noch von der andern Hälfte was abzukriegen. So begann er denn wehmütig Frankfurterisch zu reden: „Ach, sage Sie mir, Herr Daumer, was ist doch das Weiß da unne, was aus de Zwetschebäum 'rausschaut?“ — „Gott, Exzellenz, da möcht eim ja der Appetit vergehn, das ist der Kirchhof.“ — „Aber, lieber Herr Daumer, da wollen wir uns doch beizeiten ein Plätzchen suchen, da muß sich's wunderbar friedlich ruhen.“ — „Nu, Exzellenz, nu leg i awer de Wurscht weg!“ — Der dicke Daumer blieb bei diesem Entschlusse, und ich hatte mein ordentliches Frühstück“, erzählte uns Bismarck unter unserer anhaltenden Heiterkeit.

33. Die Reuter-Gegnerin.

Der Bundesgesandte von Bismarck war, was später der Kanzler blieb, ein außerordentlich warmer Freund der Dichtungen des Verfassers von „Läuschen und Rimels“ und „Ut mine Stromtid“. Nun geschah es eines Abends, daß Herr von Örtzen, der mecklenburgische Gesandte, mit Gräfin X., einer in der deutschen Literatur sehr wohl bewanderten jungen Ausländerin, zusammentraf. Die Rede kam bald auf die moderne niedersächsische Dichtkunst und ihren vielgefeierten Vertreter, und die Fremde meinte, sie vermöge es nicht, dieser Poesie Geschmack abzugewinnen. Die Mundart sogar sei

*) S. Hans Blum a. a. O., S. 93.

übellautend für ihr Gehör. Herr von Bismarck erwiderte: „O, Gräfin, dann sind Sie gewiß niemals Zeugin einer plattdeutschen Konversation gewesen und, falls Sie gestatten, werden mein mecklenburgischer Amtsgenosse und ich jetzt gleich den Versuch machen, auch Sie von der Klangschönheit unseres nordischen Idioms zu überzeugen." Dabei blinzelte er unmerklich Örtzen zu und begann im griechischen Texte der „Odyssee": „Andra moi ennepe Mousa, polytropon, hos mala polla", und der Mecklenburger antwortete ihm: „Planchtae, epei Troiaes hieron ptolietron epersen." Verwundert lauschte die Reuter-Gegnerin dieser Zwiesprache, um dann aber freimütig sich durch so viel einschmeichelnden Wohllaut für besiegt zu erklären.

34. Eine Audienz beim König Georg.

Im Jahre 1853 wurde Herrn von Bismarck die Aussicht, in Hannover Minister zu werden, eröffnet. Er hatte zu diesem Zwecke mehrere Konferenzen mit dem König Georg V. Eine derselben fand im Schlosse zu Hannover zwischen dem Schlafzimmer des Königs und dem Kabinett der Königin im Erdgeschoß statt. Äußerst befremdend war die geringe Rücksichtnahme seiner Umgebung auf den durch seine Blindheit in gewissem Grade hilflosen König. „Der König wollte," so berichtet Herr von Bismarck, „daß die Tatsache unserer Besprechung nicht bekannt werde, hatte mich aber um 5 Uhr zur Tafel befohlen. Er kam auf die Frage, ob ich sein Minister werden wolle, nicht zurück, sondern verlangte von mir als Sachkundigen in bundestäglichen Geschäften einen Vortrag über die Art und Weise, wie die Verfassung von 1848 mit Hilfe von Bundesbeschlüssen revidiert werden könne. Nachdem ich meine Ansicht entwickelt hatte, verlangte er eine schriftliche Redaktion derselben, und zwar auf der Stelle. Ich schrieb also in der ungeduldigen Nachbarschaft des an demselben Tische sitzenden Königs die Hauptzüge des Operationsplanes nieder unter erschwerenden Umständen, die ein selten gebrauchtes Schreibzeug bereitete: Tinte dick, Feder schlecht, Papier rauh, Löschblatt nicht vorhanden; die von mir gelieferte vier Seiten lange Staatsschrift mit ihren Tintenflecken war nicht als kanzleimäßige Reinschrift anzusehen. Der König schrieb überhaupt nur seine Unterschrift, und auch diese schwerlich in dem Gemache, in welchem er des Geheimnisses wegen mich empfangen hatte. Das Geheimnis wurde freilich dadurch durchbrochen, daß es darüber sechs Uhr geworden war und der auf

fünf befohlenen Tafelgesellschaft die Ursache der Verspätung nicht entgehen konnte. Als die hinter dem König stehende Uhr schlug, sprang er rasch auf und ging wortlos und mit einer bei seiner Blindheit überraschenden Schnelligkeit und Sicherheit durch das mit Möbeln besetzte Gemach in das benachbarte Schlaf- oder Ankleidezimmer. Ich blieb allein, ohne Direktion, ohne Kenntnis der Lokalität des Schlosses, nur durch eine Äußerung des Königs unterrichtet, daß die eine der drei Türen in das Schlafzimmer der an den Masern krank liegenden Königin führte. Nachdem ich mir hatte sagen müssen, daß niemand kommen werde, mich zu geleiten, trat ich durch die dritte Tür hinaus und fand mich einem Lakaien gegenüber, der mich nicht kannte und über mein Erscheinen in diesem Teil des Schlosses erschrocken und aufgeregt war, sich jedoch beruhigte, als ich der Betonung seiner mißtrauischen Frage entsprechend englisch antwortete und zu der königlichen Tafel geführt zu werden verlangte.

Am Abend, ich weiß nicht, ob desselben oder des folgenden Tages, hatte ich wieder eine lange Audienz ohne Zeugen. Während derselben nahm ich mit Erstaunen wahr, wie nachlässig der blinde Herr bedient war. Die ganze Beleuchtung des großen Zimmers bestand in einem Doppelleuchter mit zwei Wachskerzen, an denen schwere, metallene Lichtschirme angeklemmt waren. Der eine fiel infolge Niederbrennens der Kerze mit einem Geräusch, wie der Schlag auf einem Gong*), zu Boden; es erschien aber niemand, befand sich auch niemand im Nebenzimmer, und ich mußte mir von dem hohen Herrn die Stelle der Klingel bezeichnen lassen, die ich zu ziehen hatte. Diese Verlassenheit des Königs war um so auffälliger, als der Tisch, an dem wir saßen, mit allen möglichen amtlichen oder privaten Papieren so bedeckt war, daß einzelne bei Bewegungen des Königs herunterfielen und von mir aufgehoben werden mußten. Nicht weniger auffällig war es, daß der blinde Herr mit einem fremden Diplomaten, wie ich, ohne jede ministerielle Kenntnisnahme stundenlang verhandelte.

35. Aus den Erinnerungen Dr. von Rottenburgs.

Die nachstehenden Bismarck-Erinnerungen stammen aus der Feder des verstorbenen Wirklichen Geheimen Rats Dr von Rottenburg, des früheren Kurators der Universität Bonn.

---

*) Chinesisches Schlaginstrument.

Rottenburg ist der Überzeugung, daß in des großen Kanzlers Brust zwei Seelen gelebt hätten: Die eines Junkers und die eines fast radikalen Denkers und Politikers. Bismarck stammte mütterlicherseits von dem Staatsminister Mencken, der von den Ideen der französischen Denker des 18. Jahrhunderts stark beeinflußt war und Hardenberg in Hinsicht auf die Reorganisation Preußens vorgearbeitet hat. Otto von Bismarck selbst habe, als er in seiner Jugend auf Kniephof lebte, sich sehr viel mit Literatur, besonders auch mit der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts beschäftigt. Er war ein ausgezeichneter Kenner Rousseaus und mit dem Contrat social*) sehr vertraut. Der fast radikale Denker und Politiker und der Junker haben nicht selten um die Vorherrschaft in ihm gerungen.

Etwas von dem Junker in ihm vererbte sich auf seinen älteren Sohn Herbert; der jüngere Sohn Wilhelm, genannt Bill, war der mehr moderne Mensch. Herbert erbte den eisernen Fleiß und die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit, Bill die ungewöhnliche Begabung des großen Vaters.

Die Natur des Fürsten ist aber nicht genügend charakterisiert, wenn man sie als eine zweifältige hinstellt — sie war vielmehr einer langen Reihe von Stimmungen und Wandlungen unterworfen. Sein Gesicht selbst war der verschiedensten Wandlungen fähig. Einmal sagte Lenbach zu Dr von Rottenburg: „Der Fürst hat alle Augenblicke einen anderen Gesichtsausdruck — er hat hundert verschiedene Augen — das macht es so schwer, ihn zu malen.“

Schon in seiner Jugend zeichnete sich Bismarck durch großen Freimut aus. Daß er nie ein Höfling war, zeigt Dr von Rottenburg an dem nachfolgenden, ihm einmal von dem Fürsten mitgeteilten Ereignis.

Herr von Bismarck hatte in den fünfziger Jahren von Frankfurt aus auf Einladung des Kaisers Napoleon einen Besuch in Paris gemacht. Von dort zurückgekehrt, wurde er von Friedrich Wilhelm IV. nach Potsdam berufen, und der König richtete an der Hoftafel die Frage an ihn: „Nun, Herr von Bismarck, welchen Eindruck haben Sie von dem großen Zauberer an der Seine empfangen?“

„Das kann ich mit wenigen Worten ausdrücken,“ erwiderte Bismarck. „Der Intellekt (Verstand) des Kaisers Napoleon wird über- und sein Charakter unterschätzt.“

---

*) Gesellschaftsvertrag.

„Also auch hineingefallen?" erwiderte der König.

„Das ärgerte mich nun," pflegte der Fürst zu erzählen, „vor der ganzen Hofgesellschaft derart mein Urteilsvermögen herabgesetzt zu sehen, und — damals war ich noch jung und erlaubte mir auch mal eine Dreistigkeit — ich richtete an den König die Bitte, mich durch Erzählung einer kleinen Geschichte rechtfertigen zu dürfen. Nachdem die Erlaubnis erteilt war, fuhr ich fort: Vor vielen Jahren lehrte an der Kriegsakademie ein General, der einen gewissen Ruf als Kenner der napoleonischen Feldzüge besaß. Nachdem er eines Tages seinen Schülern einen Vortrag über eine der Schlachten in Oberitalien gehalten hatte, die das Genie des großen Korsen in einem besonders günstigen Lichte erscheinen läßt, erhob sich ein ganz junger Leutnant und bemerkte: „Herr General, ich vermag Ihre Bewunderung für Napoleon I. nicht zu teilen. Der Kaiser durfte meines Erachtens die Österreicher nicht, wie er getan, in der Front angreifen. Er mußte sie von dem rechten Flügel aus fassen; erst dann durfte er sich gegen das Zentrum wenden. Letzteres hätte er in der und der Weise angreifen müssen. Dann hätte er das tun sollen, und das, und das..."

Der junge Mann ritt sich in seinen Ausführungen immer fester und fester; schließlich blieb er ratlos stecken.

Nach einer Weile sagte der General: „Sehen Sie, Herr Leutnant, so war der Napoleon. Ein seelensguter Kerl, aber —" wobei sich der General vor die Stirn schlug — „dumm, dumm —." Der König hob die Tafel sofort auf und sprach nicht mehr mit mir.

Schrak Fürst Bismarck nicht vor dem Grolle des Hofes zurück, so konnte er noch erbarmungsloser gegen die schablonenhaften Repräsentanten des Beamtentums sein.

Einmal kam die Rede auf ein hervorragendes Mitglied der Bürokratie. Jemand in der Gesellschaft sagte: „Der X. war einfach ein Ochse." Da meinte Bismarck: „Erlauben Sie; ich bin überzeugt, wenn die Ochsen, die wirklichen Ochsen sich untereinander schimpfen, so werfen sie sich den Namen X. (jenes Bürokraten) an den Kopf."

Einmal geschah es, daß der Reichspost-Stephan in der Reichskanzlei bei Rottenburg eingetreten war, um demselben ein Buch von Condillac*), das er entliehen hatte, zurückzubringen. Indessen hatte

*) Französischer Philosoph, Begründer des Sensualismus.

sich auch Fürst Bismarck eingefunden, und er lud die beiden Herren ein, mit ihm einen eben angelangten neuen Portwein zu versuchen. Stephan und Rottenburg waren so wenig wie der Fürst Kostverächter. Das Gespräch wandte sich Condillac und dem Sensualismus *) zu. Bismarck gab zu erkennen, daß er für seinen Teil an angeborene Ideen nicht glaubte, vielmehr alle Ideen für einen Wiederschein der sinnlichen Eindrücke hielte, die der Mensch in sich aufgenommen. Indessen wurde ein anderer hoher Beamter gemeldet, und der Fürst lud ihn ein, an der Weinprobe teilzunehmen.

„Schenken Sie sich ein von diesem Portwein," meinte der Fürst, „und sagen Sie uns, wie Sie über den Sensualismus denken." Der Beamte, der kein Gelehrter war, erwiderte, die besten Reden, die er im Reichstage gehalten, hätte er im Bette mit geschlossenen Augen entworfen. Ihm wären also die Ideen keineswegs auf dem Wege der Sinnlichkeit gekommen... Se. Exzellenz stellte sich offenbar unter Sensualismus so etwas wie Sinnenlust vor.

„Auch eine Exzellenz!" sagte Bismarck, als der gute Mann fort war.

Einmal bemerkte Rottenburg: „Wenn der Fürst gesund war und nicht durch das leidige Geschäft geärgert, besaß er einen köstlichen Humor. Er verfügte auch über einen scharfen Witz, aber der Humor entsprach mehr seiner Natur, und dasselbe galt von seinem Sohne Bill."

36. Das „Geschäft" des Herrn Levinstein.

Ehe Bismarck am 23. März 1859 von Berlin auf seinen Petersburger Gesandtschaftsposten abreiste, hatte er, wie er selbst sagt, „Gelegenheit, von der Verwendung der österreichischen geheimen Fonds, der ich bis dahin nur in der Presse begegnet war, einen praktischen Einblick zu gewinnen". Der Bankier Levinstein in Berlin, der „seit Jahrzehnten bei meinen Vorgesetzten und in deren vertraulichen Aufträgen in Wien und Paris mit den Leitern der auswärtigen Politik und mit dem Kaiser Napoleon in Person verkehrt hatte", richtete nämlich am Morgen vor Bismarcks Abreise am 23. März an diesen ein Schreiben, in dem er dreist aussprach: „Wollen Ew. Exzellenz nur in *einigen* beliebigen Zeilen an mich sagen, daß Sie *persönlich nicht* gegen Österreich eingenommen sind, so

*) Lehrbegriff, welcher alle Wahrnehmungen auf die Sinne gründet.

4

würde das von unberechenbarem Nutzen sein." Bismarck antwortete natürlich nicht, erhielt aber dafür vor der Abfahrt zum Bahnhof den Besuch des Herrn Levinstein im Hotel, wobei sich derselbe durch ein eigenhändiges Einführungsschreiben des österreichischen Ministers Grafen Buol in das gebührende Licht setzte und dann Bismarck „die Beteiligung an einem Finanzgeschäft" vorschlug, das Bismarck „jährlich 20000 Taler mit Sicherheit" abwerfen würde. Auf Bismarcks Erwiderung, daß er keine Kapitalien anzulegen habe, erfolgte die Antwort, „Geldeinschüsse seien zu dem Geschäft nicht erforderlich, sondern die Einlage der Exzellenz solle nur darin bestehen, daß Bismarck mit der preußischen auch die österreichische Politik am russischen Hofe befürworte, weil die fraglichen Geschäfte nur gelingen könnten, wenn die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich günstig wären". Vergebens bemühte sich Bismarck, von dem Manne etwas Schriftliches „über dieses Anerbieten" zu bekommen, um damit dem Prinzregenten zu beweisen, wie gerechtfertigt Bismarcks Mißtrauen gegen die Politik des Grafen Buol war. Dagegen erhöhte Levinstein sein „Anerbieten" auf 30 000 Taler jährlich. Bismarck ersuchte den Herrn Bankier nun, ihn zu verlassen und schickte sich zum Ausgehen an. Levinstein folgte Bismarck aber noch auf die Treppe „unter beweglichen Redensarten über das Thema: „Sehn Se sich vor, es is nich angenehm, die Kaiserliche Regierung zu haben zum Feinde". Erst als ich ihn auf die Steilheit der Treppe und meine körperliche Überlegenheit aufmerksam machte, stieg er vor mir schnell die Treppe hinab und verließ mich. Und dieser Mensch war von Manteuffel seit Jahren mit einer Vertrauensstellung beehrt worden und stand noch jetzt bei der Prinzessin Augusta in hoher Gunst! Natürlich gab Bismarck dem Prinzregenten später mündlich vollste Kenntnis von dem Vorfall. (Hans Blum a. a. O.)

37. Bismarcks Erlebnisse in Petersburg.

Aus der Zeit des Aufenthaltes Herrn von Bismarcks als Gesandter in Petersburg sind die folgenden Mitteilungen von ebenso großem Interesse wie sie für die Besonderheiten des russischen Hofes bezeichnend sind. Seine Aufzeichnungen hierüber lauten:

a. Gastlichkeit auf den kaiserlichen Schlössern.

Wenn ich in Petersburg auf einem der kaiserlichen Schlösser Sarskoe oder Peterhof anwesend war, auch nur, um mit dem daselbst im Sommerquartier lebenden Fürsten Gortschakow zu konferieren, so fand ich in der mir angewiesenen Wohnung im Schlosse für mich und einen Begleiter ein Frühstück von mehreren Gängen angerichtet, mit drei oder vier Sorten hervorragend guter Weine; andere sind mir in der kaiserlichen Verpflegung überhaupt nicht vorgekommen. Gewiß wurde in dem Haushalte viel gestohlen, aber die Gäste des Kaisers litten darunter nicht; im Gegenteil, ihre Verpflegung war auf reiche Brosamen für den „Dienst" berechnet. Keller und Küche waren durchaus einwandfrei, auch in Vorkommnissen, wo sie unkontrolliert blieben. Vielleicht hatten die Beamten, denen die nicht getrunkenen Weine verbleiben, durch lange Erfahrung schon einen zu durchgebildeten Geschmack gewonnen, um Unregelmäßigkeiten zu dulden, unter denen die Güte der Lieferungen gelitten hätte. Die Preise der Lieferungen waren nach allem, was ich erfuhr, allerdings gewaltig hoch. Von der Gastfreiheit des Haushalts bekam ich eine Vorstellung, wenn meine Gönnerin, die Kaiserin-Witwe Charlotte, Schwester unseres Königs, mich einlud. Dann waren für die mit mir geladenen Herren der Gesandtschaft zwei, und für mich drei Mittagsmahlzeiten der kaiserlichen Küche entnommen. In meinem Quartiere wurden für mich und meine Begleiter Frühstücke und Mittagessen eingerichtet und berechnet, wahrscheinlich auch gegessen und getrunken, als ob meine und der Meinigen Einladung gar nicht erfolgt sei. Das Gedeck für mich wurde einmal in meinem Quartiere mit allem Zubehör auf- und abgetragen, das zweite Mal an der Tafel der Kaiserin in Gemeinschaft mit denen meiner Begleiter aufgelegt, und auch dort kam ich mit ihm nicht in Berührung, da ich vor dem Bette der kranken Kaiserin ohne meine Begleiter in kleiner Gesellschaft zu speisen hatte.

b. Ein großfürstliches enfant terrible.

Bei solchen Gelegenheiten pflegte die damals in der ersten Blüte jugendlicher Schönheit stehende Prinzessin Leuchtenberg, später Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Baden, an Stelle ihrer Großmutter mit der ihr eigenen Grazie und Heiterkeit die Gäste zu bewillkommen. Auch erinnere ich mich, daß bei einer anderen Gelegenheit

4*

eine vierjährige Großfürstin sich um den Tisch von vier Personen bewegte und sich weigerte, einem hohen General die gleiche Höflichkeit wie mir zu erweisen. Es war mir sehr schmeichelhaft, daß dieses großfürstliche Kind auf die großmütterliche Vorhaltung antwortete in bezug auf mich: ow milü (er ist lieb), in bezug auf den General: on wonajet (er stinkt), worauf das großfürstliche enfant terrible (Schreckenskind) entfernt wurde.

c. Unterschleife der Hofdienerschaft.

Es ist vorgekommen, daß preußische Offiziere, welche lange in einem der kaiserlichen Schlösser wohnten, von russischen guten Freunden vertraulich befragt wurden, ob sie wirklich so viel Wein und dergleichen verbrauchten, wie für sie entnommen werde; dann würde man sie um ihre Leistungsfähigkeit beneiden und ferner dafür sorgen. Diese vertrauliche Erkundigung traf auf Herren von sehr mäßigen Gewohnheiten, mit ihrem Einverständnisse wurden die von ihnen bewohnten Gemächer untersucht: in Wandschränken, mit denen sie unbekannt waren, fanden sich zurückgelegte Vorräte hochwertiger Weine und sonstiger Bedürfnisse in Massen.

d. Eine kaiserliche Talgrechnung.

Bekannt ist, daß dem Kaiser Alexander II. einmal die ungewöhnliche Menge von Talg aufgefallen war, welches jedesmal in den Rechnungen erschien, wenn der Prinz von Preußen zum Besuche dort war, und daß schließlich ermittelt wurde, daß er bei seinem ersten Besuche sich durchgeritten und am Abend das Verlangen nach etwas Talg gestellt hatte. Das verlangte Lot dieses Stoffes hatte sich bei späteren Besuchen in Pud verwandelt. Die Aufklärung erfolgte zwischen den hohen Herrschaften persönlich und hatte eine Heiterkeit zur Folge, welche den beteiligten Sündern zugute kam.

e. Russische Beharrlichkeit: Der Posten aus der Zeit Katharinas II.

Von einer anderen russischen Eigentümlichkeit gab es bei meiner ersten Anwesenheit in Petersburg 1859 eine Probe. In den ersten Tagen des Frühlings machte damals die zum Hofe gehörige Welt ihren Spaziergang in dem Sommergarten zwischen dem Pauls-Palais und der Newa. Dort war es dem Kaiser aufgefallen, daß in der Mitte eines Rasenplatzes ein Posten stand. Da der Soldat

auf die Frage, weshalb er da stehe, nur die Auskunft zu geben wußte: es ist befohlen, so ließ sich der Kaiser durch seinen Adjutanten auf der Wache erkundigen, erhielt aber keine andere Aufklärung, als daß der Posten Winter und Sommer gegeben werde. Der ursprüngliche Befehl sei nicht mehr zu ermitteln. Die Sache wurde bei Hofe zum Tagesgespräch und gelangte auch zur Kenntnis der Dienerschaft. Aus dieser meldete sich ein alter Pensionär und gab an, daß sein Vater ihm gelegentlich im Sommergarten gesagt habe, während sie an der Schildwache vorbeigegangen: „Da steht er immer noch und bewacht die Blume; die Kaiserin Katharina hat an der Stelle einmal ungewöhnlich früh im Jahr ein Schneeglöckchen wahrgenommen und befohlen, man solle sorgen, daß es nicht abgepflückt werde. Dieser Befehl war durch Aufstellung einer Schildwache zur Ausführung gebracht worden, und seitdem hatte der Posten jahraus jahrein gestanden. Dergleichen erregte unsere Kritik und nur Heiterkeit, ist aber ein Ausdruck der elementaren Kraft und Beharrlichkeit, auf denen die Stärke des russischen Wesens dem übrigen Europa gegenüber beruht. Man erinnert sich dabei der Schildwachen, die während der Überschwemmung in Petersburg 1825, im Schipka-Passe 1877 nicht abgelöst wurden, und von denen die einen erkrankten, die andern auf ihren Posten erfroren.

38. Bismarck als Menschenkenner.

Bismarck erzählte einmal, wie er als Gesandter in Petersburg am Newski-Prospekt auf seinen Schlitten gewartet habe. Dabei wurde er von einem Muschik*) belästigt, ohne daß es ihm gelang, den Menschen zu entfernen. Aufsehen wollte er nicht machen, und „so faßte ich kurz den Burschen am Kragen und gab ihm einen Stoß, daß er in den Straßenkot schoß. Das hatte den gewünschten Erfolg; unvergeßlich aber sind mir die Worte, die mir der Flegel im Fortkriechen zurief: „Verzeihung, Herr, ich bekenne mich schuldig." „Sehen Sie," schloß Bismarck, „so sind die Slawen alle, die einzelnen wie die Völker. Man muß ihrer Frechheit nur mit gehöriger Kraft entgegentreten, und sie werden schuldbewußt für die Züchtigung danken, wo der Deutsche im verletzten Rechtsgefühl über das Zuviel zum Himmel schreien würde."

*) In Rußland soviel wie Bauer; dann auch grober, roher Mensch.

39. Bismarck als Jäger.

H. von Below teilt in „Wild und Hund“ Erinnerungen aus dem Jägerleben Bismarcks während der Zeit seiner Gesandtschaft in Petersburg mit, unter anderen auch folgende: „Gelegentlich einer Jagd,“ erzählte mir mein Vater, „war ein starker Bär von mehreren Schützen stark angeschweißt. Die Hunde hatten ihn festgemacht, und es entstand ein Höllenlärm, der Bär hatte in aufgerichteter Stellung sich mit dem Rücken gegen eine starke Eiche gedeckt. Die Hunde setzten ihm stark zu, und einige von ihnen waren von dem Bären schon schwer geschlagen. Ich und noch vier Edelleute nebst einigen Jägern standen herum, aber keiner traute sich so recht und hatte das Herz, den bis aufs höchste gereizten Bären mit der Feder abzufangen, und Schießen war wegen der Hunde schwer; auch hätte man es dem Betreffenden unter den damaligen bestehenden Einführungen und Bräuchen sehr übel genommen, einem angeschossenen Bären, statt mit der Feder, mit der Kugel den Fang zu geben. Es dauerte aber nicht lange, als es hinter uns im dichten Unterholze brach, so daß wir zuerst schon glaubten, das Brechen rühre von einem zweiten Bären her, der vielleicht seinem in die Enge getriebenen Genossen zu Hilfe komme. Doch dem war nicht so. Statt dessen trat Bismarck hervor, überblickte kurz die Situation, und ohne viel zu überlegen, nahm er von einem ihm zunächst Stehenden des Forstpersonals dessen lange Feder in die linke Hand, in der rechten seine eigene kurze führend, und sagte: „Nun, Jungens, laßt mich 'mal 'n bißchen 'ran.“ In wenigen festen, raschen Schritten trat er knapp an den Bären heran, ohne das Getriebe der Rüden zu beachten, stieß mit der linken Hand die Feder dem Bären, der gräßlich brüllte und die beiden Vorderpranken seinem Gegner entgegenstreckte, in den weitgeöffneten Rachen, während er mit der rechten ihm die Feder ins Blatt bohrte. Mit einem dumpfen Brüllen stürzte der Bär verendet zusammen. Bismarck drehte sich darauf rasch um, ohne daß in seinem Gesicht auch nur die geringste Aufregung zu merken war, und mit lächelnder Miene zu seinen Freunden gewendet, sagte er: „Ja, hört mal, Kinderchens, in einem solchen Falle gibt es nicht viel nachzudenken, der arme Bär mußte doch bald von seinen Schmerzen erlöst werden. Oder habt Ihr vielleicht geglaubt, mich auf die Probe zu stellen? Na, da seid Ihr doch schief gewickelt, da kennt Ihr mich noch schlecht.“ Niemand

getraute sich darauf eine Antwort zu geben, denn wir kannten unsern Freund Bismarck nur zu gut und wußten, daß wir bei seiner steten und sarkastischen Schlagfertigkeit doch den kürzeren gezogen haben würden. Papa sagte mir, daß durch diesen Zwischenfall Bismarcks Ansehen in aller Augen noch mehr gestiegen war, denn es war wirklich ein sehr gewagtes Stück."

40. Eine geheimnisvolle Inschrift.

In dem Lebensbilde des Grafen Kayserlingk, das nach seinen Briefen und Tagebüchern im Verlag von Georg Reimer erschienen ist, findet sich in Band 2 eine reizende kleine Erzählung, die überdies durch die zugleich gegebene Deutung einer „geheimnisvollen Inschrift" sehr unterhaltend ist. Am 23. Mai 1883 schreibt Graf Kayserlingk an Baronin von Rhaden: „Verehrte Baronin Editha! Aequat munia comparis — „tut es gleich den Dienstpflichtigen des Kameraden" (im Zweigespann) — oder mit mehr deutscher Wortstellung: „macht Dienste des Kameraden ebenso gut". — Das lesen Sie, wenn ich mich recht besinne, auf dem Catherinenorden, zu dem ich Sie beglückwünsche. Die selige Prinzessin Lwow, als sie den Orden erhalten hatte, sagte mir, sie hätte den Fürsten Odojewski um den Sinn der Inschrift gefragt. Da sie keine Klarheit dadurch erlangt hatte, fragte sie mich — ebenso vergeblich. Ich speiste bei dem damals in Petersburg als Preußens Gesandter weilenden Herrn von Bismarck, an dessen Tisch das deutsche Hauslehrertum sich vertreten fand durch einen Dr. Braun. Braun kam durch die Streitfrage in Verlegenheit, aber der Hausherr mit nie versiegendem Humor und steter Schlagfertigkeit übersetzte zuversichtlich „Sie reitet munter nach Paris". Erst in Raiküll fand ich die richtige Erklärung. Da hatte ich einen jungen hannoverschen Philologen, cand. Agthe, vom echten Holz, und der wußte mir sofort zu sagen: „Das ist aus der 5. Ode im 2. Buch des Horaz, „an die Lalage".

41. Im Anker von Aßmannshausen.

Der „Anker" ist ein beliebtes Gasthaus in unmittelbarer Nähe des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Am Haupteingang trägt der jetzige Neubau die historische Inschrift: „In diesem Hause nahm unser Reichskanzler Fürst Bismarck wiederholt Aufenthalt".

An dieser gastlichen Stätte walteten seiner Zeit der nun längst heimgegangene Besitzer und seine würdige Ehehälfte ihres Amtes, um alle Wünsche ihrer Gäste zu befriedigen. Karl Buisson erzählt eine hübsche Bismarck-Erinnerung, die sich an dieses Gasthaus und an dieses Ehepaar knüpft:

„Der alte Jung war ein biederer Nassauer und ein aufrichtiger guter Deutscher. Seine größte Freude sah er darin, anno 1870 seinem Könige drei echte rheinische Jungens ins Feld stellen zu können, und hellauf strahlte sein Blick, wenn er Freunden und Bekannten die Feldpost seiner Söhne vorlesen konnte.

In jene Zeit fiel auch das Bekanntwerden Aßmannshausens als prächtiger Aufenthaltsort für Erholungsbedürftige, und Träger hoher Stellungen waren des öfteren und für längere Zeit Gäste im Anker. So der König Wilhelm III. von Holland, der König der Belgier, auch der Reichsschmied Fürst von Bismarck. Ob letzteren die biedere, stets freundliche Sinnesart des Wirtes und seiner Frau oder die ausgesuchten Weine im Anker immer wieder dahinriefen, wissen wir nicht, wir dürfen aber füglich annehmen — beides! Kurzum, unserm Reichskanzler gefiel es ausnehmend in Aßmannshausen, und der Ankerwirt genoß den Vorzug, die fürstlichen Weinkeller mit seinen selbstgezogenen Weinen versorgen zu dürfen. Bismarck pflegte die Sorten, die er bestellte, selbst von den großen Stückfässern auszusuchen. So nahm der damalige Gesandte in St. Petersburg im Sommer des Jahres 1861 auch wieder bei seinem Freunde Johannes Jung in Aßmannshausen Quartier, prüfte sorgfältig die verschiedenen Jahrgänge und bestellte zwei Ohm „1858er Rüdesheimer Platz" und dasselbe Quantum „Rüdesheimer Rottland", Weinlagen der Familie Jung. Die Weine waren nach St. Petersburg bestimmt und waren zu Lande nach Stettin, von da zu Wasser an den Bestimmungsort zu verfrachten. Der Wein ging ab, ebenso die Rechnung, und Jung freute sich im stillen schon auf den Eingang des nicht zu kleinen Geldbetrages. Es kam Weihnachten heran, ja man schrieb schon März 1862, aber weder das Geld noch überhaupt eine Nachricht war vom Empfänger eingegangen. Mutter Jung machte ihrer Sorge um das viele Geld Luft, und als gar ihr Mann ihr gelegentlich zur Anschaffung eines neuen Kleides riet, da konnte die gute Frau nicht mehr an sich halten. „Du hast gut pappeln," erwiderte sie, „wenn wir jetzt das schöne Geld beim Bismarck

verlieren, woher nehmen und nicht stehlen?" Johannes sah die Sache nicht so tragisch an: „Wenn uns der Graf hätte übers Ohr hauen wollen, hätte er sicher mehr als nur vier Ohm Wein bestellt, dann hätte es sich doch auch verlohnt." Immerhin war ihm die Sache doch nicht so gleichgültig, wie er sich äußerlich gab, und insgeheim fragte er in St. Petersburg beim Deutschen Gesandten an, ob der Wein gut angelangt wäre, ob die Sorten gut ausgefallen, ob er Anklang fände usw. Er rechnete ganz richtig: Nun werde ich ja hören. Und richtig, in angemessener Frist lief eine Antwort ein: Der Wein sei erst dieser Tage eingetroffen, da er wegen des Eises habe in Stettin müssen liegen bleiben. Den Betrag der Rechnung finde Jung inliegend in einem Wechsel auf Frankfurt. Mit einem herzlichen Dank für die gute Bedienung schloß das Schreiben.

Frau Lisette begleitete am nächsten Tag ihren Mann nach Frankfurt, ihr Mann wollte es so, und sie ging mit, wiewohl sie sich nicht gern losmachte von ihren acht Kindern. Sie hatte noch keine Ahnung, daß der St. Petersburger Wein bezahlt sei, und der erste Gang war in einen Laden zum Erwerb eines neuen Kleides. „So, nun warte hier, such dir etwas aus, ich bin in wenig Minuten wieder da." Mit diesen Worten empfahl sich Jung, um bei Rothschild den Wechsel zu versilbern. Er erbat sich dort 300 Gulden in Silber in einem Säckchen und den Rest in Papier. Mit freudig pfiffiger Miene betrat er wieder das Ladengeschäft auf der Zeil, und mit den Worten: „Hier ist das Geld vom Bismarck", stellte er das inhaltsschwere Säckchen vor seine Frau Lisette hin. „Nicht möglich," rief die überraschte Frau glückstrahlend aus: „Mei liewer Hannes, jetzt kaaf ich mir ach zwa Kleider!"

42. Bismarck als Gesandter in Paris.

In seinem Seite 31 schon erwähnten Werke „Bismarck et son temps" will Paul Malter von französischer Seite aus ein Bild des Mannes entwerfen, der Frankreichs größter Feind gewesen und dessen Größe doch auch seine Feinde anerkennen müssen. In der „Revue Bleue" veröffentlicht er einen Abschnitt des Buches, in dem er die Zeit der Bismarckschen Gesandten-Tätigkeit in Paris (1862) behandelt.

Bismarck schied, als er am 22. Mai zum Gesandten in Paris ernannt wurde, gern aus Berlin, wo er, in parlamentarische Umtriebe

verwickelt, sich nicht behaglich fühlte. Zunächst war es seinem tatkräftigen Wesen ein Vergnügen, auf fremdem Boden und in fremdem Lande Fuß zu fassen und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er machte bei dem Kaiser und bei den Staatsmännern Besuche und kam bald mit all den anderen Mitspielern in jenem großen Drama in Berührung, das sich in wenigen Jahren abspielen und dessen Held er sein sollte. Napoleon gegenüber kam er sich vor wie „Joseph vor der Frau des Potiphar", wie er in einem Briefe an Bernstorff meint.

„Der Kaiser wollte durchaus, besonders bei einer Unterredung im Park von Fontainebleau, ein Bündnis mit dem König von Preußen schließen. Diesen Vorschlag durfte Bismarck aus diplomatischer Höflichkeit nicht ohne weiteres ablehnen; annehmen aber konnte er ihn noch weniger, da er dann dem jeder Annäherung an Frankreich abgeneigten Willen König Wilhelms zuwider gehandelt hätte. Lange streiften die beiden durch den Park des guten König Heinrich und des großen Napoleon; der eine, mit dem fahrigen, versonnenen Blick in die Ferne schweifend, mit dem schwachen und schwankenden Willen, gab sich in langen Reden seinen Träumereien hin; der andere, das Auge fest und durchdringend geradeaus gerichtet, unerschütterlich in seinem Denken und eisenfest in seinem Wollen, schwieg und verhielt sich vorsichtig, während er jede Blöße des Gegners genau bemerkte. Noch manchmal haben die beiden in ihrer späteren Laufbahn solch einen Spaziergang gemacht, bis zu jenem Tage, da der Kaiser, müde und matt, in einem alten Wagen auf einem Strohbündel saß zu Donchéry."

Auch mit einem anderen seiner späteren Gegenspieler trat Bismarck bald in Beziehung.

„Im Verlaufe seiner Besuche begegnete er auch einem kleinen, lebhaften und beweglichen Greise, M. Thiers. Die beiden sahen sich nicht zum ersten Male. Schon 1843 war der junge Krautjunker dem Führer der Opposition vorgestellt worden. Er hatte ihn auf seinen späteren Reisen wiedergesehen, und die Lust wandelte ihn an, mit diesem hinreißenden Plauderer sich wieder zu unterhalten. Aber der alte Minister Louis Philippes besuchte keine offiziellen Gesellschaften mehr, und die fremden Gesandten wagten sich nicht nach seinem Hause auf dem St. Georgs-Platz. Bismarck kümmerte sich um keine gesellschaftlichen und politischen Vorurteile, und eines Abends betrat er zur allgemeinen Überraschung den Salon von

Thiers. Nach den späteren Erzählungen des geistreichen Franzosen soll hier Bismarck viel von der zukünftigen Politik Deutschlands enthüllt haben. Ja, in einer zweiten Unterredung soll er sogar Thiers den Vorschlag gemacht haben, er werde ihn mit dem Kaiser wieder aussöhnen und sie wollten gemeinsam die Verhältnisse Europas ordnen. Eines Tages freilich mußten sie beide zusammen daran arbeiten, zum großen Schmerz des patriotischen Franzosen."

Allmählich begann sich Bismarck in Paris recht unbehaglich zu fühlen. „Er hatte wenig zu tun, lebte wie ein Junggeselle einsam in dem großen Palast, der des Abends immer völlig verlassen war, denn die Sekretäre und Attachés der Gesandtschaft flogen aus, um sich als junge Leute zu vergnügen, doch er als „ein braver deutscher Familienvater" fand niemanden, mit dem er hätte verkehren mögen. Er speiste im Restaurant wie ein Hagestolz, manchmal mit durchreisenden Fremden, mit Russen, mit Beust, mit dem er in „Petit Moulin Rouge" recht vergnügt war und dann höchst ernsthaft über die deutschen Verhältnisse sprach; er verbrachte seine Abende in Bois, in Saint-Germain. Er empfand es bitter, seine Frau, seinen Haushalt, seine Kinder entbehren zu müssen, besonders sein Pferd, das ihm einige Zerstreuung gewährt hätte und von dem er in Briefen häufig spricht." Um sich zu zerstreuen, fuhr er nach London, besuchte dort schnell die große Ausstellung und belustigte sich damit, „die schönen Pferde und die hübschen Gesichter" zu betrachten. Er hatte bei einem Essen auf der russischen Gesandtschaft eine lange Unterredung mit dem Führer der Opposition, Disraeli, dem er von seinen Plänen erzählte. Er wollte, wenn er nach Deutschland zurückkehre, die Armee umgestalten, „mit oder ohne Hilfe der Kammer". Nach dem Bericht des sächsischen Gesandten Vitzthum von Eckstädt soll er dann fortgefahren haben:

„Wenn die Armee stark genug sein wird, dann werde ich die erste Gelegenheit ergreifen, um den Krieg an Österreich zu erklären, den deutschen Bundesstaat aufzulösen, die mittleren und kleinen Staaten zu unterwerfen und Deutschland eine nationale Einigkeit unter der Führung Preußens zu geben."

Als Disraeli, ein wenig erstaunt und verwirrt, Vitzthum von Eckstädt diese Äußerungen erzählte, fügte er hinzu: „Nehmen Sie sich vor dem Manne in acht; der will das, was er da sagt, wirklich ausführen." Bei seiner Rückkehr nach Paris fand Bismarck die

alte Langweile wieder vor. Die Öde der von der sommerlichen Hitze geplagten Großstadt, eine kleine Verdauungsschwäche, der in seinem Ankleidezimmer herrschende Schwamm, die Enge seiner Treppe, kurz alles bot ihm Anlaß zu Ärger und Beschwerden. „Aber," so fügt der Franzose hinzu, „das waren nur Vorwände; das was ihn unruhig machte, war nur die eine Frage: „Werde ich zur Macht gelangen und wann und wie?"

43. Erinnerungen des Grafen Nigra an Bismarck.

Die Aufzeichnungen dieses Diplomaten, die interessante Streiflichter auf die Politik der Kriegsjahre von 1870 werfen, veröffentlicht Sigmund Münz im „März" (München bei Albert Langen). „Ich kannte von meiner Pariser Gesandtenzeit her aus persönlichem Umgange und geschäftlichem Nebeneinander- und Zusammenwirken den damals noch nicht so berühmten preußischen Diplomaten. In Paris gab es manchen, der, wenn der Gesandte Herr von Bismarck mit großer Sicherheit von Preußens Mission und mit Selbstbewußtsein von Preußens Armee sprach, so töricht war, ihn nicht ernst zu nehmen, ja sich über ihn lustig zu machen. Doch die Klügeren ahnten schon, daß er zu großen Dingen berufen sei. Er strebte zielbewußt die Führung der preußischen Politik an. In der Antichambre des Ministeriums des Äußern am Quai d'Orsay traf ich mit dem preußischen Gesandten an einem Mittwoch — es war der gewöhnliche Empfangstag des Ministers — zusammen. Ein Botschafter war gerade da, um beim Minister vorzusprechen. Da der Botschafter stets vor dem Gesandten den Vortritt hat, so war des Wartens kein Ende. Endlich sollte Herr von Bismarck empfangen werden. Da aber erschien plötzlich der österreichische Botschafter Fürst Richard Metternich. Nun hieß es für den preußischen Gesandten von neuem — warten. Er nahm mich bei der Hand, trat mit mir auf den Balkon, und ergrimmt rief er aus: „Wenn ich einmal in Preußen Minister des Äußern bin, ist es meine erste Tat, daß ich statt eines Gesandten einen Botschafter nach Paris schicke. Es darf nicht sein, daß Preußen hier eine geringere Rolle als Österreich spielt." Er war ein Rechenmeister ohnegleichen. Er spielte nur mit realen Größen. Wäre er 1870 nicht des Sieges über Frankreich gewiß gewesen, er hätte diesen Krieg sicher nicht eingeleitet. Kaum wagt es die Phantasie auszumalen, was mit Deutschland geworden wäre, hätte Napoleon III.

gesiegt. Preußen wäre vielleicht zu einem winzig kleinen Staate zusammengeschrumpft. Österreich hätte etwa seine alte Stellung in Deutschland mit Hilfe des Franzosenkaisers zurückerobert, hätte sogar, wenn es nach der Neigung Napoleons gegangen wäre, zurückgewonnen, was Maria Theresia an Friedrich den Großen verloren hatte. Ich meine Schlesien. Wie meisterhaft kalkulierte also Bismarck fürs erste, wenn er im Nikolsburger Frieden Österreichs Besitz nicht verkleinerte, fürs zweite, wenn er, ehe er in den Krieg mit Frankreich ging, sich der wohlwollenden Neutralität Rußlands versicherte. Heute freilich, in der Ära franco-russe, gilt es in Paris als Verbrechen, wenn man daran erinnert, daß Rußland 1870 zugunsten Preußens in den Krieg eingegriffen hätte, wenn etwa Österreich-Ungarn und Italien an der Seite Frankreichs losgeschlagen hätten. Bismarck hatte als Staatsmann nicht seinesgleichen. Er war der Gigant der Politik. Im Verhältnis zu ihm, dem Riesen aus Eisen, war Talleyrand eine Figur aus Seidenpapier. Crispi nannte Bismarck in einem Artikel der „Tribuna" in einem Zuge mit Gladstone. Eine hinkende Zusammenstellung! Wen aber sollte man wagen in einem Atem mit Bismarck zu nennen? — Höchstens Cavour!"

44. König Wilhelms Entschluß, die Regierung niederzulegen, und Bismarcks Berufung zum Ministerpräsidenten.

Im Laufe des Sommers 1862 entstand zwischen dem Ministerium und der Volksvertretung in Preußen jener tiefgehende Zwiespalt, der bei den Verhandlungen über die vom Könige geplante Vermehrung des stehenden Heeres eine besondere Schärfe annahm. Das Abgeordnetenhaus beschloß am 23. September mit großer Mehrheit, die gesamten Kosten für die Heeresreform zu streichen. Damit war für Preußen eine ernste und entscheidende Stunde gekommen.

Bismarck war noch Gesandter in Paris. Es war ungewiß, ob er endgültig in Paris bleiben oder als Gesandter nach London versetzt oder als Minister nach Berlin berufen werde. Am 15. September erhielt er vom Kriegsminister Roon eine Depesche, in der ihn dieser aufforderte, die ohnehin nach Berlin beabsichtigte Reise zu beschleunigen.

Am 20. September traf Bismarck morgens in Berlin ein und wurde zum Kronprinzen berufen, der ihn darüber befragte, wie er die Lage auffasse. Er antwortete sehr zurückhaltend und gab an, in den letzten Wochen (auf einer Reise) keine deutschen Zeitungen gelesen zu haben. Außerdem hielt er sich nicht für berechtigt, sich gegen den Kronprinzen früher zu äußern als gegen den König.

„Den Eindruck, den die Tatsache meines Empfanges beim Kronprinzen gemacht hatten," — so lauten für die weiteren Vorgänge Bismarcks eigene Worte — „ersah ich zunächst aus der Mitteilung Roons, daß der König in bezug auf mich zu ihm gesagt habe: „Mit dem ist es ja auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Die Tragweite dieser Äußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdankung trug und voraussetzte, daß ich davon gewußt oder etwas vermutet hätte, und mich deshalb mit seinem Nachfolger zu stellen gesucht habe.

In der Tat war mir jeder Gedanke an Abdankung des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Lage wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit folgenden Worten feststellte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Mehrheit des Landtages regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdankungsurkunde, durch die angeführten Gründe unterstützt, bereits entworfen." Der König zeigte mir die auf dem Tisch liegende Urkunde mit seiner Handschrift, ob bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. Se. Majestät schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könne er nicht regieren.

Ich erwiderte, es sei Sr. Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bei ihm bleiben werde, und ich zweifelte nicht, daß die weitere Vervollständigung des Ministeriums gelingen werde, falls andere Mitglieder sich durch meinen Eintritt zum Rücktritt

bewogen finden sollten. Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Heeresreform einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitere Frage, ob auch gegen die Mehrheit des Landtages und deren Beschlüsse. Auf meine Zusage erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich danke nicht ab."

Der König forderte mich auf, ihn in den Park zu begleiten. Auf diesem Spaziergange gab er mir ein Programm zu lesen, das in seiner engen Schrift acht Folioseiten füllte und alle Möglichkeiten der damaligen Regierungspolitik umfaßte. Ich lasse es dahingestellt sein, ob dieses Schriftstück schon Erörterungen mit meinen Vorgängern zur Unterlage gedient hatte, oder ob es zur Sicherstellung gegen eine mir zugetraute konservative Durchgängerei dienen sollte.

Es gelang mir, den König zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um Konservativ oder Liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um königliche Regierung oder Parlamentsherrschaft handle, und daß die letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur (der Außerkraftsetzung der Verfassung) abzuwenden sei. Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Kopfe untergehen, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen."

Der König zerriß das Protokoll und war im Begriff, die Stücke von der Brücke in die trockene Schlucht im Park zu werfen, als ich ihn daran erinnerte, daß diese Papiere mit der bekannten Handschrift in sehr unrechte Hände geraten könnten. Er fand, daß ich recht hatte, steckte die Stücke in die Tasche, um sie dem Feuer zu übergeben, und vollzog an demselben Tage meine Ernennung zum Staatsminister und einstweiligen Vorsitzenden des Staatsministeriums, die am 23. September veröffentlicht wurde."

Nach dem Rücktritt des Fürsten von Hohenzollern erfolgte am 8. Oktober die endgültige Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

45. Wie Bismarck den König bei dem Portepee (der preußischen Offiziersehre) faßte.

König Wilhelm reiste am 28. September 1862 nach Baden-Baden zu seiner dort weilenden Gemahlin, um sich von der schweren Gemütsbewegung der letzten Wochen, unter der er infolge des argen Konflikts mit dem Abgeordnetenhause gelitten hatte, zu erholen. Am 8. Oktober kehrte er nach Berlin zurück. Bismarck fuhr ihm bis zur Station Jüterbog entgegen, um dem vermutlichen Eindruck, den die von der Presse vielfach entstellten, in jenen Tagen gesprochenen Worte Bismarcks: „Nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut" — auf den König gemacht hatten, entgegenzuwirken. Im Dunkeln setzte sich Bismarck auf dem noch nicht fertigen Bahnhof Jüterbog auf eine umgestülpte Schiebkarre und erwartete den Zug.

„Ich hatte einige Mühe" — so erzählt Bismarck — „durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein in einem gewöhnlichen Abteil erster Klasse saß. Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da auf dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir."

Ich erriet, und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden, daß er während des achttägigen Aufenthaltes in Baden mit Wiederholungen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI bearbeitet worden war. Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase „Et après, Sire?" — (Und dann, Majestät?) „Ja, après, dann sind wir tot!" erwiderte der König. „Ja," fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Blutgerüst oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes

Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken, der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für König und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er hatte sich bis dahin auf seiner Fahrt nur gefragt, ob er vor dem überlegenen Urteil seiner Frau Gemahlin und vor der öffentlichen Meinung in Preußen mit dem Wege, den er mit mir einschlug, würde bestehen können. Demgegenüber war die Wirkung unserer Unterredung in dem dunklen Abteil, daß er die ihm nach der politischen Lage zufallende Rolle mehr vom Standpunkte des Offiziers auffaßte. Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war. Die Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit des Königs hatte sich in eine fröhliche und kampflustige Stimmung während der Fahrt umgewandelt, die sich selbst den ihn empfangenden Ministern und Beamten erkennbar machte.

Die Erzählung dieses Vorganges an Hans Blum schloß Bismarck mit den Worten: „Damit hatte ich ihn wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt."

46. Erinnerungen des Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen an Wilhelm I. und Bismarck.

Diese sehr interessanten Aufzeichnungen eines Zeitgenossen großer Ereignisse und Persönlichkeiten sind bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen. Wir bieten einige inhaltreiche Abschnitte, die den Zeitungen entnommen sind.

5

a. Hinterlistige Umtriebe gegen Bismarck.

Der Prinz hatte den König im September 1862 bei dem Begräbnisse der Herzogin von Sagan zu vertreten. „Während einer der vielen Pausen, die während eines solchen zeremoniellen Tages vorkommen, hatte mich der Fürst Wilhelm Radziwill angeredet, er habe etwas Wichtiges mit mir zu sprechen. Er teilte mir mit, der preußische Gesandte in Paris, Herr von Bismarck-Schönhausen, habe hochverräterische Reden über den König und die Königin geführt. Dies sage er mir dienstlich, als dem Adjutanten des Königs, und mache es mir zur heiligen Pflicht, hiervon denjenigen dienstlichen Gebrauch zu machen, der meines Amtes sei. Ich bat den Fürsten zunächst, mir über die Angelegenheit bei der großen Wichtigkeit derselben näheren Aufschluß zu geben, von wem er diese Nachricht habe. Er fuhr sehr erregt auf und sagte: „Sie zweifeln doch nicht etwa daran? Ich weiß es von meiner Schwiegertochter, und diese spricht nur die Wahrheit." Ich bemerkte dem Fürsten, daß, wenn es sich um eine so schwere Anklage wie Hochverrat gegen einen preußischen Gesandten handele, es nicht genüge, den Erzählungen einer Dame zu glauben, sondern daß man dann auch juristisch gültige Beweise haben müsse. Ich könne daher mit seiner Mitteilung nicht eher etwas anfangen, als bis er imstande sei, mir diejenigen Zeugen namhaft zu machen, welche die fraglichen hochverräterischen Äußerungen gehört hätten. Der alte Fürst wurde stutzig und sagte, er werde sich erst näher erkundigen. Am Abend sagte er mir, seiner Schwiegertochter sei es von Graf Bacour erzählt, dieser habe es von einer Dame der französischen hohen Aristokratie, und diese von jemandem in Frankreich, der diese Äußerungen dort auf dem Lande beim Herzog von X. nach der Mittagstafel gehört. Die Namen nannte mir der Fürst alle und ich notierte sie.

Darauf sagte ich ihm, ich wolle, um nicht ohne sein Vorwissen zu handeln, ihm sogleich sagen, welchen amtlichen Gebrauch ich von seiner Mitteilung machen werde. Ich würde sofort nach meiner Rückkehr in Berlin, wo Bismarck zufällig weile, zu diesem gehen, ihm das Gehörte mitteilen und ihm anheimstellen, das Gerücht zu entkräften. Ein jeder andere Gebrauch müsse mich dem Herrn von Bismarck gegenüber in den üblen Verdacht bringen, als ob ich hinter seinem Rücken der Verbreitung von üblen Nachreden über ihn Nahrung gegeben hätte. Ich könne übrigens dem Fürsten nicht

verhehlen, daß ich es für viel besser hielte, wenn er selbst in dieser Weise mit dem Herrn von Bismarck spreche, damit er, der Fürst, seinerseits nicht in den Verdacht komme, den ich für meine Person zu vermeiden willens sei. Der alte Fürst war ganz verblüfft über meine Antwort, die er augenscheinlich gar nicht erwartet hatte. Dann nahm er seine sehr selbstherrliche Miene an und sagte in gnädigem Tone: „Es hat viel für sich, was Sie mir da sagen. Ich werde mir das noch überlegen und ersuche Sie, bis wir noch einmal darüber sprechen, vorläufig noch für sich zu behalten, was ich Ihnen gesagt."

Als ich in Berlin ankam, erfolgte zufällig an demselben Tage die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten. Der Fürst Radziwill kam einige Tage später von Sagan nach Berlin zurück. Als ich ihn wieder sah, sagte er mir, die Verhältnisse hätten sich mittlerweile derart geändert, daß er es für besser hielte, wenn ich der Unterhaltung, die ich mit ihm gehabt, weiter keine Folgen gäbe. Ich war ganz damit einverstanden.

b. Bismarck wird Ministerpräsident.

Bismarck wurde nun Ministerpräsident, und die Mehrheit im Abgeordnetenhause geriet in die Aufregung der Verzweiflung... In den ersten Jahren seines Amtes als Ministerpräsident hat Bismarck den Verkehr mit dem Parlament auch lediglich als eine Komödie betrachtet, bei der er sich belustigte. Je ärger er angefeindet wurde, je schärfer er antworten konnte, um so besserer Laune ward er. Im Jahre 1863, in Gastein, ward er einst wütend und wollte den Kladderadatsch verbieten, weil er darin als Karikatur auf der Jagd abgebildet war. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er sich darüber ärgere, er gerade seinen Feinden einen Gefallen tue, denn das sei ihr Zweck. „Das ist einerlei," sagte er wütend, „in meiner Politik mag man mich anfeinden, da lache ich nur darüber. Aber bei der Jagd da hört der Spaß auf, da wird's Ernst." — So verkehrte er, mit scheinbar unerschütterlichen Nerven, von seinem kräftigen Mannesalter (47 Jahr) unterstützt, amtlich mit allen Menschen, Gegnern wie Freunden, mit einem Humor und einem „Sich gehen lassen", das an seine stürmische und burschikose Studentenzeit erinnert, in der er einst der Polizei manch harte Nuß zu knacken gegeben hat. Als ich einst den Dienst hatte im Vorzimmer des Königs, war Bismarck

5*

beim König und wartete daselbst auf noch zwei Minister, welche bestellt waren. Als sie auf sich warten ließen, kam er heraus und fragte mich: „Sind die beiden anderen Schwindler noch nicht da?" So brauchte er immer die gewagtesten Ausdrücke, und ich kann mir wohl denken, daß er auch in Frankreich ähnlich geredet haben mag, so daß feindlich gesinnte Menschen hochverräterische Ausdrücke herausgefunden haben könnten.

c. Der Frankfurter Fürstenkongreß.

Im Spätsommer 1863 wurde bekanntlich ein heftiger Kampf um die Teilnahme König Wilhelms am Frankfurter Fürstenkongresse geführt. Bismarck war auf das entschiedenste dagegen, fürstliche Einflüsse arbeiteten ebenso entschieden dafür. So kam nach Wildbad, wo der König als Gast der Königin-Witwe Elisabeth weilte, die telegraphische Mitteilung, daß der König Johann von Sachsen aus Frankfurt nach Baden reise, um dort den König Wilhelm in Empfang zu nehmen und zu bereden, mit ihm nach Frankfurt zurückzukehren. Es war dringend wünschenswert, dem König nach den angreifenden Kuren, die er eben durchgemacht, solche Aufregungen zu ersparen. Bismarck kam daher auf die Idee, den König länger in Wildbad festzuhalten und hoffte, König Johann werde, wenn König Wilhelm nicht ankomme, unverrichteter Sache nach Frankfurt zurückkehren. Es kam außerdem viel darauf an, daß König Wilhelm und Bismarck die Königin Augusta allein in Baden fanden und Muße hatten, ihr die Gründe für die befolgte Politik auseinanderzusetzen. Traf König Wilhelm den gewandten, liebenswürdigen und klugen König Johann bei der Königin Augusta, so war von dessen Überredungskunst viel zu fürchten.

Nachdem also der König in Wildbad mit der Königin Elisabeth viel spazieren gegangen war und Gefallen an dem Aufenthalt bezeigt hatte, fragte ich ihn, ob er nicht einen Tag länger daselbst verweilen wolle. Er sagte, das möchte er sehr gern, aber er sei ja bei der Königin Elisabeth zu Gaste und könne doch nicht so unverschämt sein, sie zu bitten, seinetwegen ihren Badeaufenthalt zu verlängern. Ich sprach jetzt mit der diensttuenden Hofdame, welche mir sagte, die Königin möchte den König gern bitten, noch länger zu bleiben, wenn sie wisse, daß dies seine Regierungsgeschäfte und seine Reisepläne nicht störe. Ich konnte der Hofdame versichern, daß eine Einladung

dem König willkommen sein werde. Also erfolgte diese, und der König blieb einen Tag länger. Wir triumphierten schon, daß König Johann unnütz nach Baden gereist sei und freuten uns darauf, er werde unverrichteter Sache nach Frankfurt umkehren. Aber wir triumphierten zu früh.

Eines Nachmittags ging die Reise über den Kamm des Schwarzwaldes mit der Extrapost nach Baden...

In Gernsbach wurden wir bitter enttäuscht. Es war schon dunkle Nacht, und es regnete fein und stetig. Als wir hielten, um Pferde zu wechseln, kam ein Lakai an den Wagen und bat den König im Namen der Königin, in ihren Wagen zu steigen. Sie war ihm in einem viersitzigen Wagen entgegengefahren. In ihrer Begleitung war die Großherzogin von Baden und König Johann. Wir bekamen die vornehmen Insassen dieses Wagens gar nicht zu Gesicht, der Wagen rollte nach Baden. Wir sahen uns verdutzt an, Bismarck, Alvensleben und ich. Mit betrübten Gesichtern, wie die Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind, in stummer Ergebung folgten wir, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, nach Baden.

Es war sehr spät geworden, als wir in Baden ankamen. Der König mit den frischen Pferden aus dem Marstall des Großherzogs war viel schneller gefahren, als wir mit den Postpferden. Die Allerhöchsten Herrschaften hatten sich längst zurückgezogen, als wir ankamen, und wir erfuhren nichts von dem, was unterwegs mündlich verabredet worden war. Wir verbrachten eine etwas unruhige Nacht...

In den folgenden Tagen fanden lebhafte Unterhandlungen zwischen den Sachsen und uns statt. Der König hatte bei der Fahrt von Gernsbach nach Baden keine bestimmte Antwort gegeben. Jetzt verhandelte Beust mit Bismarck. Eines Morgens sandte mich der König um 9 Uhr zu Bismarck mit einer Bestellung. Ich fand den Minister noch im Bett. Als ich mich erschreckt erkundigte, ob er krank sei, rieb er sich den Kopf und sagte: „Nein, krank bin ich nicht, aber der Kopf brummt mir. Dieser verdammte Kerl, der Beust, hat gestern immerzu mit mir verhandelt. Als er mich nicht überreden konnte, da hat er versucht, mich mit Biertrinken zu zwingen. Aber da kam er an den Rechten, da bin ich ihm doch noch über."

Am Abend tranken die Majestäten bei der Großherzogin von Baden den Tee. Alles Gefolge war verbeten, also war der König

Johann mit der Großherzogin und unserm Königspaar allein. König Johann hatte vor unserer Ankunft die beiden Damen sehr geängstigt. Sie fürchteten einen entsetzlichen Bruderkrieg in Deutschland. Der sichere Untergang Preußens schien ihnen der natürliche Ausgang desselben. Was nun bei diesem Teeabend gesprochen worden ist, davon habe ich eine zuverlässige Kunde nicht erhalten. Es soll aber König Johann dem König Wilhelm versichert haben, er liebe ihn wie seinen Bruder und wolle ihn vor dem Verderben retten, dem er sicher entgegengehe, wenn er sich weigere, an dem Fürstentage in Frankfurt teilzunehmen. Die Freunde Preußens, die oldenburgischen, mecklenburgischen, badischen und sachsen-altenburgischen Fürsten hatten schriftlich dringend ersucht, der König möge kommen, ihnen beizustehen. Schließlich sollen Gemahlin und Tochter ihn flehentlich gebeten haben, er möge nachgeben und mit dem König Johann den anderen Tag nach Frankfurt gehen. Alle diese Stürme auf des Königs Gemüt waren zuviel für seine durch die Kuren angegriffenen Nerven. Anscheinend krank ward er in das Meßmersche Haus zurückgefahren. Erst ward der Arzt geholt, dann Bismarck. Unterdessen bestellte König Johann zum anderen Morgen früh 6 Uhr einen Extrazug, um ihn und den König Wilhelm nach Frankfurt zu führen.

Als Bismarck aber kurz vor 11 Uhr den König verließ, brachte er die vom König endgültig unterschriebene Antwort zurück, daß derselbe nun und nimmermehr zu diesem Fürstentage nach Frankfurt gehen werde. Bismarck erzählte mir, er habe dem König gesagt, wenn er nach Frankfurt gehe und befehle, daß er, Bismarck, ihn begleite, dann wolle er wohl als sein Schreiber mitgehen, aber nicht als sein Ministerpräsident. Aber den preußischen Grund und Boden betrete er dann nicht wieder, denn er müsse sich dann des Landesverrats schuldig wissen, so sicher sei er, daß der Schritt zu Preußens Verderben führe. Darauf habe der König die abschlägige Antwort unterschrieben.

Mit diesem Bescheid ging Bismarck noch abends um 11 Uhr in das Hotel des Königs von Sachsen und brachte diesem das Schreiben, dessen Inhalt er dem Herrn von Beust mitteilte. Letzter sagte zu Bismarck, er werde sofort den Extrazug für den anderen Morgen abbestellen, denn der König Johann sei nicht willens, ohne König Wilhelm nach Frankfurt zurückzukehren, und werde nun den anderen

Tag versuchen, ihn zu bereden. Da erklärte Bismarck mit voller Entschiedenheit dem Herrn von Beust:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß, wenn morgen früh 6 Uhr der Extrazug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um 8 Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bett aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen anderen Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hereinzulassen!"

Beust erwiderte, Preußen habe nicht das Recht, Truppen im Frieden nach Baden marschieren zu lassen. Das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da fuhr Bismarck auf:

„Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgültig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt Ihr ihn schon krank gemacht, morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt Ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert. Daß Ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, solange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopf."

Damit endigten die Unterhandlungen, und man trennte sich. Es wurde Befehl gegeben, daß Bismarck sowohl als auch ich sofort benachrichtigt werden sollten, wenn König Johann 6 Uhr früh nicht abgedampft wäre. Von dieser Verabredung erfuhr der König vorläufig nichts, ebensowenig von den energischen Worten, mit denen Bismarck den König von Sachsen zur Abreise bewogen hatte.

Nach meiner Auffassung war an diesem Abend der große Staatsmann am größten. Er hat später Erfolge gehabt, die mehr in die Augen sprangen, als ihm bedeutende Unterstützung von allen Seiten zuteil wurde, als Armeen hinter ihm standen, welche seinen Plänen Nachdruck gaben. Aber damals stand er mit seiner Ansicht fast ganz allein da. Der König billigte sie, wäre aber gezwungen gewesen, ihn fallen zu lassen, wenn er seine Meinung nicht durchführte. Die liberalen Parteien waren ihm feindlich. Die Konservativen stieß er durch seinen Plan der direkten Wahlen vor den Kopf. Und in diesem bedenklichen Augenblicke drohte er ganz Deutschland ohne Gewährleistung des Königs mit Friedensbruch, eine Drohung, die ihm den Kopf kosten konnte, und unter einem Fürsten, wie Karl I. von England und Ludwig XVI. von Frankreich, den Kopf gekostet haben würde.

47. Wilhelm I. Abneigung gegen das Tanzen der Minister.

König Wilhelm von Preußen hatte eine Abneigung gegen tanzende Minister. Der Tanz erschien ihm mit der Würde eines solchen nicht vereinbar. Die Mitglieder der Kammern, welche 1849/50 die aufgezwungene Verfassung zu revidieren hatten, hielten oft anstrengende und bis in die Nacht hinein dauernde Gesamt- und Kommissionssitzungen. Bismarck, welcher der Zweiten Kammer als Mitglied angehörte, konnte sein Bewegungsbedürfnis nur des Nachts befriedigen und wandelte in dieser Zeit manche Nacht zwischen dem Opernhause und dem Brandenburger Tore in der Mitte der Linden auf und ab. Durch einen Zufall wurde er damals auf den gesundheitlichen Nutzen des Tanzens aufmerksam, das er mit 27 Jahren aufgegeben hatte in dem Gefühle, daß dieses Vergnügen nur „der Jugend" anstehe. Auf einem der Hofbälle bat ihn eine ihm befreundete Dame, ihren abhanden gekommenen Tänzer für den Kotillon zu suchen und, da er ihn nicht fand, zu ersetzen. Nachdem Bismarck die erste Schwindelbesorgnis auf dem glatten Parkett des Weißen Saales überwunden hatte, tanzte er mit Vergnügen und fand nachher einen so gesunden Schlaf, wie er ihn lange nicht genossen hatte. In Frankfurt tanzte alle Welt, voran der 65jährige französische Gesandte Monsieur Marquis de Tallenay, nach Proklamierung des Kaisertums in Frankreich: Monsieur le Marquis de Tallenay, und auch Bismarck fand sich leicht in diese Gewohnheit, obschon es ihm am Bunde nicht an Zeit zum Gehen und Reiten fehlte. Auch in Berlin, als er Minister geworden war, versagte er nicht, wenn er von befreundeten Damen aufgefordert oder von Prinzessinnen zu einem Tanze befohlen wurde, bekam aber stets spöttische Bemerkungen des Königs darüber zu hören, der ihm z. B. sagte: „Man macht es mir zum Vorwurf, einen leichtsinnigen Minister gewählt zu haben. Sie sollten den Eindruck nicht dadurch verstärken, daß Sie tanzen." Den Prinzessinnen wurde dann untersagt, Bismarck zum Tänzer zu wählen. Auch die andauernde Tanzfähigkeit des Herrn von Keudell hat ihm, wenn es sich um seine Beförderung handelte, bei dem Kaiser Schwierigkeiten gemacht. Es entsprach das der bescheidenen Natur Wilhelm I., der seine Würde auch durch Vermeiden unnötiger Äußerlichkeiten, welche die Kritik herausfordern könnten, zu wahren gewohnt

war. Ein tanzender Staatsmann fand in seinen Vorstellungen nur in fürstlichen Ehrenquadrillen Platz; im raschen Walzer verlor er bei ihm an Vertrauen auf die Weisheit seiner Ratschläge.

48. Oberregierungsrat Riecke.

Ein großer Verehrer und Gehilfe Bismarcks als Vertreter Württembergs im Bundesrate war der Oberregierungsrat Riecke, dessen erste zolldiplomatische Verwendung 1864 allerdings keinen Erfolg hatte. Damals sang der „Kladderadatsch" spöttisch:

> Riecke kommt, Riecke kommt,
> Kommt vom Lande Schwaben,
> Freut mir sehr, freut mir sehr,
> Daß wir dir nur haben!

Dieser erzählt nun, wie er 1863 und 1866 zweimal — auf Veranlassung Bismarcks — mit den österreichischen Kommissaren in München verhandelt habe, um eine größere handelspolitische Einigung mit Österreich herzustellen. Der damalige vorläufige österreichische Handelsminister Freiherr v. Kalchberg war ein schon etwas älterer Herr, freundlich und gemütlich, aber ohne größere Kenntnisse und ohne Tatkraft. Zu seiner Unterstützung hatte er den Sektionsrat Meier bei sich, einen Zollmenschen, der schon auf seiner 22. Station angestellt war. „Wo sie den Mann angreifen, springt gleich eine Zahl heraus." Der sollte uns den neuen österreichischen Zolltarif erklären. Er sagte: „Der österreichische Tarif, meine Herren, ist gerad' eingericht', wie der Mensch lebt. Zuerst fragt der Mensch, was ißt, was trinkt er, womit er sich kleidet, und zuletzt kommen immer die Abfälle. Bei Ihnen, im deutschen Zolltarif, ist's gerade verkehrt, da fängt's mit den Äpfeln an."

49. Bismarcks Nervosität.

Eine Erinnerung aus einem Aufenthalt des Fürsten Bismarck in Gastein erzählt Dr. v. Hönigsberger, dessen Vater in den 50er und 60er Jahren dort Badearzt war: „Eines Tages betrat Bismarck als Patient das Wartezimmer meines Vaters. Von dieser Konsultation erzählt letzter in späterer Zeit, Bismarck habe über seine Nervosität geklagt. Beispielsweise habe er geäußert, er empfinde manchmal das lebhafte Bedürfnis, seine physische Kraft und innere Erregung an dem ersten besten Gegenstande auszulassen; er habe

oft schwere Mühe, um seinen königlichen Herrn für seine Politik zu gewinnen, müsse öfters auf Umwegen sich durch allerhand Adjutanten und Höflinge durchquälen, und wenn er endlich am Ziele zu sein glaube, dann durchkreuze irgend eine familiäre Unterredung alle Pläne, und die Sache sei dann einfach „umgekrempelt". „In solchen Augenblicken," meinte der Patient, „möchte ich in meiner Nervosität irgend einen harten Gegenstand mit der Hand zerbrechen." Dabei faßte er unwillkürlich, wie um ein Beispiel festzustellen, in der lebhaften Erinnerung an alle diese Kämpfe und an seinen unterdrückten Groll die Ecke der dünnen, vielleicht auch etwas morschen Tischplatte, auf der seine kräftige Hand geruht hatte, heftiger an, als ihr zuträglich war; sie gab dem Drucke nach und brach entzwei. Unter seinen lebhaften Entschuldigungs-Äußerungen nahm hierauf die Beratung einen gemütlich heiteren Verlauf.

50. Eine Fahrt mit Bismarck.

Über eine Fahrt mit Bismarck gibt Major Scheibert in seinen Lebenserinnerungen „Mit Schwert und Feder" folgende fesselnde Schilderung:

Am 22. April (1864) früh riß jemand an meiner Klingel; ich sprang auf, weil ich wirklich glaubte, es wäre ein Unglück passiert. Da stand der junge Wrangel (Großneffe des Feldmarschalls, jetzt Rittergutsbesitzer auf Hainichen) vor der Türe und sagte: „Scheibert, du hast doch ein tolles Glück! Bismarck ist gestern abend angekommen und er hat dich vom Alten erbeten, um ihn durch die Schanzen zu führen. Morgen früh Punkt 6 Uhr sollst du ihn abholen!" Ich konnte vor Freude kaum schlafen, und zur bestimmten Stunde stand ich in der Stube des in der Armee so hochgefeierten Mannes, denn er war durch die charakterfeste Durchsetzung der Heeresreform und dadurch, daß er uns einen frischen Krieg und Taten verschaffte, der Mitbegründer unserer Größe geworden.

Ich fand ihn mit dem Legationsrat von Keudell in seiner Wohnung zur Abfahrt bereit. Der Minister im alten Filzhut und Militärüberzieher fragte, als ich ihn erstaunt anblickte, halb scherzend: „Nun, Leutnant Scheibert, wofür würden Sie mich halten, wenn Sie mir auf der Straße begegneten?" Ich sagte: „Für einen Registrator, der gern zeigt, daß er auch Landwehroffizier ist", was ihn ungemein amüsierte.

Wir fuhren unter sehr interessanten Gesprächen nach Düppel. Ich mußte viel von Amerika erzählen, doch schien es mir, als suchte Bismarck das Gespräch auf dem leichten Unterhaltungston, in welchem er Meister ist, zu halten. Doch dies genügte mir nicht, ich wünschte, mehr zu erhalten, und versuchte stets von neuem, ihn zu fesseln und ihm Urteile zu entlocken. Erst als ich auf seine Bemerkung hin, daß man glaube, die Konföderierten wünschten den Prinzen Alfred von England als Monarchen zu haben, bemerkte, daß das nicht der Fall sei, ich dies auch für ein Unglück halten würde, wurde er aufmerksam. Auf seine fragenden Augen antwortete ich etwa: „Die Amerikaner sind in der „Republik" groß geworden, sie ist die historisch-organisch entstandene Regierungsform; alles, selbst die Erziehung der Jugend zielt auf diese Staatsform hin. Es sei meiner Ansicht nach Revolution, wollte man auf diesen Stamm eine Monarchie aufpfropfen!" Sehr lebhaft klopfte der Minister dem Herrn von Keudell auf die Schulter und sagte: „Sehen Sie, mein altes Wort: Konservativ ist nur das historisch Gewordene, die amerikanische Republik ist eine konservative Form, Napoleons Kaiserreich ist eine Revolution, die englische Konstitution ist konservativ, unsere revolutionär." Dann ließ er auch in weiterem seinen Ansichten freien Lauf.

Einige seiner Aussprüche sind wert, wiedergegeben zu werden.

Er sagte mir: „Diesmal werdet ihr mit mir zufrieden sein. Und Fett muß für Preußen abfallen, es soll nicht wieder heißen, daß die Feder verdarb, was das Schwert erwarb."

Die Sprache sei dazu da, um die Gedanken zu verbergen, wäre augenblicklicher diplomatischer Grundsatz, d. h. die Lüge ein Prinzip. Solle nun die Lüge, die jeden Stand schändet, einen der vornehmsten Stände schmücken und dessen Glieder zu Schuften erniedrigen?

„Komisches Volk, die Engländer," sagte er. — „Da wird der Minister Russel im Hause der Pairs unterbrochen durch einen der Lords, der ihn auffordert, Preußen wegen der völkerrechtswidrigen Beschießung von Sonderburg (welches bekanntlich mit dänischen Batterien bespickt war) zur Rechenschaft zu ziehen. Mich verschnupfte besonders dieser letzte Ausdruck, als einer meiner Räte mir die Aufforderung zeigte, und war neugierig, was noch kommen würde. Richtig, nach acht Tagen hatte ich einen Brief in Händen, in

welchem aber der ehrlose und anmaßende Einspruch wirklich angezogen war.

Mich ärgerte dies, und ich tat etwas, was in dem diplomatischen Verkehr unseres Jahrhunderts wohl noch nicht vorgekommen ist; ich zerriß den Brief und warf ihn einfach in den Papierkorb. Dieses England mit seinen paar Tausend Mann Linientruppen und seiner — dadurch halb gezwungenen — Nicht-Interventionspolitik ist eine ganz gleichgültige Großmacht, die sich nur durch ewiges tantenhaftes Bevormunden einen gewissen künstlichen Einfluß geschaffen hat, den man auf seine tatsächliche Grundlage wieder zurückführen muß. Aber weiter:

Was zu erwarten war, traf ein. Nach drei bis vier Wochen kam ein zart gefaßter Mahnbrief, der uns aufforderte, die wahrscheinlich in Vergessenheit geratene Note gütigst baldigst beantworten zu wollen. Der zweite Brief wanderte zum ersten, und ich war nun wirklich begierig zu hören, was England tun würde, aber das nun Geschehende ging doch über meine Vorstellung. Denken Sie sich, dieser Herr Minister Russel wird von dem schon erwähnten sehr ehrenwerten Lord noch einmal um die Beantwortung der Interpellation gemahnt, und ersterer erklärt sich bereit, dieselbe sofort zu beantworten, indem er den Fall für erledigt erklärt, da er von Preußen die befriedigendsten Erklärungen erhalten hätte.

Kann ich den Minister Russel noch für eine Größe halten, mit der man überhaupt noch rechnet, und wie soll ich ihm meine Mißachtung ausdrücken, wenn ich einmal das Unglück hätte, ihm persönlich zu begegnen?"...

51. Baron von Keudell.

Die Erzählung eines persönlichen Erlebnisses Keudells mit Bismarck, dessen Anlaß die schleswigsche Frage und die Ansprüche des Augustenburgischen Hauses auf die Herzogtümer bildete und das auf den Charakter des eisernen Mannes, der, wie kaum ein anderer, Freundschaft zu halten verstand, ein helles Streiflicht wirft, sei hier mitgeteilt.

Da Bismarck kürzlich betont hatte, wie großen Wert er darauf legte, daß die Überzeugung der Verwaltungsbeamten mit der ihres Chefs übereinstimmte, so trieb mich mein Gewissen, schriftlich vor-

zutragen, daß ich der Meinung sei, uns werde eine herrliche Gelegenheit geboten, an die Spitze der gewaltigen Bewegung der Geister in Deutschland dadurch zu treten, daß wir für das Recht des Augustenburgers Krieg führten. Diesen Gedanken entwickelte ein Schreiben, das ich in das Arbeitszimmer des Ministers tragen ließ. Bald darauf ließ Bismarck mich rufen. Er begann mit gedämpfter Stimme, aber in sichtlicher Erregung:

„Sagen Sie mal, weshalb haben Sie mir eigentlich diesen Brief geschrieben? Wenn Sie glaubten, auf meine Entschließungen einwirken zu können, so müßte ich sagen, das wäre Ihren Lebensjahren nicht angemessen. Es kann ja ganz ehrenvoll sein, für eine gute Sache unterzugehen, aber besser ist es doch, sich so einzurichten, daß man die Möglichkeit hat, zu siegen. In der polnischen Sache war das ganze Ministerium gegen mich; man beschwor mich, es anders zu machen, um des Heiles meiner Kinder willen; nachher waren sie alle mit dem Erfolg zufrieden. Jetzt ist die ganze politische Abteilung wieder augustenburgisch; das stört mich nicht. Aber daß Sie, der Sie mich so lange und so gut kennen, denken, ich wäre in diese große Sache hineingegangen wie ein Fähnrich, ohne mir den Weg klar zu machen, den ich vor Gott verantworten kann, das vertrage ich nicht, das hat mir den Schlaf zweier Nächte gestört. Sie zu entlassen, liegt ja gar kein Anlaß vor. Ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie die Kugel sitzt, die Sie mir in die Brust geschossen haben."

Von den letzten Worten erschüttert, sagte ich sogleich:

„Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, daß mein Brief Ihnen weh tun könnte. Bitte, geben Sie ihn mir zurück: es tut mir sehr leid, ihn geschrieben zu haben. Ich bitte von ganzem Herzen um Verzeihung."

Er gab mir den Brief mit den Worten:

„Danke. Nun ist alles weggewischt, und Sie können sicher sein, daß keine unangenehme Erinnerung bei mir „haken" bleibt. Aber wenn Sie wieder eine andere Ansicht haben, so schreiben Sie nicht, sondern reden Sie!"

52. Drohbriefe.

In dem 1. Bande des Bismarck-Jahrbuches von Horst Kohl sind mehrere an den Fürsten Bismarck gerichtete Drohbriefe veröffentlicht, von denen drei der markantesten hier Platz finden mögen.

Poststempel Berlin, 18. Mai.

Herr Graf!

Soeben habe ich erfahren, daß man Sie Sonnabend abend erschießen will. Es sind 10 Mann bereit, Sie zu ermorden, sobald kein Friede wird.

Sogar Ihre Frau soll mitsterben. K. v. R.

Poststempel Brighton, 20. Mai.
Pfingsten 1866.

Mein Herr!

Leider sind Sie dieses Mal entgangen. Wissen Sie denn: „Noch gibt es Patrioten, die sich nicht fürchten, Ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen!" Mein verehrter unvergeßlicher Freund Ferdinand Blind hat mich gelehrt, Sie sicher zu treffen. Fürchten Sie jetzt

Dolch und Gift!!!

Ich treffe sicher! Nehmen Sie Abschied von der Welt! Fluch und Schande warten Ihrem Andenken! Ewigen Haß gegen alles, was Hohenzollern und Bismarck heißt, das schwöre ich!

Wilhelm Goergs,
ehemaliger Lehrer und Turnwart in
Stolberg bei Aachen.

Poststempel Wien, 22. Juni 1866.

Zeichnung: ein Galgen 2c.

Darunter die Worte: Das ist das einzige, welches sich der Junker und Ministerpräsident v. Bismarck erwerben kann. S. K.

53. Bismarck-Erinnerungen eines Arztes.

In den im Verlag J. F. Bergmann (Wiesbaden) erschienenen „Briefen von Albrecht von Graefe an seinen Jugendfreund Adolf Waldau", aus dem Nachlaß herausgegeben von Prof. R. Greeff (Berlin), finden sich interessante auf Bismarck bezügliche Mitteilungen der Witwe Waldaus. Adolf Waldau war zweiter Arzt der von Graefeschen Augenklinik und wirkte als gesuchter Augenarzt bis zu seinem 1895 erfolgten Tode in Berlin. Seine Hilfe wurde wiederholt

auch von der Bismarckschen Familie in Anspruch genommen. Infolge eines nicht unbedenklichen Augenleidens der Frau von Bismarck mußte er Monate hindurch seine Patientin besuchen, und an heiteren und ernsten Szenen fehlte es da nicht. Eines Morgens war Waldau damit beschäftigt, der Patientin einen neuen Verband auf das kranke Auge zu legen, als ein heftiger Schlag gegen die Türe ertönte. Die Patientin wollte hineilen, da der Gatte etwas zu wünschen schien; das konnte aber nachteilige Folgen haben, da gerade der Verband gelöst war, und so bat denn Waldau, selbst nachsehen zu dürfen. Als er die Tür öffnete, lag Bismarck mit heftigen Schmerzen am Bein auf dem Ruhebett, umgeben von Schriften, Büchern und Akten, in denen er arbeitete. Da keine Klingel in der Nähe war, hatte sich der Kranke zu helfen gewußt und einen seiner Schuhe gegen die Türe geschleudert. Bismarck war sehr erstaunt und belustigt über Waldaus unvermutetes Erscheinen auf das „Notsignal"; er verlangte nach einem Aktenstoß, der auf dem Schreibtisch lag. Bereitwilligst reichte ihm der Arzt das Gewünschte. Die kleine Begebenheit machte den Beteiligten viel Spaß. — Von dem Blindschen Mordversuch berichtet Waldau folgendes: Als Bismarck 1866, aus dem Palais des Königs kommend, auf dem Nachhausewege die Linden entlang ging und gerade ein Bataillon Soldaten mit Regimentsmusik vorübermarschierte, fühlte er an seinem Ohr etwas vorbeisausen, faßte hin und kehrte sich um, um zu sehen, was es sei. Da erblickte er dicht vor sich einen Herrn, der mit dem Revolver zum zweiten Male auf ihn zielte. Der Schuß ging fehl, streifte aber sein Opfer. Nun stürzte Bismarck sich auf den Angreifer und hielt ihn fest, während dieser, den Revolver mit der freien Hand ergreifend, noch ein paar Schüsse aus nächster Nähe losfeuerte. Die Soldaten marschierten weiter, endlich entschlossen sich ein paar Menschen, Bismarck zu Hilfe zu kommen, der Täter wurde überwältigt und der Polizei übergeben. Bismarck setzte seinen Weg zu Fuß nach Hause fort, wo eine kleine geladene Gesellschaft von Verwandten und Freunden auf ihn gerade mit dem Mittagessen wartete. Als Waldau kurze Zeit nach dem Mordversuch durch das Brandenburger Tor kam, um einen Kranken zu besuchen, wurde er von Herrn von Erhard, dem Adjutanten des Prinzen Karl von Preußen, angerufen: „Waldau, soeben hat man auf Bismarck geschossen, gehen Sie schleunigst hin, es ist noch kein Arzt dort, ich war im Auftrag meines Prinzen schon da!" — Waldau, ein auf-

richtiger, großer Verehrer des damals viel gehaßten und geschmähten Ministers, eilte sofort hin, traf die Familie bei Tisch und wurde gebeten, auf einem Stuhle zur Seite Bismarcks Platz zu nehmen. Waldau bat, da der Hausarzt noch nicht erschienen, man möge ihm gestatten, Bismarcks Brust zu untersuchen. Im Nebenzimmer überzeugte sich Waldau bei der Untersuchung, daß keine Verletzung vorhanden war, daß aber der Lauf der Kugeln blaue und braune Streifen auf der Haut gezogen und die Unterkleidung zerrissen hatte. Wie durch ein Wunder war Bismarck dem Mordbuben, der fünf Schüsse auf ihn abgefeuert, entgangen. Zum Tische zurückgekehrt, verordnete Waldau dem etwas blassen Hausherrn — Champagner. „Sie sind mein Arzt!" sagte Bismarck voller Humor und nahm gern den ihm verordneten Trank. — Übrigens hatten auch Bismarcks Söhne unter dem Haß, der ihrem Vater galt, auf dem Gymnasium zu leiden; einmal war dieser so ausgeartet, daß Waldau schleunigst gerufen wurde, um festzustellen, ob ernstere Verletzungen den Augen geschadet hätten, dies war jedoch nicht der Fall. Die Knaben sprachen aber mit Befriedigung davon, daß sie sich tapfer gewehrt hatten.

54. Vergib uns unsere Schuld.

Bei einem in Leipzig abgehaltenen studentischen Bismarck-Kommers erzählte der Universitätsrektor Geh. Kirchenrat Rietschel folgende Bismarck-Erinnerung: Am Morgen nach dem Blindschen Mordversuch sagte Bismarck zu dem Hauslehrer seiner Kinder: „Als ich diese Nacht das Vaterunser betete, ist mir die fünfte Bitte: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern", doch recht schwer geworden. Sehen Sie, diesem Menschen das zu vergeben, was er mir am hellen Tage gestern anzutun versuchte, das kam mir etwas sauer an."

55. Die wohlschmeckende Zigarre.

In der Schlacht bei Königgrätz hatte Bismarck Gelegenheit, seine Herzlichkeit gegen einen verwundeten Soldaten zu beweisen. Er selbst erzählt die kleine Geschichte so:

„Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein

Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir augenblicklich selbst noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung; ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre, die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, als diese, die ich nicht rauchte!"

56. Meinungsverschiedenheiten zwischen König Wilhelm und Bismarck bei den Friedensunterhandlungen mit Österreich in Nikolsburg.

Bei diesen Verhandlungen hatte Bismarck dem Könige und seiner militärischen Umgebung gegenüber, die den Siegeszug nach der Schlacht bei Königgrätz fortzusetzen wünschte, einen schweren Stand. Österreich hatte sich bereit erklärt, aus dem Deutschen Bunde auszutreten und alle Einrichtungen, die der König in Norddeutschland treffen werde, vorbehaltlich der Unverletzlichkeit Sachsens, anzuerkennen. Diese Bedingungen enthielten nach Bismarck alles, was Preußen bedurfte: Freie Bewegung in Deutschland. Er war daher fest entschlossen, diese Anerbietungen anzunehmen und im Ablehnungsfalle des Königs sein Amt niederzulegen. Auch drängte ihn zu seinen Ratschlägen die drohende Einmischung Frankreichs. Der König verlangte eine Gebietsabtretung aller Gegner, einschließlich Österreichs und Sachsens. Bismarck hingegen wollte die Gegner durch Gebietsverluste nicht dauernd erbittern, um später eine Bundesgenossenschaft mit ihnen anbahnen zu können. Bei den Verhandlungen mit dem König am 23. Juli im Kriegsrate waren die Eindrücke so stark auf Bismarck, daß seine Nerven nicht widerstanden und er in seinem Schlafzimmer, in das er sich zurückzog, in einen heftigen Weinkrampf verfiel. Besonders hartnäckig bestand der König auf eine Teilung Sachsens. Wie er schließlich durch Einwirkung des Kronprinzen nachgab, berichtet Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" II. S. 67: „Der Widerstand, den ich den Absichten Sr. Majestät in betreff der Ausnutzung der militärischen Erfolge

6

und seiner Neigung, den Siegeslauf fortzusetzen, meiner Überzeugung gemäß leisten mußte, führte eine lebhafte Erregung des Königs herbei, daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ mit dem Gedanken, den König zu bitten, daß er mir erlauben möge, in meiner Eigenschaft als Offizier in mein Regiment einzutreten. In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen; und ich sah mich nicht um, als ich die Tür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Flurgang vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten." Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt." Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Bemerkung, ungefähr des Inhalts: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." — Ich glaube mich nicht im Wortlaute zu irren, obschon mir das Aktenstück gegenwärtig nicht zugänglich ist; der Sinn war jedenfalls der angegebene und mir damals trotz der Schärfe der Ausdrücke eine erfreuliche Lösung der für mich unerträglichen Spannung. Ich nahm die Königliche Zustimmung zu dem von mir als politisch notwendig Erkannten gern entgegen, ohne mich an ihrer unverbindlichen Form zu stoßen. Im Geiste des Königs waren eben die militärischen Eindrücke damals die vorherrschenden, und das Bedürfnis, die bis dahin so glänzende Sieges-

laufbahn fortzusetzen, war vielleicht stärker als die politischen und diplomatischen Erwägungen.

Von der erwähnten Randbemerkung des Königs, die mir der Kronprinz überbrachte, blieb mir als einziger Überrest die Erinnerung an die heftige Gemütsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben wollte. Noch heute haben diese und ähnliche Vorgänge bei mir keinen andern Eindruck hinterlassen, als die schmerzliche Erinnerung, daß ich einen Herrn, den ich persönlich liebte wie diesen, so habe verstimmen müssen."

57. Bismarck als Walzertänzer.

In den Aufzeichnungen Emile Olivers findet sich eine interessante Stelle, die den Aufenthalt Bismarcks in Paris gelegentlich der Weltausstellung im Jahre 1867 schildert, und die einige kleine, aber für Bismarck ganz charakteristische Szenen enthält. Bei dieser letzten großen Veranstaltung des zweiten Kaiserreiches jagte ein Fest das andere; in seinem ganzen Prunke wollte sich Napoleon III. seinen fürstlichen Gästen zeigen. Bismarck, damals schon für alle Welt der große Bismarck, tat wacker mit. Überhaupt zeigte er sich in dem galanten Paris von der galanten Seite. Auf einem Hofballe engagierte ihn eine schöne Dame zur Kotillon-Tour. Die versammelten Souveräne trauten ihren Augen nicht recht, als sie Bismarck, den großen Bismarck, nach einer tadellosen Verbeugung mit der Dame antreten sahen. Er walzte seine Tour herunter und überreichte seiner Tänzerin dann — zur Erinnerung — die Rosenknospe, die er im Knopfloch trug. „Ich habe immer den Walzer geliebt," sagte er dabei, „aber nichtsdestoweniger wird dies wohl der letzte Walzer sein, den ich getanzt habe." — In jenen Tagen feierte Offenbach gerade mit seiner „Herzogin von Gerolstein" neue Triumphe. Ganz Paris begeisterte sich an seinen Melodien, und alle Welt sang, pfiff, summte das bekannte Lied vom Säbel. Bismarck ließ sich vom Obersten Stoffel, dem damaligen französischen Militärbevollmächtigten in Berlin, zu der Operette führen und lachte Tränen über die gelungene Satire auf die deutsche Kleinstaaterei. Einmal, mitten während des Aktes, drehte er sich zu Moltke um, der hinter ihm saß, und sagte ganz laut: „Wie es leibt und lebt!"

6*

58. Bismarck und Kutscher Freiherr.

Das nachfolgende Geschichtchen finden wir in der Zeitschrift „Das Land“. Es zeigt in drastischer Weise, wie urgemütlich der oft vielgestrenge Herr Altreichskanzler sein konnte, wenn er sich procul negotiis (weit vom Geschäft) in einer behaglichen Umgebung befand. Fritz Worm in Alt-Reddewitz auf Rügen, dem die Überlieferung der kleinen Szenen zu danken ist, gibt die Begebenheiten also wieder:

Der Krieg mit Österreich war beendet, und unser Bismarck hatte eine aufreibende Zeit hinter sich. Wenn er auch der „Eiserne“ genannt wird, er mußte doch auch nach allen Anstrengungen eine Zeitlang Erholung und Kräftigung suchen.

Das stille, reizvolle Putbus, die kleine fürstliche Residenz auf dem meerumrauschten Rügen, hatte er zum einstweiligen Aufenthalt für sich und seine treue Lebensgefährtin erkoren. —

Der gastfreie Fürst Wilhelm von Putbus bot dem von ihm so hochverehrten preußischen Ministerpräsidenten ein allerliebstes Gartenhäuschen zur Wohnung an, und Fürst Bismarck hat hier mit seiner Gattin gar köstliche Tage verlebt, an die er sich später noch oft und gern erinnerte.

Eines Tages sollte auf dem nahen fürstlichen Jagdschlosse in der Granitz ein großes Essen stattfinden, an welchem auch Fürst Bismarck und seine Gemahlin als Ehrengäste teilnahmen. —

Die fürstlichen Pächter aus der nächsten Umgebung von Putbus sind laut Kontrakt zu gewissen Fuhren verpflichtet.

Den Wagen für Bismarck hatte an diesem Tage der Pächter von dem Dorfe Darsband zu stellen. Der hatte einen alten, bewährten Kutscher, der aber nichts auf Rang und Stand und Würden gab. „Freiherr“ war des Biederen Name, und weit und breit war der Alte wegen seiner Derbheit berüchtigt. —

„Freiherr,“ sagte sein Herr, „heute soll Er einen sehr hohen, berühmten Herrn mit seiner Gemahlin fahren, den Fürsten Bismarck. Daß Er sich nun aber recht manierlich benimmt und auch zeigt, daß Er fahren kann!“

„Keine Sorg', Herr,“ lautet die Antwort, „ich will meine Sache schon machen!“ —

Zur bestimmten Stunde hielt Freiherr vor dem Gartenhäuschen. Der Fürst stand bereits vor der Tür und zog die Handschuhe an.

Der Kutscher parierte mit einem Ruck die jungen, mutigen Pferde und grüßte kurz den hohen Gast.

„Nun, Alter, sollen Sie mich und meine Gemahlin zum Jagdschlosse fahren?“ fragte leutselig der Fürst.

„Jawoll, Herr!“ bestätigte kurz und bündig der Rosselenker.

„Meine Frau ist leider noch nicht ganz mit ihrer Toilette fertig, wir müssen noch ein Weilchen warten,“ erklärte Durchlaucht.

„Ja, das weiß man ja, wie das nu einmal is,“ erwiderte Freiherr, „Frugenslüd werden ja mirstendeels nich tau rechter Tid fertig un hebben immer wat tau trödeln!“

Bismarck hörte den Alten belustigt an und versuchte vergeblich ein Lächeln zu unterdrücken.

Er trat zu den hübschen Braunen, musterte sie mit Kennerblicken, und meinte, indem er sich an den Kutscher wandte: „Ein paar hübsche Pferde!“

„Ja, dat sünd sie. Ich holl sie aberften auch darnach,“ entgegnete selbstgefällig Freund Freiherr.

Währenddessen trat die Fürstin heraus, um einzusteigen. Als sie aber den bereits ergrauten Kutscher erblickte, zögerte sie und flüsterte leise mit ihrem Gemahl: „Können wir uns dem alten Mann auch wohl anvertrauen?“

Bismarck beruhigte sein ängstliches Frauchen und sprach zum Kutscher: „Meine Frau hat Sorge, daß Sie uns auch glücklich ans Ziel bringen!“

„Ach was,“ schalt der sich beleidigt fühlende Freiherr, „steigen Sie nur getrost ein, ich habe schon ganz anner Lüd gefahren als Sie sind. Ich habe vor drei Jahren noch Mandüwel (Manteuffel) un Uhlenspeigel (Eulenburg) gefahren, as die mit dem König hier waren, und die haben sich gor nich geängstigt. Steigen Sie man ruhigst ein!“

Dem Fürsten machte der Alte mit seiner schlichten, derben Redeweise ein Hauptvergnügen, und ohne weitere Sorge bestieg nun das fürstliche Ehepaar den Wagen. —

Ohne Zweifel, Freiherr verstand seine Sache aus dem ff. Er fuhr so schneidig, daß der Fürst seine helle Freude an dem alten Knaben hatte.

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen bereits vor dem Jagdschloß, und der Fürst unterließ es nicht, dem tüchtigen Rosselenker seine volle Anerkennung auszusprechen. —

Bei der Tafel gab Bismarck seine Erlebnisse mit dem Darsbander Originale zum besten.

Alle Gäste waren natürlich aufs höchste belustigt. Einige von ihnen machten dem Fürsten den Vorschlag, er solle vor der Rückfahrt den Kutscher etwas reizen, sie wären gespannt auf neue Ausfälle und Grobheiten seitens des Biederen. Bismarck ging bereitwilligst hierauf ein.

Beim Aufbruch trat er mit andern hohen Gästen — Damen sowohl als auch Herren — an den bereits harrenden Wagen heran und bedeutete dem Alten, er solle nur vorausfahren bis zum Fuße des Tempelberges. Die Straße sei ziemlich steil, und es gehörten schon junge, kräftige und geschickte Fäuste dazu, das Gespann auf der abschüssigen Straße sicher zu lenken.

Freiherr sah den Fürsten und seine Umgebung so recht von oben mit einem vernichtenden Blicke an, sprach dann kurz und bündig: „Steigen S' nur in. Da fahr ich Ihnen runner, daß dat man so — sch..."

Die umstehenden Damen wurden rot bis unter die Öhrchen und die Herren — waren einfach — baff.

Nur Bismarck verlor auch diesmal seine Ruhe nicht und sprach: „Komm, Frauchen, wir können's wagen!"

Ein reichliches Trinkgeld lohnte den sicheren, geschickten, wenn auch saugroben Kutscher.

59. Ein prophetisches Urteil über Bismarck.

Wie groß der Eindruck von Bismarcks Persönlichkeit auch auf solche unter seinen einstigen politischen Gegnern war, denen nicht die Parteiverblendung die Unbefangenheit des Urteils geraubt hatte, zeigt eine bezeichnende Stelle aus einem Briefe Adolf Stahrs an seinen Alwin aus dem Jahre 1867. Das interessante, heute zur vollen Wahrheit gewordene Urteil, das wir dem bei Schulze in Oldenburg erschienenen literarischen Nachlaß Stahrs entnehmen, lautet: Wie groß die Vorstellung von der Übermacht dieses einen Mannes in den Gemütern der Menschen ist, das sieht man auch hier wieder schlagend. Die Italiener verlieren ihr Spiel. Wer ist

schuld? — Bismarck. Der König von Bayern entlobt sich. Wer hat das bewirkt? — Bismarck. Das ist kein Spaß, sondern voller Ernst bei denen, die so sprechen. Dieser einfache märkische Junker, der aller Parteien Ansichten und Erwartungen getäuscht, der Preußen mit einem Schlage aus 30jähriger Verachtung und Verhöhnung erlöst und zu einer gefürchteten Weltmacht erhoben hat, der drei Fürsten entthront, ganz Deutschland zum Vorwärtsgehen in der Einigung der Interessen und Macht, aus der sich später allein erst die Freiheit entwickeln kann, gezwungen hat, dieser Staatsmann, der gegenüber seinen europäischen Kabinettskollegen, zu den Mitteln, die er anwandte, gezwungen war, da diese Beust und Co. sie sonst gegen ihn und Preußen gekehrt, und wenn sie gesiegt hätten, den Sieg zehnmal härter gegen Preußen ausgebeutet haben würden, als er es zu tun vermochte, dieser verschriene Bismarck, der als Mensch zehnmal besser und edler ist als seine Gegner, mit denen er zu rechnen hatte, und der — wenn er Leben und Kraft behält, vielleicht dereinst von den Deutschen gesegnet werden wird, die ihn jetzt verfluchen, — er ist bereits bei lebendigem Leibe eine Art von Mythus geworden, ein Zauberer, ein Diabolus (Teufel). Ich aber sage mit dem alten Goethe:

„Ich kann mich nicht bereden lassen.
Denkt von dem Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!" —

60. Die Emser Depesche.

Nach der bekannten Begegnung König Wilhelms mit dem französischen Gesandten Benedetti in Ems im Juli 1870 und den dortigen Vorgängen war Bismarck am 12. Juli von Varzin nach Berlin zurückgekehrt. Hier erfuhr er, der Prinz von Hohenzollern sei von seinem Entschluß, die spanische Königskrone anzunehmen, zurückgetreten, um die drohende Kriegsgefahr abzuwenden. In dieser erpreßten Nachgiebigkeit erblickte Bismarck eine Demütigung Deutschlands. Er sandte den Grafen Eulenburg nach Ems, damit dieser dem Könige Bismarcks Auffassung der Lage vortrage. „In tiefster Niedergeschlagenheit saß Bismarck mit seinen Gästen Roon und Moltke am Spätnachmittag des 13. Juli bei Tafel und die Bedrückung der drei großen Männer wurde noch schwerer, als nun die von Geheimrat Abeken im Auftrag des Königs nachmittags

3 Uhr 50 Minuten in Ems aufgegebene berühmte Emser Depesche einging, die zwar berichtete, der König habe den Empfang Benedettis zur Ausrichtung der letzten französischen Unverschämtheiten abgelehnt, die aber dennoch die Fortsetzung der Verhandlungen in Berlin offen ließ.*)

Roon und Moltke waren durch diese Depesche so niedergeschlagen, daß sie Speise und Trank nicht mehr anrührten. Bismarck aber prüfte wiederholt den Schlußsatz der Depesche. Ohne ein einziges Wort abzuändern oder hinzuzusetzen, gab er, nur durch Streichungen, der Depesche eine Fassung, welche die Vorgänge in Ems als etwas Abgeschlossenes, nicht durch neue Verhandlungen Fortzusetzendes erscheinen ließ, und las den Gästen diese Fassung vor. Moltke rief freudig: „So hat das einen andern Klang, vorher klang es wie eine Chamade" (Friedensunterhandlungszeichen), „jetzt wie eine Fanfare" (freudiges Trompeterstück) „in Antwort auf die Herausforderung." Bismarck erläuterte den Gästen: „Wenn ich diese Fassung in Ausführung des königlichen Auftrags sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandten mitteile, so wird sie vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck

---

*) Die Depesche hatte folgenden Wortlaut: „Se. Majestät schreibt mir: „Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsehe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei." Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Se. Majestät stellt Eurer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als in der Presse mitgeteilt werden sollte."

des roten Tuches auf den französischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft, es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die französische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, so weit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten."

Die Wirkung der Bekanntmachung der Emser Depesche war genau die von Bismarck voraus berechnete. Wuttaumelnd griff Frankreich zum Schwert*).

61. Sechsundsechzig.

Nachdem 1870 der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, trat König Wilhelm bekanntlich am Morgen des 15. Juli die Rückreise von Ems nach Berlin an. Um 3 Uhr nachmittags fuhren der Kronprinz, Graf Bismarck, Kriegsminister von Roon und General von Moltke dem Könige mittels Extrazuges bis Brandenburg entgegen. „Was nun?" sagte der König, Bismarck die Hand reichend. „Eure Majestät," erwiderte dieser lakonisch, „wir spielen mit Frankreich ein wenig Sechsundsechzig."

62. Bismarcks Söhne in der Schlacht bei Mars-la-Tour.

Einer der sorgenschwersten Tage des Altreichskanzlers war zweifellos der 16. August 1870, der Tag der Schlacht bei Mars-la-Tour. Beide Söhne Bismarcks nahmen an dem furchtbaren Todesritt der Bredowschen Brigade teil. Es dürfte daher gerechtfertigt sein, eine anschauliche Schilderung des denkwürdigen Todeskampfes aus dem Kriegstagebuche des Fürsten Herbert Bismarck hier aufzunehmen, die sich in dem Werke von Johannes Prenzler: „Graf Wilhelm Bismarck", ein Lebensbild desselben, findet. Fürst Herbert Bismarck schreibt:

„... Der Befehl zur Attacke auf die vorrückende feindliche Infanterie vom 13. und 43. französischen Regiment war gegeben. Wir trabten über die Chaussee, über Hecken und Gräben, hatten uns

---

*) „Gedanken und Erinnerungen", Band II, S. 113 (Volks-Ausgabe). Hans Blum, „Bismarck", S. 229.

durch Zäune zu drängen und kamen dabei bald in rasche Gangart. Erst als das Signal „Galopp“ geblasen und das Feuer der durch unser brüskes Hervorbrechen bestürzten Rothosen auf uns eröffnet wurde, war es klar, um was es sich handelte. Das kurze, helle Signal „Front!“ wurde von vielen nicht mehr gehört im donnernden Lärm des Galopps vieler Pferdehufe auf dem steinharten Lehmboden, und das letzte Signal „Marsch, marsch!“, nach dessen schriller Endnote eine Granate den Stabstrompeter vom Pferde riß, haben bei dem durch Schießen und Hurraschreien vermehrten Getöse wohl nur wenige vernommen. Es waren etwa 800 Schritt, die wir mit unsern müden Pferden im feindlichen Feuer zu reiten hatten, dessen Projektile wie zwitschernde Erbsen zwischen uns durch und über uns hinweg sausten. Solche Momente höchster Anspannung kann man sich später sekundenweis schwer wieder vergegenwärtigen. Ich entsinne mich nur der Wahrnehmung, daß unsre Reihen lichter wurden, und des sich mit jeder Sekunde steigernden Eindruckes der Verwunderung, daß ich noch immer ungetroffen einher galoppierte; denn die Aussicht auf ein Lebendigherauskommen aus diesem Schnellfeuer zahlreicher Infanterie hatte ich seit dem Signal „Galopp!“ aufgegeben. Daß nicht mehr von uns liegen blieben, schreibe ich dem schlechten Schießen und der mangelhaften Feuerdisziplin der Franzosen zu. Die Tatsache allein, daß sie, um schneller zu laden, aus dem Hüftanschlag abdrückten, bedingte „zu hoch“ und damit Vorbeischießen.

Meine Brille war beschlagen. Ich sah nach vorn nicht mehr klar, nur unter meinem laufenden Pferde Pascha hier und da französische Infanteristen liegen, nach denen ich instinktiv stach; da hörte ich neben mir rufen: „Appell geblasen, linksum kehrt!“ Ich sah mich um. Hart neben mir galoppierte ein leeres Offizierpferd. Die Mannschaften, welche noch im Sattel saßen, hatten gewendet oder waren im Begriff, es zu tun. Stolbergs Gesicht mit stark blutendem Kinn, der laut rief: „Wo ist der dritte Zug?“ (er gehörte zur 5. Schwadron) ist mir noch erinnerlich, vor allem aber das Sausen und Einschlagen der Granaten. In diesem Augenblick fühlte ich einen Feuerstrahl durch meinen Oberschenkel fahren und einen gewaltig schmerzenden Schlag, wie von einer schweren eisernen Stange. Unwillkürlich stach ich nach unten, fing aber gleich an, vor Schmerz im Sattel zu wanken, und steckte deshalb den Säbel ein, um mich mit der Rechten an der Mähne halten zu können. Mein

Pferd wendete, aus Galopp wurde bald Trab, aber auch diese Gangart war so schmerzhaft für mich, daß ich zum Schritt parierte und mich lieber der Möglichkeit einer weiteren Kugel, als den Qualen des Trabreitens aussetzte. (Eine Kugel hatte mir vorher die Uhr zerschlagen, eine andere durchlöcherte meinen Rockschoß.) Endlich fand ich einen unverwundeten Dragoner, dessen Pferd lahmte. Das meinige hatte drei Kugeln und lahmte auch, so daß ich sein Hinken und Zackeln kaum ertragen konnte. Jener Dragoner hielt mich auf dem Pferde. Ich fragte ihn nach Bill. Den hatte er kopfüber mit dem Pferde stürzen sehen, als sei er in den Kopf geschossen, so daß ich durch diese Mitteilung doppelt unglücklich wurde.

Der Dragoner wollte Hilfe und Verbandplatz suchen. Da kam Schulenburg an mir vorbei. Diesen fragte ich nach Verbandplatz und Doktor. Er versprach, sich danach umzusehen. Unmittelbar darauf wurde ich Auerswald's*) ansichtig, schwer verwundet und gebrochen zu Pferde. Er rief aus: „Mein armes, liebes Regiment! Es war nicht meine Schuld. Es war Befehl. Es war nötig. Hoch lebe der König!" Dann traf ich Brühl, der zum Verbandplatz ritt und einen Arzt mit Tragbahre schickte. Inzwischen war ich mit Mühe durch Fallenlassen vom Pferde gekommen. Zwei versprengte Infanteristen und ein Major Gröben hatten mich aufgefangen und ins Gras gelegt. Dort hörte ich das erste Befriedigende vom Einjährigen Beyse, welcher Bill nach dem Pferdesturz noch gesund zu Fuß gesehen hatte. Demnächst erschien der Arzt und teilte mir nach genauer und ziemlich schmerzhafter Untersuchung der Wunde mit, daß der Knochen unverletzt sei. Auf meine Frage, ob ich nach sechs Wochen wieder würde beim Regiment sein können, sprach er aber seine Zweifel aus.

Endlich, nach oberflächlichem Verbande, als die Schatten der Nacht sich schon langsam herabsenkten, wurde ich mit einer Anzahl schwer Verwundeter auf einen Leiterwagen gebracht, um dem nächsten Feldlazarett zugeführt zu werden. Der französische Bauer, welcher den Wagen führte, schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, zur Qual der Verwundeten über die unebensten Stellen des schlechten Weges Trab zu fahren. Ich wurde durch diese Brutalität und das klagende Stöhnen der andern Verwundeten (besonders

---

*) von Auerswald war der Oberst des Ersten Garde-Dragoner-Regiments; er erlag seiner Verwundung wenige Tage nach der Schlacht.

eines durch die Brust geschossenen Offiziers) so wütend, daß ich mich trotz meiner Schmerzen in dem stoßenden Gefährt aufrichtete und den verblüfften Franzosen unter Erhebung des Revolvers mit Donnerstimme in den verletzendsten Ausdrücken seiner Sprache so bedrohte, daß er mich erschreckt und sprachlos ansah und von dem Moment an im langsamen Tempo weiterfuhr.

Als wir auf der Ferme Mariaville ankamen, war es schon dunkel. Wir wurden von dem Lazarettpersonal mit der schlechten Laune überanstrengter Menschen empfangen, und es wurde kaum Hoffnung gelassen, noch einen Platz unter Dach zu erhalten. Schließlich wurde ich eine enge Treppe hinaufgetragen und in einem sehr angefüllten kleinen Zimmer auf Stroh in die Reihe der schon vorhandenen Verwundeten gelegt. Links neben mir, hart an der Wand, lag der tödlich verwundete Oberst Auerswald. Er sagte mit leisem Stöhnen: „Ach Bismarck, Sie auch. Mein armes Regiment! Mit mir geht's zu Ende."

Bald darauf erschien zu meiner Freude mein Bruder. Er versorgte uns reichlich mit Wasser, indem er selbst einige Eimer herauftrug. Das Fieber ließ nach, und ich fühlte mich verhältnismäßig wohl, als mein Vater in unser kleines Zimmer eintrat. Er hatte am Morgen des 17., als er im Stabe des Königs hielt, hinter sich einen Offizier über die Verluste des 16. sprechen hören und vernommen, wie dieser sagte: Von den Garde-Dragonern ist über die Hälfte aufgerieben. Auch der eine Bismarck ist tot, der andre schwer verwundet. Mein Vater wandte sich sofort zu dem Sprecher um und fragte, wo das Generalkommando oder der Generalstab des X. Korps zu finden wäre. Auf die ihm gewordene Auskunft ist er dann, wie mein Vetter Karl Bismarck-Bohlen später erzählte, in so rasendem Tempo nach der angegebenen Richtung geritten, daß er ihm kaum zu folgen vermochte. Durch General Voigts-Rhetz erfuhr mein Vater demnächst, daß nur einer von uns verwundet sei, der andre lebe. Er ritt auf die ihm als meine Unterkunft bezeichnete französische Ferme Mariaville los und traf an ihrem Eingange meinen mit Wassertragen beschäftigten Bruder. Die leichtverwundeten und kriegsgefangenen französischen Offiziere auf dem Gehöft machten sehr erstaunte Gesichter, als der in seiner Generalsuniform ihnen wohlbekannte Bismarck einen stark beschmutzten gemeinen Dragoner in seine Arme schloß.

Meinem Bruder war kurz vor oder mitten in den französischen Linien das Pferd durch die Fessel geschossen worden, so daß es in voller Fahrt stürzte und ihn dabei nicht freiließ. Als er, um loszukommen, den Säbel hob und den Koppelriemen durchschneiden wollte, hielt das Pferd diesen wohl für eine Peitsche und sprang von selbst wieder in die Höhe. Er benutzte es nun als Schild gegen die französischen Geschosse, während er zu Fuß seinen Rückzug antrat. Bei diesem Marsch über das Leichenfeld redete ihn ein durch beide Füße geschossener Dragoner mit der Bitte an, ihn mitzunehmen. Mein Bruder hob diesen Mann mitten im Feuer auf sein Pferd, das schon von mehreren Kugeln getroffen war, und marschierte weiter bis in das Dorf Mars-la-Tour.

Ich hatte noch eine schlechte und unruhige Zeit und hörte auf meinem Schmerzenslager den Donner von St.-Privat und Gravelotte, bis der von meinem Vater mit Mühe aufgetriebene einspännige Planwagen mich aufnahm und Schritt vor Schritt in achtstündiger Fahrt nach Pont-à-Mousson brachte. Das dortige Quartier war schön und geräumig. Ich war 24 Stunden ganz allein darin, bis mein Vater mit dem Hauptquartier von den Schlachtfeldern zurückkam. Die nächsten Tage waren für mich recht interessant; ich hörte viel und sah mancherlei Besucher, unter andern auch den immer liebenswürdigen Kronprinzen, welcher voller Teilnahme zu mir kam.

„Es ist häufig,“ so schließt Graf Herbert Bismarck diesen hochinteressanten Abschnitt seines Kriegstagebuches, „Verwunderung ausgesprochen, weshalb nach unserer Attacke die französische Infanterie, wohl über 4000 Mann, nicht wieder vorrückte, sondern stehen blieb und sich schließlich rückwärts konzentrierte. Die französischen Heerführer sollen geglaubt haben, daß wir die Spitze des im Anrücken befindlichen Gardekorps gewesen seien, während tatsächlich kein Mann Reserve hinter uns stand. Mir ist später gesagt worden, der feindlichen Infanterie seien die Patronen knapp geworden, weil sie sich bei dem rasenden, ohne Kontrolle und ohne Kommando auf unsre Attacke gerichteten Schnellfeuer verschossen hätten. Jedenfalls erreichte unser Eingreifen mehr, als man je erhoffen konnte, nämlich, daß das französische Vorgehen zum Stehen kam und daß in der Folge die Bazainesche Armee am 18. August nach Metz hineingeworfen werden konnte.“

63. In der Schlacht bei Gravelotte.

Am 18. August 1870 fand die Riesenschlacht bei Gravelotte statt, durch die Bazaine gänzlich nach Metz hineingeworfen und von Paris abgeschnitten wurde. Die Heldentaten der Preußen und Sachsen bei St.-Privat auf dem linken Flügel der Armee sind in aller Munde, aber nicht geringer war das Blutbad und die Heldenmütigkeit auf dem rechten Flügel. Von seinem furchtbaren Ringen war König Wilhelm selbst Zeuge, und folglich mit ihm auch Bismarck. Letzter urteilte später über den Kampf: „Die Eifersucht einiger unserer Führer war der Grund, daß wir so viele Mannschaften verloren.“ Er selbst kam öfter ins Feuer, auch in die Gefahr, gefangen genommen zu werden. Nicht achtend der Kugeln brachte er den Verwundeten unablässig Wasser, da sah er sich auf einmal mit Sprenggeschossen überschüttet. Das gleiche widerfuhr dem Könige, den Roon, seinen Mut und sein Feingefühl berücksichtigend, mit einem halben Scherz bat, aus dem Bereich des Feuers zurückzugehen, damit die historischen Granaten „nicht noch historischer würden.“ Der König folgte diesmal der Bitte und ging zurück. Dadurch wurde aber Bismarck von ihm getrennt. Hätte die französische Infanterie jetzt einen Vorstoß gemacht, so wäre er gefangen genommen worden, wenn er nicht den nächsten besten Protzkasten einer Batterie zur Flucht vorgezogen hätte. Der Vorstoß fand nicht statt, und als Bismarck endlich sein Pferd wieder zugeführt wurde, konnte er, noch immer im Granatfeuer, wieder zum Könige stoßen. Der König war jedoch auch an der neuen Stelle noch dem Feuer ausgesetzt, so daß er noch weiter zurück mußte, worauf ihn Bismarck aufmerksam machte.

64. Kaiserin Eugenie und Bismarck.

Über eine bisher unbekannte Episode des deutsch-französischen Krieges berichten die Erinnerungen des früheren preußischen Botschafters in London, des Grafen Bernstorff. Als nach der Schlacht von Sedan nur die in Metz eingeschlossene Armee Bazaines noch kriegstüchtig war, wünschte die Kaiserin Eugenie mit Hilfe dieser Armee in Frankreich die noch junge Republik zu stürzen und das Kaisertum wieder zu errichten. Sie sandte deshalb

einen Boten an Bismarck, der sich damals in Ferrières befand, und ließ ihm ihren Plan mitteilen. Der Bundeskanzler ging auf den Gedanken der Kaiserin ein und wünschte nur eine Erklärung Bazaines, daß er die Kaiserin als Regentin anerkenne. Zugleich forderte Bismarck, daß Eugenie persönlich einen Aufruf an das französische Volk erlasse und in einem weiteren, von einem ihrer Vertrauensmänner unterzeichneten Aufrufe die Friedensbedingungen kundgebe, die eine Landabtretung in sich schließen sollten. Ohne weiteres erklärten sich Bazaine und sein Stab für das Kaiserreich und erkannten Eugenie als Regentin an, betreffs der Landabtretung aber verhielten sie sich ablehnend. Eugenie befand sich damals in London, und dort erhielt am 23. Oktober der preußische Gesandte einen Brief von ihr gezeichnet Gräfin von Pierrefonds, in dem sie ihn zu einem Besuche aufforderte. Der Gesandte begab sich daraufhin sofort zur Kaiserin, ihre Besprechung verlief aber ergebnislos, da Eugenie sich zu keinen Opfern verstehen wollte. Durch Vertrauensmänner von beiden Seiten wurden die Besprechungen fortgesetzt und besonders Clément Duvernois, ein Freund der Kaiserin, riet dringend zur Annahme der Forderungen Bismarcks. Napoleon, der damals als Gefangener auf Wilhelmshöhe lebte, wurde von all diesen Verhandlungen in Kenntnis gesetzt und wünschte, daß neben Bazaine auch der in Paris befindliche General Vinoy ins Vertrauen gezogen werde. Es bestand damals noch ein weiterer Plan. Mit Zustimmung Bismarcks sollte sich die französische Armee in Metz neu verproviantieren, dann, nach der unvermeidlichen Kapitulation von Paris, Bismarck unter dem Vorwand, die Ordnung wiederherzustellen, die Ersetzung Trochus durch Vinoy fordern; ein französischer Gebietsteil sollte zugleich für neutral erklärt und durch die alte, am 4. September 1870 aufgelöste Kammer der Sohn Napoleons III. als Napoleon IV. zum Kaiser ausgerufen werden. Dieser zweite Plan scheiterte an dem Widerstande der Kaiserin, ein Abkommen zu unterzeichnen, das durch die darin enthaltene Landabtretung für Frankreich ehrlos sei. Lieber wolle sie samt ihrem Sohne ihr ganzes Leben in der Verbannung zubringen. Die Verhandlungen schwebten noch, als am 27. Oktober Metz kapitulierte und durch die Gefangennahme der gesamten Armee Bazaines alle Hoffnungen auf Wiederherstellung des Kaisertums mit Hilfe dieser Armee endgültig scheiterten.

65. Théophile Gautiers Beiträge zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges.

Neue Beiträge zur Geschichte von 1870 lieferte Théophile Gautier, ein Sohn des berühmten französischen Schriftstellers gleichen Namens. Gautier war unter dem Kaiserreiche Unterpräfekt von Pontoise und wurde am 4. September 1870 aus dem Amte gejagt. Er ließ sich in der Nähe von London nieder und erhielt dort in den ersten Oktobertagen des Jahres 1870 den Besuch einer Person, die ihm im Namen der Kaiserin Eugenie eine vertrauliche und wichtige Mission anbot. Die Friedensunterhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre (in Ferrières) hatten zu keinem Ergebnis geführt. König Wilhelm und sein Kanzler hatten jedoch den lebhaften Wunsch, dem Krieg so bald als möglich ein Ende zu machen. Man suchte deshalb mit dem Marschall Bazaine neue Unterhandlungen anzuknüpfen; diese Unterhandlungen, die nur dann Erfolg haben konnten, wenn auch die Kaiserin (denn im Heerlager Bazaines in Metz war alles kaiserlich gesinnt) ihre Zustimmung gab, hatten — so erzählt Gautier — von Anfang an einen sonderbaren Charakter angenommen: man sah zweideutige Vermittler auftauchen, die ohne bestimmten Auftrag zwischen dem Hauptquartier Bazaines, dem des Prinzen Friedrich Karl, Versailles und Camen Place (wo die Kaiserin wohnte) hin- und herpendelten. Diese Emissäre kamen mit ungereimten Plänen und Vorschlägen, aber sie gaben ausweichende Antworten, wenn man etwas Greifbares, Bindendes von ihnen verlangte. Um diesem Intriguenspiel, das sie durchschaute, ein Ende zu machen, beschloß die Kaiserin, an die Quelle zu gehen und sich mit dem Grafen Bismarck selbst in Verbindung zu setzen. Für diese Mission wurde Gautier ausersehen. Über Ostende und Brüssel gelangte er nach dem Grenzstädtchen Bouillon, von wo er sich unter sicherem Geleit nach Versailles begab. Seinen Besuch in dem Hause der Rue de Provence, in welchem Bismarck wohnte, schildert er folgendermaßen: „Ein geschäftiger Unteroffizier meldete mich dem Kanzler und kam bald wieder zurück, um mich zum Kanzler zu geleiten. Eine kleine Wendeltreppe führte zu einem engen Vorzimmer, an dessen Wänden sich mehrere Türen befanden; eine von diesen war halb offen, und mein Führer führte mich in das kleine, mit grauem Papier tapezierte, durch ein einziges Fenster mit grünen Vorhängen schlecht beleuchtete

und sehr bescheiden möblierte Zimmer. Bald darauf kam aus dem Nebenzimmer der Graf Bismarck mit seiner hohen Statur, seinen breiten Schultern, die der Schnitt des Waffenrockes noch mehr hervortreten ließ, seinem roten und aufgetriebenen Gesicht, seiner Doggen-Kinnlade, die ihm wirklich ein grausames, wildes Aussehen verlieh. Man sah sofort, daß eine solche Kinnlade ihre Beute niemals losläßt. Seine Herzlichkeit und seine Offenheit — die Offenheit eines gutmütigen Währwolfes — schwächten jedoch den herzbeklemmenden ersten Eindruck bedeutend ab." Gautier trug Bismarck die Bedingungen vor, unter welchen Frankreich zum Friedensschlusse geneigt wäre: Die Befestigungen von Straßburg sollten fallen, ohne jemals wieder aufgebaut zu werden; Straßburg sollte, gleich Hamburg und Bremen, als freie Stadt erklärt werden und einen Gebietszuwachs erhalten, der genügen würde, das Fortbestehen der Freistadt finanziell und materiell zu sichern. Alles, was nach Abstoßung der der freien Stadt Straßburg zu überlassenden Bezirke von den Departements Niederrhein, Oberrhein, Meurthe und Mosel übrig bleiben würde, sollte an Frankreich zurückfallen. Frankreich zahlt eine Kriegsentschädigung von zwei Milliarden in fünfprozentigen französischen Rententiteln, die die Garantie für die an bestimmten Verfalltagen zu leistenden Barzahlungen bilden sollten. Gautier suchte dem Kanzler begreiflich zu machen, daß Frankreich durch den Krieg finanziell so erschöpft sei, daß Deutschland eine „revanche" gar nicht zu fürchten brauche. Schließlich wollte man Deutschland noch ... Cochinchina abtreten. Als Bismarck das hörte, sagte er ironisch: „O! o! Cochinchina! Das ist wirklich etwas Großartiges ..." Am nächsten Tage kapitulierte Bazaines Armee: es war der Anfang vom Ende! —

66. Jules Favre.

Unter den französischen Unterhändlern, mit denen Bismarck über die Friedens-Präliminarien zu vermitteln hatte, befand sich und stand mit an erster Stelle Jules Favre, Advokat, nach dem Sturze Napoleons Minister des Auswärtigen. Durch ihn erhielten die Pariser einmal eine vernünftigere Schilderung Bismarcks als die, welche bisher die Zeitungen gebracht hatten. „Seine hohe Gestalt," berichtet Jules Favre, „sein mächtiger Kopf, seine aus-

geprägten Züge gaben ihm ein Ansehen, das, zugleich gebieterisch und streng, aber dennoch gemildert wurde durch eine natürliche Einfachheit, die beinahe bis zur Treuherzigkeit ging. Sein Benehmen war höflich und ernst, gänzlich frei von Ziererei und Rauheit. Sobald das Gespräch angefangen hatte, nahm er eine Miene wohlwollender Redseligkeit an, die ihn während desselben nicht verließ. Ich war erstaunt über die Klarheit seiner Gedanken, die Schärfe seines Verstandes und die Ursprünglichkeit seines Geistes. Seine völlige Anspruchslosigkeit war nicht minder auffallend. Er erschien mir als politischer Geschäftsmann allen überlegen, was man nur ersinnen kann; er rechnete nur mit dem, was war, dachte allein auf die praktische Lösung und war gleichgültig gegen alles, was nicht zum Ziele führte. Die große Gewalt, die er über sich ausübt, erzeugt in ihm weder Dünkel noch Schwindel; aber er hat sie in fester Hand und bemüht sich nicht im geringsten, die Opfer zu verbergen, die er bringt, um sie nicht zu verlieren. Sicherlich sah er mich als einen Unterhändler an, der tief unter ihm stehe, aber er war zu höflich, um dies merken zu lassen."

Jules Favre war so schwach gewesen, während der Unterredung zu weinen, und er bat den ihn tröstenden Kanzler, dies niemand zu erzählen. Allein am 21. September machte er es selbst allgemein bekannt, so daß Bismarck keine weitere Verpflichtung hatte, seinen Eindruck darüber zu verschweigen. Er erzählte denn auch am 27. September seinen Tafelgästen folgendes:

„Es ist wahr, er sah so aus (d. i. als wenn er geweint hätte) und ich versuchte, ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Träne herausgebracht hatte. Er dachte vermutlich mit Schauspielerei auf mich zu wirken, wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er auch weiß geschminkt war — besonders das zweite Mal. Er sah viel grauer aus, um den Angegriffenen und den Tiefleidenden vorzustellen. Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören. — Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, was mir einmal — wie heißt er gleich, der große Kürschner unter den Linden — sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem

Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl?" versetzte ich. „Nein," erwiderte er, „ins Geschäft nie".

67. Aus Sir Ed. Malets Memoiren.

Eine historisch bemerkenswerte Bismarck-Erinnerung veröffentlicht der frühere englische Botschafter Sir Ed. Malet in seinen Memoiren unter dem Titel „Diplomatenleben". Aus dem in deutscher Übersetzung erschienenen Werke sind die folgenden Mitteilungen entnommen, die auf den Verkehr des Botschafters mit dem eisernen Kanzler Bezug nehmen: Unmittelbar nach der Sedan-Katastrophe machten sich am englischen Hofe Strömungen bemerkbar, welche auf Vermittlungsabsichten zwischen den kriegführenden Mächten abzielten. Sir Ed. Malet war die nicht gerade beneidenswerte Aufgabe geworden, die hierauf bezüglichen Depeschen dem deutschen Kanzler zu übergeben. Sir Ed. Malet schreibt:

„Seine Worte auf die von mir überbrachte Depesche lauteten sehr entmutigend. Er sagte, er beabsichtigte, zu antworten, daß er vor Eintreten in irgendwelche Verhandlungen wissen müsse, welche Sicherheiten die Regierung der Nationalverteidigung dafür geben könne, daß sie etwaige Abmachungen auch durchzuführen imstande sei. Damals waren ja noch nicht einmal zwei Wochen verstrichen, seitdem sie die Zügel der Herrschaft in die Hand genommen und das Kaiserreich für erloschen erklärt hatte. Ob sie sich würde aufrecht erhalten können, war noch eine offene Frage. Im Laufe des Abends wurde die von ihm entworfene Antwortsdepesche für Lord Granville ihm zur Unterzeichnung vorgelegt, und ich konnte mein Bekümmernis nicht verhehlen, daß ich eine so magere Erwiderung zurückzubringen hätte. Ein paar Minuten später wurde das Schreiben versiegelt aus der Kanzlei zurückgebracht. Der Graf legte die Depesche in meine Hand. Dann sagte er: „Und nun will ich Ihnen als Freund noch ein Wort sagen. Wenn ein Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung mich besuchen will, so will ich mit Vergnügen den Herrn empfangen." Ich fühlte mich wesentlich erleichtert und rief lebhaft: „Darf ich diese Botschaft ausrichten?" „Ja," versetzte er. „Die Depesche, die Sie zu überbringen haben, enthält meine offizielle Antwort auf Lord Granvilles Anfrage, aber Sie können das, was ich Ihnen gesagt habe,

7*

wiederholen. Wenn jemand kommt, so braucht er nicht zu befürchten, daß ich ihn nicht angemessen empfange." Nachdem ich vom Bundeskanzler Abschied genommen hatte, ging ich in meinen Gasthof und brachte sofort alles zu Papier, was mir noch von seinen Worten im Gedächtnis war. Hier die Bismarckschen Erklärungen:

„Meine Antwort auf die Depesche lautet, daß wir zu wissen wünschen, welche Sicherheiten dafür bestehen, daß die gegenwärtige Regierung einen etwa mit ihr abgeschlossenen Friedensvertrag auch durchführen kann. Herrn Favres Erwiderung enthält nichts als Worte. Erkennt Bazaine die gegenwärtige Regierung an? Tut die Flotte es? Einen Waffenstillstand lehnen wir rundweg ab; von einem solchen würden nur die Franzosen Vorteil haben. Die französische Regierung selber kann einen Hinweis darauf, daß das Kaiserreich und nicht das französische Volk den Krieg erklärt habe, nicht für irgendwie stichhaltig ausgeben wollen. Kein einziger Abgeordneter, mit Ausnahme der Herren, die jetzt die Regierung bilden, hat gegen den Krieg gesprochen; und diese Regierung führt jetzt, wo sie die Macht in Händen hat, eine sehr trügerische Sprache, indem sie das Volk zum Glauben ermutigt, sie könne den Krieg fortsetzen, und ihm in den Kopf setzt, die Vermittlung neutraler Mächte werde es aus der Klemme befreien, in die es durch seine Niederlage geraten ist. Dies ist der siebenundzwanzigste Krieg, den im Laufe von zweihundert Jahren die Franzosen gegen Deutschland geführt haben, und würde jetzt ein Friede geschlossen, der den Franzosen ihr bisheriges Gebiet beließe, so wäre dies einfach ein Waffenstillstand, der nicht länger dauern würde, als bis sie die Lücken ihrer Streitkräfte ergänzt und Verbündete gefunden hätten. Ich stand in Preußen allein, als ich bei der luxemburgischen Frage den Ausbruch des Krieges verhinderte; ich handelte, weil ich glaubte, daß die damals bestehende Empfindlichkeit mit der Zeit sich legen und ganz verschwinden könnte, wie die durch die Niederlage bei Waterloo hervorgebrachten Gefühle geschwunden sind. Aber ich irrte mich mit dieser Annahme, und soviel ist gewiß: So lange Frankreich durch den Besitz von Straßburg und Metz imstande ist, Deutschland jederzeit anzugreifen, so lange werden wir immer wiederkehrenden Kriegen ausgesetzt sein. Dies sage ich Ihnen lediglich als einem alten Freunde. Ich wünsche dazu bekannt zu geben, daß wir nicht den leisesten Wunsch hegen, Frankreich in der Wahl seiner

Regierungsform zu beeinflussen. Wir haben bis jetzt in den in unserm Besitz befindlichen Provinzen fortgefahren, den Kaiser als Herrscher von Frankreich zu betrachten, aber das ist offensichtlich nur ein Akt der Höflichkeit und soll keine Kundgebung unserer politischen Auffassung sein. Uns ist es gleichgültig, ob Frankreich eine Republik oder eine orleanistische Monarchie ist, oder ob es unter Heinrich V. steht.

Was die Friedensbedingungen angeht, so tragen wir kein Verlangen nach dem Elsaß oder Lothringen; Frankreich mag die Provinzen unter Bedingungen behalten, die sie zu Stützpunkten einer Kriegführung gegen uns unbrauchbar machen. Aber wir müssen darauf bestehen, daß wir Straßburg und Metz bekommen. Straßburg wird binnen kurzem unser sein. Wie wir hören, sind sie in Metz schon dabei, ihre Pferde zu essen, und wir glauben, es wird bald fallen. Paris beabsichtigen wir von allen Verbindungen und Hilfsmitteln abzuschneiden..., um dadurch die Stadt zur Übergabe zu veranlassen; aber wenn ein Bombardement nötig ist, so werden wir davor nicht zurückschrecken. Alle Kundgebungen, die die provisorische Regierung nach und nach veröffentlicht, haben die Friedensaussichten nur vermindert. Sie hätten offen vortreten und sagen sollen: Das Kriegsglück ist gegen uns, wir sollten daher uns bemühen, unter möglichst billigen Bedingungen Frieden zu machen. Statt dessen sagen sie, obwohl die Ostprovinzen tatsächlich in unserm Besitze sind, sie wollen keinen Zoll breit Landes, keinen Stein ihrer Festungen herausgeben, und sie bieten eine Geldentschädigung für den Krieg an! Man kann unmöglich die Frage außer acht lassen, wie ihre Haltung uns gegenüber gewesen wäre, hätte der Feldzug das entgegengesetzte Ergebnis gehabt. Würden sie einen Augenblick gezögert haben, die völlige Zerstückelung Deutschlands zu vollziehen? Und sie verlangen von uns, Geld anzunehmen, das wir nicht brauchen, und Frankreich genau im Zustande vor dem Beginne des Krieges zu lassen! Ich bitte Sie, sagen Sie, wenn Sie wieder nach Paris kommen: Wir wären weder Kinder noch Narren."

Als ich in Paris ankam, fand ich Lord Lyons im Garten der britischen Botschaft, und ich erstattete meinen Bericht, während wir auf dem Rasen auf- und abgingen? Ungefähr um die Mittagsstunde des folgenden Tages wurde mir bestellt, Se. Exzellenz wünsche mich zu sehen. Ich ging von der Kanzlei hinüber und wurde in einen

Salon gewiesen, wo ich ihn und Jules Favre fand. Lord Lyons bat mich, Platz zu nehmen; dann sagte er zu mir: „Wollen Sie Monsieur Jules Favre genau die Worte wiederholen, die Graf Bismarck Ihnen zum Abschied sagte?" Ich tat es. Sofern es mich selbst betraf, erfolgte nichts weiter. Monsieur Favre hörte aufmerksam zu, sagte aber nichts. Lord Lyons entließ mich mit einem freundlichen Kopfnicken, und ich zog mich zurück; die Botschaft aber, die ich auf diese Weise bestellt, brachte Jules Favre zu dem Entschluß, Bismarck aufzusuchen. Das Ergebnis war die berühmte Zusammenkunft in Ferrières, wo der Friede unter verhältnismäßig leichten Bedingungen zu erhalten gewesen wäre.

68. Thiers und Bismarck.

Eine liebenswürdige Ergänzung der Literatur über den Altreichskanzler bietet ein Buch von Dr. Adolf Kohut: „Allerlei neue Bismarckiana". Wir teilen aus dem kleinen Werke etwas aus dem Kapitel „Thiers und Bismarck" mit, das wir der „Deutschen Zeitung" entnehmen.

Am 1. November 1870 hatte Thiers seine erste Unterredung mit Bismarck in Versailles, der erstere bat um Waffenstillstand zum Zweck von Wahlen zu einer Nationalversammlung und der Wiederherstellung des Friedens. Das Wesen des französischen Unterhändlers berührte den deutschen Kanzler viel sympathischer als dasjenige des bisherigen Vermittlers Jules Favre, über dessen feierliches und salbungsvolles Wesen sich Bismarck weidlich lustig gemacht hat. Bismarck zeigte sich zu Thiers entgegenkommend; er schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stelle der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung des Waffenstillstandes sein würde, abzugrenzen, die Feindseligkeiten auf vier Wochen einzustellen und in dieser Zeit die Wahlen und die Konstituierung der nationalen Vertretung vorzunehmen. Das Verlangen von Thiers, Bismarck möge eine umfassende Verproviantierung von Paris zulassen, lehnte der deutsche Kanzler aber entschieden ab. Diesmal führten die Verhandlungen noch zu keinem Ziel, weil die provisorische Regierung sich noch aufs hohe Pferd setzte. Aber alsbald wurde der Übermut gebändigt, und Thiers gab klein bei. Schon bei einer zweiten Unterredung war er viel kleinlauter, und nachdem Thiers bei den Wahlen für die National-

Versammlung in 20 Departements zum Deputierten und von der Versammlung zum Chef der Exekutivgewalt gewählt worden war, erachtete er es als seine erste und heiligste Aufgabe, den Frieden mit Deutschland zustande zu bringen. Wieder erschien er bei Bismarck, um die Verhandlungen mit ihm zu führen und noch zu retten, was zu retten war. Vergebens erschöpfte der französische Unterhändler seinen an Auskünften so reichen Geist, um Bismarck zu überzeugen, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen unmöglich sei. Statt jeder Widerlegung sagte ihm der leitende deutsche Staatsmann: „Ja, denken Sie sich einmal, ein Mensch überfällt Sie und will Sie prügeln, und wie Sie sich seiner erwehrt haben, mit ihm fertig sind und Genugtuung verlangen, kommt er Ihnen damit, Sie sollen doch Rücksicht darauf nehmen, daß die Ruten, mit denen er Sie hatte hauen wollen, ihm so viel Geld gekostet hätten und so schlecht gemacht worden wären — was würden Sie ihm antworten?!" Der kleine Thiers blickte verdutzt zu dem großen Mann vor ihm hinauf, ohne gleich antworten zu können, dann sagte er ihm: „Exzellenz, indem Gott Ihnen seinen Geist gegeben, hat er Ihnen unzweifelhaft ein sehr schönes Geschenk gemacht. Aber kein Geringeres hat er Ihnen beschert, als er Ihnen Ihre Gegner von 66 und 70 schenkte." Jetzt widersprach Bismarck nicht.

Ein andermal unterhielten sich die beiden Staatsmänner über die Gefahren, welche man beim Passieren der Linien selbst unter der Parlamentärflagge laufe, weil es unmöglich sei, das Feuern ganz einzustellen. Der Bundeskanzler meinte, daß ihn jeder Brief, welchen er an die französischen Vorposten sende, 1—2 Leute koste; dennoch habe Thiers auf preußischer Seite nichts zu befürchten, da seine Durchreise überall angezeigt worden sei. Dann fügte er sarkastisch wörtlich hinzu: „Es wird nicht so in Ihrer Linie sein, aber am Ende durch die Hand Ihres eigenen Volkes zu sterben, wird Ihre glorreiche Laufbahn würdig krönen!" Thiers antwortete nichts, doch soll er bei seiner Rückkehr nach Tours wütend gesagt haben: „Bismarck ist unstreitig ein Mann von Genie, aber ein sehr großer Barbar."

Bismarck erzählte später einigen Parlamentariern, daß er um die Jahreswende 1870/71 über die Kriegskontribution von 200 Millionen Franken, welche damals noch vor dem Friedensschluß der Stadt Paris auferlegt wurden, mit Thiers verhandelt habe, als

sie miteinander die Treppe hinuntergegangen seien. Er habe zu Thiers gesagt: „Wir würden glauben, Paris zu beleidigen, wenn wir weniger als eine Milliarde verlangen wollten.“ Thiers sei ob der Höhe der Summe beinahe vom Stengel gefallen. Die Verhandlungen seien fortgesetzt worden und als man unten an der Treppe anlangte, sei man darüber einig gewesen, daß Paris 200 Millionen Franken zu zahlen habe.

Thiers setzte in der Tat am 1. März 1871 die Annahme des Friedens in der Nationalversammlung durch, und nachdem der Kommune-Aufstand dank seinem Mut, seinem Selbstvertrauen und seiner unermüdlichen Tätigkeit, aber auch dank dem wohlwollenden Verhalten Bismarcks gegen ihn überwunden worden war, wurde bekanntlich am 10. Mai 1871 der definitive Frieden mit Deutschland in Frankfurt a. M. abgeschlossen.

69. Aus Thiers Bismarck-Denkwürdigkeiten.

In dem Tagebuche Thiers findet sich folgende interessante Stelle über ein Gespräch, das der französische Staatsmann im November 1870 mit Bismarck hatte: „Zuerst sagte B. mir, er habe in Biarritz nichts erreichen können, trotzdem er alle nötigen Vorstellungen gemacht habe, um Napoleon III. zum Abschluß eines Bündnisses zu bewegen. Der Kaiser schien ihm überzeugt, daß Österreich als Sieger hervorgehen würde, und entschlossen, sich mit diesem zu verbünden, um Preußen niederzuwerfen, oder aber sich auf Seite Preußens zu stellen und sich seine Beihilfe bezahlen zu lassen. Er hatte falsch spekuliert. Nach Sadowa hatte die Haltung Napoleons III., die Furcht vor einem Zusammenschluß Frankreichs, Österreichs und der deutschen Kleinstaaten Bismarck zum Abschluß des Friedens von Nikolsburg bewogen. Der König wies den Frieden mit Entrüstung zurück und nannte ihn eine Feigheit; er hätte Österreich zerstören wollen. Herr von Bismarck meinte, daß es zu früh wäre. „Wir hätten,“ sagte er wörtlich, „die Leere zwischen Prag und Konstantinopel nicht ausfüllen können.“ Er hatte heftige Auftritte mit dem König. „Ihm verdanke ich meine Krankheit,“ sagte er. „Eines Tages, als er mich in meinem Zimmer aufgesucht hatte, reizte er mich derart, daß ich aus dem Bette sprang und mich in dem cabinet de toilette *)

*) Nebenzimmer zum Ankleiden.

einschloß. Ich weigerte mich, wieder hervorzukommen, bevor er nicht fortgegangen wäre (!!)." Weiter soll Bismarck Thiers gesagt haben, er bewahre in seinem Familienarchiv eine Kopie des Vertrages von Nikolsburg, auf die der König mit eigener Hand geschrieben habe: „Ich unterzeichne, besiegt durch die Gewalt, die mir mein erster Minister antut." Preußen wäre verloren gewesen, sagte Bismarck, wenn er nicht den Krieg zum Stillstand gebracht hätte, und er fügte hinzu: „Die Monarchie macht einen republikanisch." Er war überzeugt, daß im Jahre 1866 eine einzige Demonstration Frankreichs alles geändert haben würde..." Abgesehen von einigen offenbar etwas lebhaften Farben ist die Darstellung richtig.*)

70. Bismarck und die Strategie.**)

In der letzten Woche des Jahres 1870 hatte ich einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Tage, eine Unterredung mit Bismarck, dem Kanzler des Norddeutschen Bundes. Wie ich viele Jahre später aus den Memoiren von Busch ersehen, hat sich Bismarck im höchsten Grade unbillig darüber geäußert, daß ich mich nicht bei ihm gemeldet habe. Eines Tages kam sein Vetter, Graf Karl von Bismarck-Bohlen, der in seinem Ministerium arbeitete und ihn begleitete, zu mir und sagte mir, der Minister wünsche mich zu sprechen, weil er mir etwas mitzuteilen habe. Es ward verabredet, daß ich am nächsten Tage, von den Batterien bei Einbruch der Dunkelheit zurückreitend, bei ihm, wo ich vorbeiritt, absteigen werde.

Ich fand den Kanzler, als ich mit hohen Stiefeln, über und über voll Schmutz, bei ihm eintrat, auf dem Sofa liegen. Er empfing mich sehr erfreut und freundschaftlich und begann mit seiner bekannten Lebhaftigkeit unsere bisherige Kriegsführung zu kritisieren. Bis zur Schlacht von Sedan, meinte er, habe man noch leidlich operiert. Aber seitdem habe man eine Torheit nach der andern begangen. Er, Bismarck, sei ein sehr unbedeutender Kopf und habe keine Fähigkeiten. Nur eine nehme er in Anspruch, das sei die Strategie, die verstehe er aus dem Grunde. Diese Beweisführung amüsierte mich. Es muß die Eigenheit großer Männer sein, daß sie

---

*) Vergl. Seite 80—81.

**) Aus den Feldzugserinnerungen des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen.

auf ihre Schwächen stolz sind, Friedrich der Große auf seine Gedichte, Goethe auf seine Farbenlehre, Bismarck auf seine Strategie. Nach der Schlacht von Sedan, fuhr er fort, sei man, statt mit konzentrierten Kräften im Argonner Walde stehen zu bleiben und den Feind anlaufen zu lassen, wie unsinnig nach Paris gerannt, ohne zu wissen, wozu. Er habe dagegen protestiert, aber Moltke habe keine Vernunft angenommen. Ich entgegnete sarkastisch, Moltkes Torheit sei um so unfaßlicher, als derselbe ja aus der Geschichte des Krieges von 1792 wissen müsse, wie gut den preußischen Heeren damals das Stehenbleiben in den Argonnen bekam.

Ich fragte nach weiteren Befehlen und wurde entlassen. Beim Abschiede fragte mich Bismarck, ob ich nicht zuweilen bei ihm essen wollte, um, wie in alter Zeit, zuweilen eine Flasche Sekt mit ihm zu trinken. Ich konnte das leider nicht annehmen, denn seine Wohnung war sehr weit von mir, und ich hatte soviel zu tun, daß ich zu meinem Vergnügen keine Einladung zum Mittagsmahl annehmen konnte. Hatte mir doch der König selbst erlaubt, wenn er mich zur Tafel befehlen sollte, ihm auch abzusagen, wenn meine Zeit dies erforderte. Ich habe keine längere Unterredung mehr mit Bismarck gehabt.

71. Zur Kaiserproklamation in Versailles.

(18. Januar 1871.)

Eine nicht geringe Schwierigkeit hatte Fürst Bismarck dem Könige Wilhelm gegenüber in Versailles bei der Formulierung des Kaisertitels zu überwinden. Der König lehnte den Titel „Deutscher Kaiser" entschieden ab und verlangte die Bezeichnung „Kaiser von Deutschland". Bismarcks Argumente: daß der Titel „Kaiser von Deutschland" einen landesherrlichen Anspruch auf die nichtpreußischen Gebiete involviere, den die Fürsten zu bewilligen nicht geneigt wären, daß in dem Schreiben des Königs von Bayern in Anregung gebracht sei, daß „die Ausübung der Präsidialrechte mit der Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde", endlich, daß derselbe Titel auf Vorschlag des Bundesrates in die neue Fassung des Artikels 11 der Verfassung aufgenommen sei — waren nicht imstande, den König umzustimmen, er erklärte kategorisch, er wolle Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein. Bismarcks weitere Erörterungen, in denen er aus der Geschichte zu zeigen versuchte,

daß den Kaisern im Prinzip ein Vorrang vor den Königen nicht eingeräumt wurde, und die besonders die Zustimmung des Kronprinzen, wenn auch in mehr passiver Form, zu den Ausführungen Bismarcks zu erkennen gab, reizten den alten Herrn noch mehr, so daß er, auf den Tisch schlagend, sagte: „Und wenn es so gewesen wäre, so befehle i ch jetzt, wie es sein soll." Damit stand er auf, trat an das Fenster, den um den Tisch Sitzenden den Rücken zuwendend. Obgleich die Titelfrage bei dem Widerstande des Königs somit zu keinem Abschluß kam, wurde doch die Zeremonie der Kaiserproklamation auf den folgenden Tag, den 18. Januar, anberaumt. Aber der König hatte befohlen, daß nicht von dem Deutschen Kaiser, sondern von dem Kaiser von Deutschland dabei die Rede sei.

Diese Sachlage veranlaßte Bismarck, am Morgen jenes Tages, vor der Feierlichkeit im Spiegelsaale, den Großherzog von Baden aufzusuchen, als den ersten der anwesenden Fürsten, der voraussichtlich nach Verlesung der Proklamation das Wort nehmen würde, und ihn zu fragen, wie er den neuen Kaiser zu bezeichnen gedenke. Der Großherzog antwortete: „Als Kaiser von Deutschland, nach Befehl Sr. Majestät." Unter den Gründen, die Bismarck dem Großherzog darüber geltend machte, daß das abschließende Hoch auf den Kaiser nicht in d i e s e r Form ausgebracht werden könne, war der durchschlagendste seine Berufung auf die Tatsache, daß der künftige Text der Reichsverfassung bereits durch einen Beschluß des deutschen Reichstages in Berlin vorherbestimmt sei. Die in seinen konstitutionellen Gedankenkreis fallende Hinweisung auf den Reichstagsbeschluß bewog ihn, den König noch einmal aufzusuchen. Die Unterredung der beiden Herren blieb Bismarck unbekannt, und er war bei der Vorlesung der Proklamation gespannt. Der Großherzog wich dadurch aus, daß er ein Hoch weder auf den Deutschen Kaiser noch auf den Kaiser von Deutschland, sondern auf den Kaiser Wilhelm ausbrachte. Letzter hatte aber Bismarck diesen Verlauf so übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten ihn, der allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an ihm vorüberging, um den hinter ihm stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehrere Tage verharrte, bis allmählich die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen.

72. Fünf Milliarden.

Aus Berlin wird der „Neuen Freien Presse" geschrieben: Einige Monate vor seinem Tode weilte Graf Waldersee in Berlin und war eines Abends bei einer bekannten Persönlichkeit der Hochfinanz zu Gaste. Er kam auf seine Erinnerungen aus dem Kriege von 1870/71, den er als Mitglied des Generalstabs mitgemacht hat, zu sprechen, und einer der Anwesenden erinnerte an ein Wort, das Fürst Bismarck damals Bleichröder gegenüber ausgesprochen haben soll, und fragte den General, was daran Wahres sei. Graf Waldersee bestätigte die Richtigkeit des Bismarckschen Ausspruches und erzählte den Hergang folgendermaßen: Als es sich um die Festsetzung der von Frankreich zu fordernden Kriegsentschädigung handelte, ließ Bismarck sich Bleichröder und Erlanger als sachverständige Berater nach Versailles kommen. In der ersten Konferenz teilte Bismarck seinen beiden finanziellen Vertrauten mit, daß er beabsichtige, fünf Milliarden zu fordern. Eine solche Summe, die seither ihre Schrecken verloren hat, war im Jahre 1870 noch etwas Unerhörtes. Erlanger fiel beinahe in Ohnmacht, als er die Ziffer hörte, und sagte: „Aber, Exzellenz, fünf Milliarden gibt es ja gar nicht. Wenn Sie seit der Geburt Christi jeden Tag hundert Mark zurückgelegt hätten, so würden Sie sie noch immer nicht beisammen haben." Bismarck lachte: „Seit der Geburt Christi? Darum habe ich mir ja den Bleichröder kommen lassen, denn der datiert noch von der Erschaffung der Welt."*)

73. Ein Franzose über den Fürsten Bismarck.

Der oft recht energisch seinem deutsch-feindlichen Chauvinismus Ausdruck gebende Mitarbeiter des „Gil Blas" Louis d'Harcourt brachte anläßlich der Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Hamburg dem großen Kanzler folgendes Lob dar:

„Es gibt keinen Menschen, den ich auf der Welt mehr geliebt hätte, wenn ich Deutscher gewesen wäre; es gibt keinen, für den ich mehr Achtung und Bewunderung empfände, als für diesen furcht-

---

*) Nach einem andern Berichte sagte Erlanger: „Aber, Exzellenz, wenn jemand seit der Geburt Christi jeden Tag hundert Mark aufgezählt hätte, so wäre ja diese Summe noch nicht beisammen." Bismarck sagte: „Seit der Geburt Christi? Darum habe ich mir ja den Bleichröder kommen lassen, der zählt seit Erschaffung der Welt."

baren Feind meines Vaterlandes, der sich Fürst Bismarck nannte. Er ist der vollendetste Typus des treuen Dieners seines Königs und seines Vaterlandes; unter Diener darf man jedoch nicht Höfling verstehen. Man weiß ja, das war er gar nicht. Er hatte alle männlichen Vorzüge: die Tapferkeit, die Intelligenz, den Geist, den Frohsinn, das Pflicht- und das Liebesgefühl. Er war stolz, ehrlich und aufrichtig gegen die Seinigen und vor allem: er war stark. Er war hauptsächlich der Apostel der Tat, dieser Tugend, aus der alle andern sich ergeben, der Kraft, ohne die es kein Recht geben kann."

74. Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Albrecht von Stosch.

Wir teilen nachstehende Anmerkungen aus dem in der Überschrift genannten interessanten Werke mit. Sie zeigen, was ein feiner Beobachter zur Beleuchtung der Vorgänge und Charakterisierung der Personen, insbesondere bei der Belagerung von Paris aufgezeichnet hat.

Versailles, 24. 1. 71.

Als ich heut früh auf dem Kalender neben dem Datum las: „Geburtstag Friedrichs des Großen", da dachte ich, den Tag müßten die Pariser doch festlich begehen. Und siehe da, der Anfang ist gemacht. Jules Favre erschien gestern abend und erklärt, Paris sei „en sédition et endiablé"*) und könne sich nicht länger halten. Ich zweifle nicht daran, daß das den Frieden bedeutet, um so mehr, als gleichzeitig die volle Besiegung aller feindlichen Armeen erfolgt ist.

Eben erst verdüsterte das Übermaß von Gefahr den Horizont, jetzt beleuchtet hellster Sonnenschein unsere ganze Lage. Noch bei dem Ausfall vom 19. gab es hier Leute, die schon die Wagen hatten packen lassen, um sofort die Flucht ergreifen zu können. Es ist oft gar nicht hübsch, wenn man zu scharf hinter die Kulissen sieht, die großen Männer gehen verloren.

Tadellos in ihrer spezifischen Größe bleiben mir allein Moltke und Bismarck. Ihre innere Verschiedenheit hat sie freilich auseinander gebracht; sie stehen sich scharf gegenüber, und nur mühevoll gelingt es, wenigstens die Geschäfte in Fluß zu halten. Moltke

*) im Aufruhr und vom Teufel besessen.

ist der Mann der vornehmen Ruhe, Bismarck der leidenschaftliche Politiker; jener die Sache kühl erwägend, dieser immer fest die Personen anfassend. Selbst innerhalb des Generalstabes ist der Kampf entbrannt, weil es Bismarck versteht, die Menschen zu bestechen und zu beherrschen. König und Kronprinz sind höchst unglücklich über diesen Konflikt, haben aber keine Mittel, ihn beizulegen."

*

Versailles, 2. 2. 71.

„Verhandlungen zwischen Favre und Bismarck sind unausgesetzt im Gange. Man sieht, wie tausendfach die Berührungen sind, die das in Frankreich erwachende Leben überall hervorruft. Ich muß gestehen, daß ich es jetzt schon sehr vernünftig finde, wenn Bismarck das Verhandeln als seine unbedingte Domäne in Anspruch nimmt und alles, und zwar ganz allein abmacht. Gewiß erregt er so allgemeines Mißvergnügen bei Militär und Zivil, aber je mehr Menschen sich in solche Sachen mischen, je mehr wollen sich wichtig machen und um so mehr Zeit wird vertrödelt. Die kleinen Eitelkeiten aber sind die niederträchtigsten, und manch einer wird es ihm sein Leben lang nicht vergessen, daß er jetzt nicht zu Rate gezogen wird."

*

Versailles, 13. 2. 71.

„Manteuffel hat vorzüglich manövriert, aber er kann nicht an den Feind und ist deshalb trotz der schönen Erfolge kein Held geworden; er wird auch aus diesem Feldzuge ohne Popularität zurückkehren. Fransecki dagegen hat sich, wie 1866, als famoser und zuverlässiger Soldat gezeigt. Werder ist augenblicklich der große Mann für das Volk, wie Falckenstein 1866. Belforts Fall muß alle Tage erwartet werden, man verhandelt hier um die Einstellung der Feindseligkeiten, da Belfort allein vom Waffenstillstand ausgeschlossen ist.

Als ich dann nach Haus kam, fand ich die Franzosen bei mir mit 2 Millionen Franken, deren Abnahme mich bis 6½ Uhr in Anspruch nahm; sie haben nur Banknoten und große Wechsel zur Stelle gebracht, müssen aber, um den Bestimmungen des Waffenstillstandes zu genügen, 50 Millionen in Gold zahlen, die erst von außen kommen und noch nicht heran sind. Morgen wird die erste Zahlung in Gold erfolgen.

Zum Empfang der Wechsel ist Bleichröder hierher kommittiert *). Er geriet in spaßhafte Begeisterung über zwei Wechsel zu 2 Millionen Talern von Rothschild, zeigte sie mir wiederholt und fragte mich, ob es wohl Schöneres gäbe. Er war Feuer und Flamme dafür, so viel Geld auf so kleinem Zettel vereinigt zu sehen.

Außer ihm hat man noch den Geheimrat Scheidtmann von der Seehandlung hierher geschickt. Er ist ein alter reicher Junggeselle, der viel von Rotwein versteht und die Langweile und körperliche Unbequemlichkeit des Geldzählens dadurch zu überwinden strebt, daß er plötzlich aufspringt und einige Freiübungen oder Zimmergymnastik vornimmt, wie Helmerding auf der Bühne. Er erzählte, er ziehe ein Paar Stiefel nur einmal in der Woche an und würde, da er nur drei Paar bei sich habe, in Versailles nicht viel ausgehen können. Wozu die Menschen alles Zeit haben!

Die Herren von der französischen Kommission wahrten ihre Würde dadurch, daß keiner einen Bissen von meinem Frühstück annahm, waren aber sonst höflich."

*

Versailles, 14. 2. 71.

„Heut wollten die Kerls um 11 Uhr hier sein, um Gold einzuwechseln; es ist alles zu ihrem Empfange bereit, aber sie kommen nicht und lassen auch nichts sagen. Jedermann klagt über ihre Unzuverlässigkeit.

Ich habe einen Brief von Freytag bekommen; er schreibt zornig über das „Retten und Rollen": „Man habe Kisten aus Sèvres und St. Cloud nach Hause geschickt, der Diebstahl sei organisiert." Ich habe reuig an mein Herz geschlagen und ihm geantwortet, daß auch ich Beute nach Hause gesandt habe. Die Sèvresfabrik enthielt nur Staatsgut; als Granate auf Granate hineinschlug, konfiszierten wir die Vorräte, und sie wurden durch königliche Order verteilt. Ich war gerade an der Loire und wurde doch bedacht, und zwar durch den König und den Kronprinzen.

St. Cloud wurde von den Franzosen in Brand geschossen, ein Teil des Inhalts mit Lebensgefahr gerettet und ebenfalls als Staatsgut verteilt. Kirchbach war an beiden Orten kommandierender General, erhielt also die reichsten Geschenke und schickte sie in Kisten,

---

*) bevollmächtigt.

nach Hause. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Ich aber will auch keinen hören. Wer die Höflichkeit unserer Soldaten gegen die Franzosen gerade jetzt sieht, wo diese Kerls glauben, ihren ganzen Hochmut zeigen zu dürfen, wird sehr hoch von ihnen denken. Es gehört die ganze Kultur unserer Nation dazu, um ihnen gegenüber Mensch zu bleiben, und ihre Art der Kriegführung hat zuerst in unsern Truppen niedrige Leidenschaften entfesselt. Der Eigentumsbegriff schwindet notgedrungen in jedem Kriege, aber er findet sich auch in geordneten Verhältnissen wieder ein. Ich selbst kann nicht leugnen, daß ich über den Besitz der Franzosen mit kaltem Blute verfüge, als ob er uns gehörte. Wer sich auf diesem Wege bereichert, tut unrecht, denn die Werte gehören dem Staat; aber es ist Pflicht, die Kerls arm zu machen."

*

Versailles, 18. 2. 71.

„Viel angenehmer und erwärmender wie das Nachzählen der 200 Millionen und wie Bleichröders Entzücken über die Rothschildschen Wechsel ist es mir, wenn ich von Bismarck nach Tische große Politik höre. Es war ein Meisterstück von ihm, daß er von dem Tage an, wo Favre anfing zu verhandeln, diesen zu stützen und zu heben suchte, um das bestehende Gouvernement zu festigen. Es gelang, Favre wurde eine Macht, Gambetta fiel daran, und wir haben jetzt die Nationalversammlung, die ein großes Maul hat, aber so gut zusammengesetzt ist, daß der Friede gesichert erscheint. Wir sollen gute Grenzen und viel Geld bekommen, auch nach Paris einrücken. Im übrigen sind wir großartig, und es ist uns gleichgültig, welche Regierungsform entsteht. Ich würde die Republik für das wünschenswerteste erachten, weil sie jede wirkliche Festigung hintanhält."

*

Versailles, 26. 2. 71.

„Heut in der letzten Stunde wird der Präliminarfrieden unterschrieben. Ich habe gestern die interessante Gelegenheit gehabt, eine ganze Weile den Verhandlungen Bismarcks mit Thiers und Favre beizuwohnen. Er war ganz allein und rief mich dazu, um in militärischen Fragen ein Lexikon zur Seite zu haben. Er hat sie ordentlich geschüttelt. Als er gleich beim Anfang mal hinausging, öffnete Thiers das Fenster. Nur um etwas zu sagen, äußerte ich,

daß es sehr heiß sei; da rief Thiers: „Zumal wenn man so behandelt wird wie wir."

Die beiden Franzosen waren ungeheuer wortreich und hielten auf jede Bemerkung oder Proposition lange Reden. Endlich sagte Bismarck:

„Das geht nicht, damit kommen wir nicht vom Fleck. Ich muß Sie bitten, mir mit einfachen Gegenpropositionen zu antworten."

Thiers: „Aber man muß sie doch begründen."

Bismarck: „Nein, das müssen Sie mir schon zutrauen, daß ich die Gründe selbst erkenne. Überhaupt muß ich Sie ersuchen, Ihre Worte mehr in der Gewalt zu haben und sich verletzender Reden zu enthalten. Sie sind die Herren von Frankreich und ganz unumschränkt. Ich dagegen bin an meine Instruktionen gebunden, an Ihnen also ist es, milder zu sein, während ich genötigt bin, die Befehle meines Machthabers strikte zu erfüllen. Sie wissen, daß wir Montag zu schießen anfangen, wenn wir bis dahin nicht fertig sind, und diese Sprache werden Sie wohl verstehen. Wir sitzen heut schon sieben Stunden und werden nicht fertig, das verträgt meine Gesundheit nicht." —

Die Franzosen wurden dieser Philippika gegenüber ganz klein, und Thiers rief ein über das andere Mal: „Aber, Herr Graf, Herr Graf!" Endlich erklärten sie, sie könnten nicht mehr, und fuhren nach Haus. Heut sind sie wieder da und haben, wie mir mitgeteilt wird, die Absicht, zu unterschreiben.

Die armen Leute kommen nicht zum Abschluß, weil Bismarck immer mehr Spezialitäten in den Präliminarvertrag bringt; er will mit den Franzosen ganz auseinander sein, ehe andere das Recht haben, die Nase hineinzustecken, und es wird ihm auch gelingen. Diese langen Kämpfe ganz allein müssen kolossale Kräfte in Anspruch nehmen, und er wird sich wieder krank machen; es ist aber sicher, daß er allein besser durchkommt."

75. Bismarck und Graf Arnim.

Eine amüsante Bismarck-Erinnerung wird in einer englischen Zeitung erzählt. Die Geschichte, die von dem englischen Staatsmann Lord Russel berichtet wurde, spielt während des Krieges 1870/71 in Versailles. Lord Russel sollte bei dem eisernen Kanzler

eine Audienz haben und wartete, da Graf Arnim mit Bismarck eine Unterredung hatte. Plötzlich kommt Arnim heraus und fächelt sich aus Leibeskräften mit dem Taschentuch Luft zu: „Nein,“ sagt er ganz indigniert, „ich begreife nicht, wie Bismarck in einer solchen Luft leben kann. Er raucht unaufhörlich und zwar furchtbar starke Zigarren. Ich mußte ihn bitten, das Fenster zu öffnen, denn ich konnte es nicht länger aushalten in diesem Qualm!“ Kaum war Russel bei Bismarck eingetreten, als dieser sogleich erzählte: „Es gibt doch Leute mit höchst merkwürdigen Marotten. Sehen Sie, da ist Arnim, der eben herausging. Der parfümiert sich immer ein, daß er ganz entsetzlich stinkt, und heute hatte er sich so parfümiert, daß ich gleich das Fenster aufmachen mußte.“ Jedesmal, wenn Lord Russel diese Geschichte erzählte, schloß er mit der ernsten Frage: „Und was war nun dabei die historische Wahrheit?“

76. Wie Bismarck über Schiller dachte.

Während der Belagerung von Paris bewohnte der Bundeskanzler in Versailles das Haus der Madame Jessé, der Witwe eines wohlhabenden Tuchfabrikanten, das, in der stillen Rue de Provence gelegen, die Nummer 14 trägt. Im ersten Stockwerk hatte der Minister zwei Stübchen inne, ein Arbeitszimmer, das zugleich als Schlafgemach diente und einen Empfangsraum, der später Jules Favre während der Verhandlungen über die Kapitulation von Paris zur zeitweiligen Benutzung überlassen wurde. Als Speisesaal richtete man ein nach dem Garten hinaussehendes Zimmer ein, in welchem täglich sehr häufig in Gegenwart von Fürsten und hochgestellten Persönlichkeiten das Essen stattfand. Wenn der Kanzler anwesend war, so weiß Busch in seinen „Tagebuchblättern“ zu erzählen, dann war die Unterhaltung stets lebhaft und mannigfaltig. Eines Tages kam nun bei der Mittagstafel die Rede auf „Wilhelm Tell“, über welchen der Minister sich dahin aussprach, daß er den schon als Knabe nicht habe leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet habe. „Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen,“ setzte er hinzu, „wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken — den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte — wenn er da lieber gleich den Landvogt

erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden — nicht einmal für Franktireurs."

77. Fürst Bismarck über das preußische Offizierkorps.

Treffliche Worte des Altreichskanzlers über das preußische Offizierkorps finden sich in Erinnerungen, die ein preußischer Offizier, der bei einem Aufenthalt in Bad Kissingen die Ehre hatte, auf einige Stunden Gast des Fürsten Bismarck zu sein, in der „Post" zum besten gibt. Der Verfasser erzählt:

Es war im Juli 1881; ich besuchte das Bad Kissingen, wo auch der Fürst einige Tage nach mir eingetroffen war. Als guter Patriot und großer Verehrer des Kanzlers hielt ich es für meine Pflicht, meine Karte auf der oberen Saline abzugeben. Als ich am 31. Juli, Rakoczy trinkend, promenierte, wurde mir die „Tribüne" angeboten. Ich erstand sie und las den Leitartikel, eine Abhandlung über die Erfahrungen, die von den beiden Armeen im Kriege 1870/71 gemacht wurden. Der Inhalt war kurz gefaßt folgender: Die Franzosen schrieben die Erfolge der Deutschen hauptsächlich den Einjährig-Freiwilligen, den Reserveoffizieren und den Ulanen zu und hätten die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen auch bei sich eingeführt; sie seien aber nach kurzer Zeit wieder davon abgekommen. Die Deutschen dagegen hätten den Einjährig-Freiwilligendienst, trotzdem er sich überlebt habe, nicht beseitigt, was für sie um so nachteiliger sei, als die in den junkerhaften Offizierkorps herangebildeten jungen Leute ihnen verloren gingen!

In meine Wohnung zurückgekehrt, fand ich eine Einladung des Fürsten Bismarck zum „Mittagessen um zwei Uhr im Promenaden-Anzuge" vor. Daß ich derselben freudig folgte, braucht kaum gesagt zu werden. Ich traf beim Fürsten noch den Oberstleutnant von R.-F., den bayerischen Bezirkskommandeur, den Legationssekretär von Heyking und den Grafen Herbert Bismarck, den ältesten Sohn.

Im Laufe des Gesprächs beim Mittagessen fiel mir plötzlich die „Tribüne" ein, die ich zu mir gesteckt hatte, und sie aus der Tasche ziehend, sagte ich zu dem Fürsten: „Da habe ich die „Tribüne" mitgebracht, damit Durchlaucht einmal deren Ansicht über Kriegs-

8*

erfahrungen lesen können." „Ach, Sie meinen den Artikel über die Einjährigen? Den habe ich schon heut früh durchflogen." „Ja, aber wie ist das möglich, die „Tribüne" kommt doch erst mittags hier an?" „Ich erhielt sie in der Tasche des Herrn von Heyking, der die Nacht mit der Unterschriftenmappe hergereist ist," antwortete Bismarck. Auf meine Frage, was er von dem Artikel halte, antwortete der Fürst: „Die „Tribüne" hat ganz recht!" Wir Militärs sahen uns erstaunt über diesen Ausspruch an und es entstand eine Gesprächspause, die endlich der Oberstleutnant von R.-F. unterbrach, indem er unserer Beklemmung Worte verlieh: „Euer Durchlaucht können sich doch unmöglich auf die Seite dieses freisinnigen Blattes stellen!" Der Fürst erwiderte lächelnd: „Und dennoch hat die „Tribüne" recht, denn das beste Material geht ihr verloren. Diese jungen Herren werden in den Offizierkorps nach altpreußischer Art schon in der Wolle gefärbt und, Gott sei es gedankt, daß unsere Offiziere heute noch einen solchen Überfluß an Farbe besitzen, daß sie diese Färbung durchführen können!" Dabei sahen seine alles durchdringenden Augen unter den buschigen Brauen so triumphierend hervor, als wollte er sagen: Und ihr konntet denken, daß ich nicht altpreußisch fühle! Dann wandte er sich an uns Militärs mit der Frage: „Wissen Sie auch, meine Herren, warum das preußische Offizierkorps eine so hervorragende, unvergleichliche Stellung einnimmt?" Wir mußten gestehen, daß wir zu diesem Faktum mit unsern schwachen Kräften stets beigetragen, die Begründung aber in den unitis viribus*) gesucht, in der Vaterlandsliebe und der königstreuen Gesinnung in einem Gusse. „Meine Herren, nach meiner Überzeugung beruht es in der Tradition des kleinen Militäradels, den kein anderes Land besitzt, wie Preußen allein. Die Söhne dieser Familien betrachten die Armee als ihre Domäne und Sie finden ganze Generationen in den Ranglisten von den Ahnen bis auf den Urenkel herab. Ihr größter Besitz ist ihr fleckenloser Schild und ihr Schwert, mit Glücksgütern sind sie meist nicht gesegnet."

Unsern Dank für diese geistreiche Belehrung glaubte ich am besten dadurch ausdrücken zu können, daß ich darauf hinwies, daß er es sei, welche der Armee nach einem 50jährigen Frieden zu frischen Lorbeeren verholfen habe, indem er das Instrument trefflich zu

---

*) mit vereinigten Kräften.

gebrauchen gewußt. „Mein Verdienst beruht allein darin, daß ich sie nach dem langen Frieden erst im kleinen erprobte. Nach einem Düppel und Alsen aber konnte ich für das Kondominat in Deutschland einstehen und nach Königgrätz den Entscheidungskampf 1870/71 für Deutschlands Einigung wagen!"

78. Was verstehen Sie unter „einige"?

Einen charakteristischen Zug von Bismarck pflegte der General v. Ising, der Kommandant des Berliner Zeughauses, zu erzählen, jener verdienstvolle Offizier, den der Krieg von 1870 seines linken Armes beraubt hatte, und der seine Stellung außerhalb der Front dazu benutzte, aus einem Arsenal die berühmte Waffensammlung zu machen. „Was verstehen Sie unter „einige"? mit diesen Worten trat Bismarck bald nach dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin eines Tages an den alten Haudegen heran, „einige, das sind doch 3 oder 4, nicht wahr?" — „Je nun, Exzellenz, das können auch 5 bis 6 sein," meinte der Gefragte. „Na schön," erwiderte Bismarck, „ich wollte Sie bloß vorher mal fragen, Seine Majestät sagte mir nämlich, ich sollte mir einige von den französischen Geschützen für meinen Park in Schönhausen geben lassen, — wollen Sie die Güte haben, mir sechs bereitzustellen? Was wollte der General machen, der gewiegte Diplomat hatte ihm mit seiner schlauen Frage die Verantwortung für die Zahl zugeschoben, und es blieb nichts übrig, als ihm die Kanonen in der gewünschten Anzahl auszufolgen.

79. Bismarck und Beust.

Die „Grenzboten" erinnern daran, daß bei der Gasteiner Zusammenkunft im August 1871 die beiden Reichskanzler Bismarck und Beust im Posthause zu Lend weilten. Beust schrieb in das Fremdenbuch: „Jeder hat einmal recht. Wohl dem, der's erlebt." Bismarck setzte darunter: „Jeder hat schließlich unrecht. Wohl dem, der's nicht erlebt."

80. Ein Brief Bismarcks an seinen Bruder.

Einen wenig bekannten Brief Bismarcks an seinen Bruder, wahrscheinlich aus dem Jahre 1871 stammend, dürfte seinen „Gedanken und Erinnerungen" ergänzend hinzugefügt werden können. Er lautet: Lieber Bruder! Mögest Du Dein Fest morgen in Ge-

sundheit und Freude verleben, und Gott Dir in einem neuen Lebensjahre mit seinem Segen zur Seite stehen. Es geht mit den letzten Jahren unseres Lebens wie mit allen Abwärtsbewegungen, sie vergehen in steigender Beschleunigung. Seit ich die 50 überschritten habe, es muß 1865 gewesen sein und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine 12 Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer. Wenn ich hier an Örtlichkeiten komme, die ich seit dem 12. Juli sicher nicht gesehen, so geschieht es mit dem Eindruck, als wäre ich vor wenigen Wochen dagewesen, und die jetzt reifende Saat wäre die, welche ich im Herbst 1869 bestellen sah. Ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken lieb zu gewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir schrecklich werden. Du sprichst in Deinem letzten Brief, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zuteil geworden. Es ist dies besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin Gott mich aber am meisten gesegnet hat und ich am aufrichtigsten um Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle andern Sorgen leicht und alle Klagen frivol. In dem Sinne erwähne ich, daß meine amtliche Stellung bei allem äußerlichen Glanz dornenvoller ist, als irgend jemand, außer mir, weiß; und meine körperliche Fähigkeit, alle Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Kulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitskraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse von Selitz, Misdow, dem Forst und den Bauten. Die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das alles wohl in Ordnung bringen, ob zu richtigen Zinsen,

das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist sehr wertvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85 000 Talern, die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten drin zu kaufen, dem einzigen Fleck, wo man sich etablieren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34 000 Taler netto, darunter 35 000 Taler Jagdpacht und 2—3000 Taler für Mehl, Brau- und Baumzwang. Beides fällt künftig weg, letzteres durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehen mir erst im Januar 1872 zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wäre 30 000 eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr einleben. Ich trinke Karlsbad noch bis zum letzten August. Einstweilen macht es mich sehr matt. Dann soll ich in ein Seebad und kann mich noch nicht entschließen, wohin. Ich fürchte das Leben im Gasthaus, die fremden Menschen und das kalte Wasser. Vielleicht muß ich auch zum König, falls Seine Majestät noch nach Gastein gehen sollte, oder er sonst eine Zusammenkunft mit andern hohen Herren hat. Dann geht das Arbeiten wieder los. Einstweilen mache ich mir das Vergnügen, täglich einige Dutzend Briefe, die an mich kommen, unerbrochen zurückzuschicken. Täglich werden wenigstens 20 000 Taler Darlehn von mir verlangt, abgesehen von allen Stellen oder andern Gesuchen. Ich nehme keine Briefe mehr an, deren Schreiber ich nicht kenne. Nun leb wohl, lieber Bruder. In acht Tagen erwarte ich Herbert, der in Schlangenbad badet. Er will beim Regiment bleiben. Bill will studieren, wird einstweilen à la suite *) gestellt. Karl Bismarck nimmt den Abschied. Leb wohl. Dein treuer Bruder Otto von Bismarck.

81. Bismarck und Pauline Lucca.

Die berühmte verstorbene Sängerin hat sich einmal mit Bismarck zusammen photographieren lassen. Wie es kam, daß Bismarck sich mit der Lucca auf einer Platte aufnehmen ließ, wird in einem Antiquariatskatalog einer Salzburger Firma, der eine Reproduktion dieser Photographie enthält, wie folgt erzählt: Bismarck und die Sängerin weilten in Ischl. Pauline Lucca stand oben vor dem Hotel Elisabeth, wo Bismarck wohnte, als er aus dem Gasthause

*) im Gefolge.

trat, auf dem Kopfe den bekannten breitkrämpigen Schlapphut. Als er die Lucca bemerkte, schritt er auf sie zu und drückte ihr die Hand. „Exzellenz, kommen Sie mit, ich muß zum Photographen," bat die Sängerin. „Ich kann nicht," sagte Bismarck, „ich erwarte meine Chiffreure, die scheinen spazieren gegangen zu sein." Er ließ sich aber doch erweichen und ging mit zum Photographen. Dort ließ sich zuerst die Lucca und dann Bismarck allein aufnehmen. Plötzlich rief die Sängerin in liebenswürdiger Laune: „Exzellenz, eine superbe Idee! Wie wäre es, wenn wir uns zusammen photographieren ließen?" Bismarck lächelte zustimmend, und der Photograph ging ans Werk. Nach einigen Tagen war das Bild in hundert Händen, ganz Ischl sprach von nichts anderem, bald auch Wien, Berlin, Paris. Da fanden Bismarck und die Lucca, daß es besser sei, wenn das Bild aus dem Kunsthandel verschwinde, und der Photograph verpflichtete sich, keine neuen Abzüge mehr herzustellen. — Weniger bekannt ist der Brief, in dem Bismarck zu der harmlosen Affäre, die zu einer cause celébre*) aufgebauscht worden war, Stellung nahm. Er tat dies in einem Schreiben an einen Freund, den Geistlichen Herrn André v. Roman: „Lieber André! Über die Lucca-Photographie würden vermutlich auch Sie weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat; außerdem ist die jetzige Frau von Rhaden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig wie mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessen ungeachtet würde ich, wenn ich in dem ruhigen Augenblick das Ärgernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereiche des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen, wir bedürfen deren alle." Soweit Bismarck über das Bild, das heute sehr selten ist und in dem oben genannten Katalog für 100 Kronen angeboten wird.

*) einem berühmten Rechtsfalle.

82. Doch Schuster.

Bismarck benutzte einmal auf einer Reise, wahrscheinlich nach Varzin, die Personenpost. In einem Städtchen, dessen Name dem Erzähler dieses entfallen ist, wurden die Pferde des Postwagens gewechselt. Während dieser Zeit setzte sich der Ministerpräsident dem Posthause gegenüber auf eine Bank, behaglich seine Zigarre rauchend und seine Zeitung lesend. Neben dem Posthause wohnte ein sehr neugieriger Schuster, der gern mit den Reisenden ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Als er Bismarck gewahrte, verließ er seinen Schemel und setzte sich in respektvoller Entfernung an das äußerste Ende der Bank, auf der dieser saß, rückte aber immer näher an Bismarck heran. Dem letzten macht das Gebaren des Mannes viel Vergnügen, er sah ihn einige Male von der Seite an. Endlich platzte der Schuhmacher mit der Frage heraus: „Was hämm Se denn för'n Metjeh?" (Metier). „Doch Schuster," erwiderte Bismarck.

83. Bismarck und Moltke im photographischen Atelier.

Ein Geograph und Forschungsreisender, der vordem Photograph gewesen, veröffentlichte Erinnerungen an eine Begegnung mit Bismarck und Moltke. Er, ein geborener Wiener, war Anfang der siebziger Jahre nach Berlin in das damals vornehmste photographische Atelier der Brüder Hanfstängl berufen worden, und diese hatten von Kaiser Wilhelm den Auftrag erhalten, ein Album der Männer, die sich um die Aufrichtung des Reiches verdient gemacht, herzustellen. Eines Tages erschien auch Bismarck in diesem Atelier, und nun erzählt der Wiener Photograph u. a.: „Nachdem ich verschiedene Platten, auch für den Kunsthandel, angefertigt hatte, mußte auf besonderen Befehl des Kaisers ein lebensgroßes Brustbild vom Fürsten gemacht werden, wovon ich den Fürsten in Kenntnis setzte. „Ja," erwiderte er, „dann muß ich mich ins Schlittengeschirr stecken." Rätselhaft, wie mir der Ausdruck war, mochte ich wohl etwas verdutzt dreingeschaut haben, denn sogleich fuhr er fort: „Na, das werden Sie gleich kennen lernen, Sie müssen mir ja auch dabei ein wenig helfen." Sagt's und zog aus einem bereitstehenden Korbe den Paraderock hervor und schüttelte ihn. Jetzt begriff ich: die vielen Orden und Kreuze klingelten in der Tat wie ein Schlittengeschirr.

An einem andern Tage trug sich folgendes zu: Im Empfangssaale erwartete man jeden Moment den Lift,*) der den Marschall Moltke bringen sollte. Nun tritt ein alter Offizier ins Atelier, den ich seinem unscheinbaren Äußern nach für einen pensionierten Hauptmann halte, dem seine Bezüge keinen fetten Bissen erlaubten, denn die trockene, lange Gestalt mit dem tiefernsten, fast traurigen Gesicht, bekleidet mit einem abgetragenen, schlichten Rock ohne Rangzeichen, kennzeichneten ihn als solchen. Er wünschte photographiert zu werden. „Ich bedauere, Herr, es ist heute unmöglich." „Ja, warum denn?" fragte er verwundert. „Wir erwarten soeben Seine Exzellenz den Feldmarschall Grafen Moltke!" gebe ich darauf zurück. „Nun, der bin ich ja!" erwiderte er. Er war, statt mit dem Lift in den Empfangssaal zu fahren, die vier Treppen bis ins Atelier hinaufgeklettert. Der unten in höchster Gala auf ihn wartende Portier hatte ihn eben auch nicht erkannt und die befrackten Herren im Empfangssalon vergebens ihn erwartet.

War der Fürst Bismarck herablassend jovial, so war das Benehmen des großen Strategen ein ruhig freundliches, gleich dem eines gebildeten, wohlerzogenen Mannes aus dem mittleren Bürgerstand. Auch Graf Moltke erkannte mich als Wiener und erkundigte sich nach vielen Dingen meiner Vaterstadt.

84. Suchen Sie Handel, aber keine Händel.

Ein hübsches Wort Bismarcks verzeichnet der frühere englische Botschafter Sir Horace Rumbold in einer Fortsetzung seiner „Erinnerungen eines Diplomaten". Er schreibt über seinen Aufenthalt in Chile, wo er England Anfang der siebziger Jahre vertrat, und bemerkt unter anderem: „Die deutschen Vertreter in Südamerika hatten sich offenbar die Warnung zu Herzen genommen, die, wie mir der deutsche Vertreter in Lima erzählte, Fürst Bismarck an ihn richtete, als er vor seinem Abgang auf seinen Posten anfragte, ob der Kanzler ihm irgendwelche besondere Instruktionen zu geben habe: „Suchen Sie Handel, aber keine Händel!"

85. Bismarck und die Musik.

Ein bei Spemann erschienenes Buch, das den Titel führt: „Fürst und Fürstin Bismarck" hat Robert von Keudell zum Ver-

*) Fahrstuhl.

fasser, des Reichskanzlers Hilfsarbeiter, der hier seine Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872 niedergelegt hat. Im dritten Kapitel dieses Buches behandelt von Keudell Bismarcks Verhältnis zur Musik:

„Bismarck war mit gutem Gehör und wohlklingender Baritonstimme begabt, an deren Ausbildung er jedoch niemals gedacht hat. Die Kreise, in denen er als Jüngling verkehrte, waren vielfach anregend, aber nicht eigentlich musikalisch. Wenn er in späteren Jahren mitunter eine Melodie mitsummte oder für sich allein wiederholte, waren die Töne immer von unanfechtbarer Reinheit. Er hatte ein feines Gefühl für ernste Musik und oft große Freude daran.

Als Abgeordneter und in Frankfurt hörte er, gewöhnlich rauchend, mit ungeteilter Aufmerksamkeit; so auch an vielen Winterabenden in Versailles (1870/71) nach dem Diner. In Petersburg pflegte er beim Zuhören zu lesen. Als Minister und Bundeskanzler las er ebenfalls beim Hören, und wenn er im Musikzimmer war, öffnete er mitunter die Türe seines, nur durch ein offenes Kabinett davon getrennten Arbeitszimmers, um sich beim Schreiben durch Töne anregen zu lassen. Als Reichskanzler aber lehnte er ab, Musik zu hören, weil die Melodien ihn nachts verfolgten und zu schlafen hinderten.

In den ersten Jahren seiner Ehe hat Frau von Bismarck ihm viel vorgespielt. Ein Lieblingsstück, welches er sie noch in Frankfurt (1853) in meiner Gegenwart zweimal zu spielen bat, war ein kurzer feuriger Satz von Ludwig Berger (Opus 12, Nr. 3). „Diese Musik," sagte er, „gibt mir das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt: jetzt muß gestorben sein." In den letzten Frankfurter Jahren, wie in Petersburg, haben die heranwachsenden Kinder Frau von Bismarck so viel zu tun gegeben, daß mitunter längere Zeit ohne Berührung des Klaviers verging. Zu leichter Erwerbung neuer Stücke fehlte ihr eine bequem gehorchende Technik. Dennoch hat sie später in Berlin manches Neue, auch aus Liederheften und Opern sich angeeignet. Volksmelodien und schöne Walzer haben ihr jederzeit zur Verfügung gestanden. In Frankfurt äußerte Bismarck mehrmals, daß er nie in ein Konzert gehen möge. Das bezahlte Billet und der eingezwängte Platz verleideten ihm den möglichen Genuß. Schon der Gedanke, für Musik Geld zu zahlen, sei ihm zuwider. Musik

müsse frei geschenkt werden wie Liebe. Diese Worte hörte ich von ihm in verschiedenen Jahren (1853, 1855, 1857). In Petersburg sagte er gelegentlich (1860), gute Musik rege ihn oft nach einer von zwei entgegengesetzten Richtungen an: zu Vorgefühlen des Krieges oder der Idylle. Vierhändig spielen zu hören, liebte er nicht. „Die sichtliche Gebundenheit der Spieler an das Notenheft," sagte er, „schließt eine freiere Bewegung aus. Nur wenn der Spieler ohne Vermittelung eines Blattes Papier zu seinem Instrument spricht, beginnt für mich der Genuß."

Damit gerade konnte ich ihm dienen. Ein ungewöhnliches Gedächtnis setzte mich in den Stand, ganze Tage lang immer Neues zu bringen. Ohne Virtuose zu sein, verfügte ich über eine hinreichende Technik, um Werke der Meister von Bach bis auf Chopin und Schumann verständlich darzustellen. Als Student hatte ich ein Berliner Wintersemester (1841/42) ausschließlich auf musikalische Studien verwendet, nämlich auf kontrapunktische Übungen und Beethovensche Klaviersonaten. In den letzten Lebensjahren der 1847 verstorbenen Schwester Mendelssohns, Frau Fanny Hensel, durfte ich in ihrem Hause viel verkehren und einen Schatz von Überlieferungen erwerben. Damals wurde ich von Musikern als Fachgenosse begrüßt. Später, in kleinen Städten, war ich unter dem Beifall vieler Freunde bemüht, meinen Vorrat guter Hausmusik zu erhalten und stetig zu vermehren. So fanden Bismarcks Wünsche mich gut vorbereitet. Er war sehr zufrieden, neben neuen Sachen auch bekannte Stücke, namentlich Beethovensche Sonaten, wieder zu hören, die er, wie schon einmal erwähnt, als Student durch Graf Alexander Keyserlingk kennen gelernt hatte.

Über eine Fuge von Bach in E (Wohltemperiertes Klavier, Band II, Nr. 9) sagte er (1853): „Der Mann hat von Anfang mancherlei Zweifel, ringt sich aber allmählich durch zu einem festen frohen Bekenntnis." Über andere Stücke von Bach hat er nie etwas gesagt. Überhaupt pflegte er nach dem Schluß der Musikstücke zu schweigen, wie um die Töne innerlich nachklingen zu lassen; nur ganz ausnahmsweise fiel mitunter eine Bemerkung.

Von Mozarts Instrumentalstücken, deren ich übrigens nur wenige spielte, hat ihm keines einen besonderen Eindruck gemacht, auch nicht das Konzert in D-moll, dessen etwas gekürzten ersten Satz Frau von Bismarck nicht oft genug hören konnte. Er sagte danach

nur: „Beethchen (Beethoven) ist mir lieber" (1862). Mehrmals hat er im Laufe der Jahre geäußert: „Beethoven sagt meinen Nerven am besten zu." Über den ersten Teil der Sonate in Es (27, Nr. 1) sagte er (1853): „Das ist, als wenn man gegen Abend in etwas angeheitertem Zustande langsam durch die Straßen schlendert. Man sieht sehr vergnügt ins Abendrot und denkt: Ob's wohl morgen wieder so hübsch wird wie heute?" Über das erste Stück der großen Sonate in F-moll (57) sagte er (1864): „Wenn ich diese Musik oft hörte, würde ich immer sehr tapfer sein." Das war eine scherzhafte Wendung zum Lobe der Musik auf Kosten seiner Person; denn nie hat er musikalischer Anregung bedurft, um tapfer zu sein. So weit meine Wahrnehmungen reichen, ist ihm niemals, selbst nicht im Gedränge großer Schwierigkeiten, die Tapferkeit auch nur einen Augenblick abhanden gekommen. Der ihm angeborene Mut hing wohl zusammen mit dem Gefühle physischer und noch mehr geistiger Überlegenheit über andere Menschen und wurde verstärkt durch die Erkenntnis, daß man bei tapferem Verhalten in allen Fällen am besten wegkommt. Der erste Satz der F-moll-Sonate gehörte also zu den ihn kriegerisch anregenden Stücken. Über den letzten Satz derselben sagte er (1868), wie ich schon einmal erwähnte: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens."

Nächst, ja neben Beethoven liebte er Schubert. Von dessen D-moll-Quartett, das ich für Klavier bearbeitet hatte und oft spielen mußte, sagte er mehrmals: „Das ist mir wie Beethoven." Auch das Menuett des A-moll-Quartetts liebte er sehr, und vom Andante die erste Melodie. Dazu bemerkte er einmal (1869): „Die Stelle nach der Fermate im zweiten Teil der Melodie klingt etwas künstlich und daher nicht ganz so hübsch wie das übrige." Dieses kleine Stück aber, von nur 16 Takten, berührte ihn wie ein idyllisches Bildchen. Das Trio in Es konnte ich 1857 mit Begleitung vorspielen, während er rauchend auf und ab ging. Er fand es außergewöhnlich hübsch, am meisten das „allerliebste und witzige Scherzo". Die melodiöse letzte Sonate (in B) war ihm an mehreren Abenden in Versailles angenehm und nervenberuhigend, doch bemerkte er, der letzte Satz stände nicht auf der Höhe der drei andern.

Mendelssohn hörte er immer gern, wenn auch nicht so gern wie Beethoven und Schubert. Nach dem Präludium in E-moll (36, Nr. 1) sagte er einmal (1867): „Dem Manne geht es aber wirklich

sehr schlecht." Beim Hören des Capriccio in E (33, Nr. 2) sagte er (1855): „Stellenweise klingt das wie eine vergnügte Rheinfahrt; an andern Stellen aber glaube ich einen im Walde vorsichtig trabenden Fuchs zu sehen."

Von Schumann spielte ich die populäre Hälfte der „Sinfonischen Etüden" und mehrere andere Stücke; er hörte alle gern, ohne jedoch darüber mehr zu sagen als mitunter: „Sehr hübsch". Von Chopin hörte er lieber die leidenschaftlich bewegten als die träumerischen Stücke. Nach dem Präludium in Cis-moll (ohne Opuszahl), welches viele unerwartete Modulationen bringt, sagt er (1855): „Das klingt ja oft so, als ob ich einem Raucher sagen wollte: Befehlen Sie vielleicht eine Zi .... trone muß man zum Lachs haben." Über die im Baß donnernde Etüde in C-moll (10, Nr. 12) sagte er 1853: „Wirklich magnifique." Brahmssche Klaviermusik spielte ich vor 1872 noch nicht; vermutlich hat er diesen Meister nicht kennen gelernt.

Auch mit Wagners Musik war ich damals leider noch nicht vertraut. Daß Bismarck die ersten Werke des Meisters — vermutlich in der Frankfurter Zeit — kennen gelernt hat, erfuhr ich erst durch die „Bayreuther Blätter", welche im Juli d. J. folgenden an denselben gerichteten Brief brachten.

Versailles, 21. Februar 1871.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß Sie dem deutschen Heere ein Gedicht, gewidmet, und daß Sie mir dasselbe haben überreichen lassen. So sehr ich mich geehrt fühle, daß Sie dieses vaterländische Gedicht wie mir gesagt wird, für mich allein bestimmen, so sehr würde ich mich freuen, es veröffentlicht zu sehen.

Auch Ihre Werke, denen ich von jeher mein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes Interesse zugewandt, haben nach hartem Kampfe den Widerstand der Pariser überwunden, und ich glaube und wünsche, daß denselben noch viele Siege, daheim und draußen, beschieden sein werden.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. von Bismarck.

In Berlin hat Bismarck als Minister das Opernhaus meines Wissens nie besucht, Wagners spätere Schöpfungen daher vermutlich nicht kennen gelernt.

Diese Erinnerungen darf ich mit der Bemerkung abschließen, daß, wenn der Reichskanzler musikempfänglich geblieben wäre, wie er es als Gesandter, Minister und Bundeskanzler war, ich 1872 nicht ins Ausland gegangen sein, sondern es als eine wichtige Lebensaufgabe betrachtet haben würde, zur gemütlichen Erfrischung des großen Mannes dauernd beizutragen, wie es mir eine Reihe von Jahren vergönnt gewesen ist."

86. Bismarck und Wagner.

An die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Bismarck und Wagner anknüpfend berichtet H. v. Poschinger einiges Neue über das Verhältnis Bismarcks zu Wagner; er erzählt u. a. von einem Besuche, den der Bayreuther Meister dem Altreichskanzler abstattete:

„Bismarck empfing Richard Wagner in kleinem Familienkreise mit derselben ausgesuchten Hofsitte, wie wenn er etwa den Minister eines verbündeten Staates zu begrüßen gehabt hätte. Wagner führte die Fürstin Bismarck zu Tisch, und es hätte den Meister gewiß nicht überrascht und ihm das Vorbringen seines Anliegens erleichtert, wenn Bismarck ihm auch nur ein klein wenig von der Bewunderung ausgesprochen hätte, die Wagner allerorts in der überschwänglichsten Weise zu finden gewohnt war. Woher sollte aber Bismarck diesen Enthusiasmus nehmen, da er nie die Zeit gehabt hatte, Theater zu besuchen, und da er die Schöpfungen Wagners niemals anders als in Fragmenten auf dem Klavier, im Konzertsaal oder von Militärmusiken zu vernehmen die Gelegenheit gehabt hatte. Aber auch abgesehen hiervon lag es so gar nicht in der Gewohnheit Bismarcks, jemandem Weihrauch zu streuen; er, der stets die größten Ansprüche an sich gestellt hatte, nahm hohe Leistungen anderer wie etwas Selbstredendes hin. Vielleicht wollte er auch nicht geradezu Hoffnungen erwecken, die in seinen Augen zurzeit auf keinen Fall einen Erfolg hatten. Genug, man sprach bei Tisch von vielen gleichgültigen Sachen, nur nicht von dem, was Wagners Sinn bewegte. Die olympische Ruhe Bismarcks schnitt dem Meister das Wort in der Kehle ab, und nach Tische war es so weit gekommen, daß kurze Zeit Bismarck an einem und Wagner an einem andern Tische saßen, um Bismarck die Männer, um Wagner die Damen. Die beiden größten Genien, welche das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht,

hatten aufeinander keine sich in irgend einem praktischen Ergebnisse verdichtende Anziehung ausüben können. Wie zwei große Mühlsteine tat einer dem andern Eintrag. Beide hatten Noten geschrieben, welche die ganze Welt in Erstaunen setzten, aber Wagner war seit 1848, von seiner Begeisterung für Kaiser und Reich abgesehen, über politische Dinge erhaben, und Bismarck sah in der Musik für sich persönlich in der Hauptsache nur ein Beruhigungsmittel für seine im Dienste des Vaterlandes geschwächten Nerven, und diesen Zweck erfüllten ihm Beethoven, Chopin, Weber und Mendelssohn wohl besser als Wagner, Liszt, Brahms oder Berlioz. Heterogene Größen sollen sich aber hüten, sich zu nähern; denn bestenfalls gehen sie, wie Wagner und Bismarck, nicht völlig befriedigt auseinander.

Das eine steht fest, daß sich von dieser Tischeinladung ab in die Begeisterung Wagners für Bismarck ein Tropfen Wermut gemischt hatte, und es gab einen Tag im Leben des Meisters, da die Verstimmung, die er von der Wilhelmstraße nach Hause gebracht hatte, auf ein Haar auch die Freundschaft zwischen Wagner und Lenbach gesprengt hätte. Es war der Tag, an welchem das Vorspiel zu „Parsifal" zum ersten Male dem König von Bayern in dem Münchener Hof- und National-Theater zu Gehör gebracht werden sollte. Die Aufführung war auf eine Nachmittagsstunde bestimmt, und nur Kosima Wagner und einige Getreue, darunter Lenbach, durften, von dem Könige nicht gesehen, dem musikalischen Ereignisse beiwohnen. Zur Glockenstunde, da Ludwig II. sein Erscheinen zugesagt hatte, war der Meister am Dirigentenpult; Minute auf Minute ging dahin, die Königsloge blieb noch immer leer. Man konnte Wagner wiederholt ungeduldig nach der Uhr greifen sehen; nun unterhielt er sich mit dem ersten Geiger, nach kurzen Zwischenräumen immer wieder den Kopf nach der großen Mittelloge kehrend. Der König schien heute ganz vergessen zu haben, daß die Pünktlichkeit die Höflichkeit von seinesgleichen sei. Der Meister durfte annehmen, daß sein großer Mäcen kaum den Augenblick erwarten könne, wo er ihm sein letztes Wort offenbarte, und nun ließ er über eine Viertelstunde auf sich warten, so daß sich vom Dirigenten aus des ganzen Orchesters eine Unruhe bemächtigte. Endlich kam Leben in die Hofloge, Hofbedienstete machten sich geschäftig zu tun, und als Ludwig II. erschienen war und Platz genommen hatte, klopfte Wagner an das Pult, und das Vorspiel begann. Der König war von dem

in seiner Art einzig dastehenden Tonwerk überwältigt, und wie einem, der nach langem Harren einen ersten Trunk getan, ergriff auch ihn die Sehnsucht nach nochmaligem Genuß. Ein weniger feinfühliger Komponist als Wagner würde sich über den Wunsch des Königs nach einer da-capo-Aufführung gefreut haben; ihm aber kam die Wiederholung wie eine Art von Profanation vor, und nur mit innerem Widerstreben nahm er zum zweiten Male den Taktstock in die Hand, um der hohen Weisung zu entsprechen. Die Begeisterung des Königs hatte sich nach der zweiten Aufführung womöglich noch erhöht; sie fand aber einen Wagner noch mehr befremdenden Ausdruck in dessen Begehren, zum Vergleiche mit „Parsifal" nun auch noch die „Lohengrin"-Ouvertüre vorgespielt zu bekommen. Das war für Wagner, an dessen feines Nervensystem der Tag schon zu große Ansprüche gestellt hatte, denn doch zu viel. Den Taktstock an den Kapellmeister abgeben und das Orchester verlassen war eins.

Es war vereinbart, daß nach der Separatvorstellung ein paar Getreue, darunter Lenbach, bei Wagner speisen sollten. Als es Zeit war, zu Tische zu gehen, bemerkte Kosima Wagner den Gästen, ihr Gemahl sei überaus gereizt nach Hause gekommen, vor Aufregung jetzt krank; man werde mit dem Speisen beginnen müssen, ohne auf ihn zu warten. Im Laufe des Mahles stellte sich indessen zu allgemeiner Freude der Meister ein, jedoch in fieberhaft erregter Stimmung; er hatte sichtbar das Bedürfnis, sich Luft zu machen, und wo jetzt das Gewitter einschlug, da ging es nicht ohne Flammen ab. Zuerst kam natürlich der König an die Reihe. Die Großen und Mächtigen der Erde dächten nur an sich, und mit einem nichts Gutes verkündenden Blick Lenbach aufs Korn nehmend, fuhr er fort: „Ob König oder Kaiser oder Bismarck, sie sind sich alle egal." Der Umstand, daß Lenbach Bismarck in Schutz nahm, goß nur noch Öl ins Feuer. „Lassen Sie mich doch mit Ihrem Bismarck in Ruh! Zeigt er auch nur das geringste Verständnis für das, was außerhalb seines Berufes liegt? Aber auch auf politischem Gebiete kann ich ihn nicht von Fehlern freisprechen." Und nun gab ein Wort das andere, und im Verlaufe des Rededuells zwischen Wagner und Lenbach entschlüpfte dem letzten das Scherzwort: „Wagners Musik sei ein Güterzug nach dem Himmelreich". Als Wagner mit geröteten Wangen die Tischgesellschaft wieder verlassen hatte, erhob sich auch Lenbach,

und er wollte nach Hut und Stock greifen, doch blieb er, von Kosima zurückgehalten; kurze Zeit später trat Wagner, ganz beruhigt, in den Kreis zurück, Lenbach in der liebenswürdigsten Weise die Hand reichend und durch den Zauber seiner Konversation alsbald die ganze Tischgesellschaft in seinem Banne haltend.

Nach diesem Zwischenfall zu dem Hauptthema zurückkehrend, bietet vielleicht noch ein Gespräch Interesse, daß ich etwa vor vier Jahren in Friedrichsruh mit dem Altreichskanzler über Richard Wagner führte. Man hatte sich von der Abendtafel erhoben, der Fürst hatte es sich auf seiner Chaiselongue bequem gemacht, die liebliche Baronin Merk hatte ihm die lange Pfeife angezündet; jetzt, dachte ich, ist der Moment günstig, den hohen Hausherrn etwas zu interviewen. „Darf ich an Eure Durchlaucht eine Anfrage richten, die mir schon lange auf der Zunge brennt? Richard Wagner soll von seinem Besuche bei Eurer Durchlaucht ein klein wenig enttäuscht nach Hause gegangen sein. Lag es denn nicht in Ihrer Macht, etwas für ihn zu tun?" Der Fürst erwiderte: „Ich habe den illustren Gast mit all der Rücksicht empfangen, die ihm gebührt, nur trat ich ihm mit leeren Händen gegenüber. Die Förderung von Kunst und Wissenschaft gehört, wie Sie wissen, nach der Reichsverfassung nicht zu den Gegenständen, worauf sich die Kompetenz des Reiches erstreckt. Es steht aber allerdings nichts im Wege, daß auch hierfür von Reichs wegen Gelder bewilligt werden. Ich erinnere an die Beiträge des Reiches für die Ausgrabungen in Olympia, für das Germanische Museum und für einzelne literarische Unternehmungen von nationaler Bedeutung. Der Reichstag könnte also immerhin auch für ein Kulturwerk, wie es die Bayreuther Festspiele sind, eine Summe votieren. Zu der Zeit aber, da Wagner eine solche Förderung im Auge hatte, waren die Verhältnisse danach nicht angetan. Es hätte erst der Beweis erbracht werden müssen, daß es nicht auch so gehe. Auch weiß ich wahrlich nicht, ob der König von Bayern nicht gefunden hätte, daß wir, wenn wir von Berlin aus Wagners Bestrebungen fördern, in seine Jagdgründe einbrechen wollen. Ein Mäcen ist für eine Sache von dieser Art weit förderlicher als der umständliche Apparat von Bundesrat und Reichstag."

„Ich verstehe" — erwiderte ich — „aber hätte dann nicht aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds etwas für Wagners Werk ausgeworfen werden können?"

„Derselbe wäre hierfür“ — entgegnete der Altreichskanzler — „nicht ausreichend gewesen; auch vergessen Sie ganz, daß der alte Kaiser alles weniger war als ein eingefleischter Wagnerianer. Die Sache war damals aussichtslos, doch ändern sich die Zeiten und die Menschen, und manches, was ich mit Aufwendung aller Kräfte nicht durchgebracht hätte, fällt einem späteren Kanzler spielend in den Schoß.“ Damit griff der Fürst nach einem Zeitungsblatt....“

87. Richard Wagners lebhafter Wunsch, nach Berlin zu kommen.

Bekannt ist, daß Wagner die unermüdlichsten Anstrengungen machte, um preußischer General-Musikdirektor zu werden, ebenso bekannt ist, daß die preußische Regierung mit dem „Revolutionär“ (nicht auf musikalischem Gebiete) nichts zu tun haben wollte. Weniger bekannt dürfte die nachstehende kleine Geschichte aus Wagners Leben sein. Eines Tages speisten König Ludwig II. und Bismarck zusammen, und auch Wagner befand sich in ihrer Gesellschaft. Ludwig II. feierte seinen Schützling Wagner, dessen lebhaften Wunsch er kannte, und nannte ihn den „Bismarck der Musik“. Bismarck stimmte uneingeschränkt in das Lob ein, und dies ermutigte Wagner zu der Bemerkung: „Es ist nur schade, daß ich nicht mit Ew. Durchlaucht in einer Stadt wirken kann!“ Lächelnd erwiderte Bismarck mit feiner Satire: „Das würde auch kaum möglich sein, denn ich habe keine Aussicht, nach München versetzt zu werden!“ Wagner hat nie wieder den Versuch gemacht, in preußische Dienste zu treten.

88. Kaiserin Augusta als Gegnerin Bismarcks.

Große Hindernisse bereitete dem Fürsten Bismarck in seiner leitenden Stellung als Ministerpräsident und Reichskanzler die prinzipielle Gegnerschaft der Kaiserin Augusta. Sie beeinflußte ihren hohen Gemahl zuweilen so stark, daß dieser um des häuslichen Friedens willen Bismarcks Anträgen widerstand, und letzter das Gefühl hatte, daß er eigentlich nicht den Kaiser, sondern dessen Gemahlin sich gegenüber hatte. Diese Kämpfe waren bei der herzlichen Anhänglichkeit, die Bismarck für die Person seines alten Herrn hatte, für ihn von aufreibenderer Wirkung als selbst die Kämpfe mit fremden Mächten oder feindlichen Parteien sie ihm verursachten.

Folgender Zug ist charakteristisch für den „Feuerkopf," wie Kaiser Wilhelm in vertraulichen Stimmungen seine Gemahlin nannte. „Als ich einmal," so erzählt Bismarck, „den geärgerten und darüber erkrankten Kaiser des Morgens aufsuchen mußte, um über eine höfische Demonstration zugunsten des Zentrums eine unter den obwaltenden Umständen dringliche Beschwerde zu führen, fand ich ihn im Bette und neben ihm die Kaiserin in einer Toilette, die darauf schließen ließ, daß sie erst auf meine Anmeldung heruntergekommen war. Auf meine Bitte, mit dem Kaiser allein sprechen zu dürfen, entfernte sie sich, aber nur bis zu einem dicht außerhalb der von ihr nicht ganz geschlossenen Tür stehenden Stuhle, und trug Sorge, durch Bewegungen mich erkennen zu lassen, daß sie alles höre. Ich ließ mich durch diesen, nicht den ersten Einschüchterungsversuch nicht abhalten, meinen Vortrag zu erstatten. An dem Abend desselben Tages war ich in einer Gesellschaft im Palais. Ihre Majestät redete mich in einer Weise an, die mich vermuten ließ, daß der Kaiser meine Beschwerde ihr gegenüber vertreten hatte. Die Unterhaltung nahm die Wendung, daß ich die Kaiserin bat, die schon bedenkliche Gesundheit ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen. Diese nach höfischen Traditionen unerwartete Andeutung hatte einen merkwürdigen Effekt. Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehen und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmann erfuhr, gesagt: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr ungnädig."

89. Die Vorliebe der Kaiserin Augusta für den Katholizismus.

Bemerkenswertes erzählt Fürst Bismarck über die Vorliebe für katholisches Wesen und ausländische Persönlichkeiten am Berliner Hofe und selbst in evangelischen Kreisen; insbesondere war diese Neigung bei der Kaiserin Augusta stark ausgebildet. So fand der französische Botschafter Gontaut-Biron, ein Gegner Bismarcks, bei dem Gedanken an die Wiederherstellung einer katholisierenden Monarchie in Frankreich bei der hohen Frau Anknüpfungspunkte

einerseits in deren Vorliebe für katholisierende Elemente in und neben dem Zentrum, mit denen die Regierung im Kampfe stand, andererseits in seiner Eigenschaft als Franzose, die in den Jugenderinnerungen der Kaiserin aus der Zeit ohne Eisenbahnen an deutschen Höfen fast in gleichem Maße wie die Eigenschaft des Engländers zur Empfehlung diente. Ihre Majestät hatte französisch sprechende Diener, ihr französischer Vorleser Gerard fand Eingang in die kaiserliche Familie und Korrespondenz. Bei den alten langsamen Verkehrsmitteln war früher an den deutschen Höfen ein Ausländer, besonders ein Engländer oder Franzose fast immer ein interessanter Besuch, nach dessen Stellung in der Heimat nicht ängstlich gefragt wurde; um ihn hoffähig zu machen, genügte es, daß er „weit her" und eben kein Landsmann war.

Auf demselben Boden erwuchs in ausschließlich evangelischen Kreisen das Interesse, welches die fremdartige Erscheinung eines Katholiken und besonders die eines Würdenträgers der katholischen Kirche damals am Hofe einflößte. Es war zur Zeit Friedrich Wilhelms III. eine interessierende Unterbrechung der Einförmigkeit, wenn jemand katholisch war. Ein katholischer Mitschüler wurde ohne jedes konfessionelle Übelwollen mit einer Art von Bewunderung wie eine liebenswerte Erscheinung und nicht ohne Befriedigung darüber betrachtet, daß ihm von der Bartholomäusnacht, von Scheiterhaufen und dem 30jährigen Kriege nichts anzumerken war. Im Hause des Professors Savigny wurde den Kindern, wenn sie 14 Jahre alt waren, die Wahl der Konfession freigestellt; sie folgten der evangelischen Konfession des Vaters mit Ausnahme eines Altersgenossen Bismarcks, des nachmaligen Bundestagsgesandten und Mitbegründers des Zentrums.*) In der Zeit, als beide Primaner oder Studenten waren, äußerte er sich einmal ohne jede die evangelische Konfession bekämpfende Färbung über die Motive der von ihm getroffenen Wahl und führte dabei die imponierende Würde des katholischen Gottesdienstes, dann aber auch den Grund an, katholisch sei doch im ganzen vornehm, „protestantisch ist ja jeder dumme Junge".

---

*) Er erklärte in der Sitzung des Bundesrates vom 14. Juni 1866 den Bundesvertrag für erloschen, nachdem der Bundestag die Bundesexekution gegen Preußen beschlossen hatte, und verließ den Sitzungssaal.

90. Oben und unten an der kaiserlichen Hoftafel.

Eine das hochentwickelte Selbstbewußtsein Bismarcks charakterisierende Episode erzählt Maximilian Harden in der „Zukunft“. Einmal hatte die Kaiserin Augusta herausgefunden, die Frauen der Minister säßen an der Hoftafel „weiter oben“, als dies ihrem Range gebühre. Eine Hofdame erhielt den schwierigen Auftrag, zu ermitteln, wie sich der gefürchtete Reichskanzler zu einer Änderung stellen würde. Seine Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Meine Frau,“ sprach er, „gehört zu mir und darf nicht schlechter placiert werden als ich. Mich aber können Sie setzen, wo's Ihrer Majestät beliebt. Wo ich sitze, ist immer oben.“ Sprach's und kehrte der über diese Freimütigkeit bestürzten Hofdame den Rücken zu.

91. Blicke in Bismarcks Inneres.

In den Jahren aufreibender Kämpfe mit den politischen Parteien, besonders zur Zeit des Kulturkampfes (Kullmannsches Attentat: 13. Juli 1874), ließ Fürst Bismarck einmal jemand einen Blick in sein Inneres tun, der tief erschütternd ist für jeden, der nicht vor Haß versteinert ist. Er sprach davon, daß er soviel bis in die Morgenstunden hineingearbeitet, bis es ihm unmöglich war, des Nachts zu schlafen. „Die Stille nach Mitternacht,“ sprach er, „ist schrecklich, sie weckt alle bösen Geister meines Gemüts und läßt mich ein Opfer meiner Phantasie werden, denen zu entgehen ich aufstehen und lesen oder schreiben muß. Bei vielen derartigen Gelegenheiten habe ich Debatten im voraus gedacht, die Gegner sprechen lassen und meine Erwiderung gegeben, auch bin ich aus Furcht, meine anscheinend so effektvollen Gedanken und Worte zu vergessen, aufgestanden und habe dieselben sorgfältig zu Papier gebracht. Nie habe ich dieselben jedoch für brauchbar gefunden, sie waren stets zu subtil, um unter praktischen Leuten verwendbar zu sein, und Papier und Tinte, die sich stets an der Seite meines Bettes befinden, waren nutzlos verschwendet. Wenn der erste Lärm des Tages sich bemerkbar macht, fange ich an zu schlafen.“

92. Bismarcks Urteile über seine Zeitgenossen.

In einer von Heinrich von Poschinger herausgegebenen Broschüre, betitelt: „Bei Robert von Keudell“, erzählt der Verfasser inter-

essante Äußerungen Bismarcks über einige seiner hervorragenden Zeitgenossen, zu denen er Beziehungen hatte. Bemerkenswert ist, daß Bismarck der erste war, welcher behauptete, daß Napoleon III. von der gemütlichen Seite begabt war und nicht gerade einen durchdringenden Verstand besitze. Den Kaiser Nikolaus von Rußland erklärte Bismarck für eine ausnahmsweise imponierende und zugleich gewinnende Erscheinung, die aber leider nicht frei von Vorurteilen sei. Bismarck sagte von ihm in Frankfurt einmal: „Wenn man dem Kaiser klargemacht hätte, der kürzeste Weg von hier, aus der Gellusstraße, nach dem Eschenheimer Tor sei zu finden, wenn man die dazwischen liegenden Häuser einreiße, so wäre er imstande gewesen, sofort eine Axt zu nehmen, und die Wände einzuschlagen; dabei war seine Persönlichkeit so hinreißend, daß ich ihm dabei wahrscheinlich geholfen hätte.“ Am Könige Viktor Emanuel erkannte er den rückhaltlosen Freimut an, mit dem dieser einmal äußerte, er hätte 1870 gegen die Preußen gekämpft, wenn ihn seine Minister nicht zurückgehalten hätten. In dem Herzoge Ernst von Koburg hat Bismarck dagegen bis 1866 einen gefährlichen Gegner erblicken müssen, da dieser wiederholt beim Könige gegen die Bismarcksche „Gewaltpolitik“ eiferte. Als aber der Herzog 1866 sogleich an Preußens Seite trat, änderte sich das Verhältnis. In Nikolsburg fanden häufige Besprechungen statt, und als Bismarck einmal gefragt wurde, wie er denn jetzt mit dem Herzoge stehe, sagte er scherzend: „Nun, er hat weinend an meinem Busen gelegen.“ Von Cavours Persönlichkeit hatte Bismarck bei Gelegenheit einer Begegnung in Baden-Baden den angenehmsten Eindruck gewonnen. Als in den sechziger Jahren einmal erwähnt wurde, daß Dr Bamberger geneigt wäre, Cavour höher zu stellen als Bismarck, äußerte der letztere lächelnd: „Das ist ganz natürlich; einem Liberalen muß Cavour besser gefallen als ich.“ Auch Fürst Gortschakow schätzte Bismarck hoch, bis sich nach 1870 das Verhältnis beider trübte. In den sechziger Jahren erzählte Bismarck, er habe sich einmal Gortschakow gegenüber seinen Schüler genannt, worauf der letztere artig erwidert habe, daß Bismarck sich vielleicht zu ihm verhalten möge, wie Rafael zu Perugino. Bismarcks Freundschaft mit Peter Schuwalow ist bekannt. Poschinger berichtet ferner, daß Schuwalow später einmal Bismarcks geistige Überlegenheit beim Berliner Kongresse hervorhob und bemerkte: „Er ließ uns einschwenken wie Unteroffiziere, und alle ließen sich diese Behandlung gefallen.“

93. Fürst Bismarck und ein lauenburgischer Bauer.

Aus dem Kreise Herzogtum Lauenburg wird geschrieben: Aus dem Nachlaß des lauenburgischen Volksdichters Heinrich Burmester hat Professor Gaedertz eine kleine Geschichte in sein neuestes Buch „Was ich am Wege fand" aufgenommen. Die kleine Erzählung handelt von dem alten Bauer Schuhmacher aus Kröppelshagen, der den Fürsten Bismarck bei seinem Einzug in Friedrichsruh kennen lernte.

Der Fürst, begleitet von seiner Gemahlin, richtete an Schuhmacher die Frage: „Wo sind Sie denn her?" — „Ja, weeten S', Herr Fürst, ick bün ut Kröppelshagen, wat dor an de Chaussee un an Se Ehr Feldscheid liggt," und dabei wies er nach der Richtung hinüber. — „So, also aus dem Dorf mit den schönen Häusern?" — „Ja, Herr Fürst, dat seggen S' woll, schön Hüser hewwt wi, un wat dor inhört, hewwt wi jo ok to. Wenn S' mi de Ehr mal andohn wulln un mi besöken dehn, kunn'k Se mit en Fröhstück upwohrn. Frisch Bodder, söt Melk, Schinken, Eier, eegenbackt Brot un wat sünst so hinhört, awers Geld, könen S' nich bi uns besehen!" — Dabei schlug er sich auf die Hosentasche, schüttelte den Kopf und wiederholte, ein recht süßsaures Gesicht machend, „ne, Geld heww wi nich!" — „Aber ich sollte meinen, wo so schöne Häuser sind, da sollte auch Geld sein." — „Ne, Herr Fürst, dat hewwt wi hat," erklärte Schuhmacher, und indem er dabei wohl daran denken mochte, daß Lauenburg auch seine Lasten dafür bekam, und nicht weniger als 2 Millionen dänischer Taler bezahlte, damit die Bewohner wieder ein Vaterland hätten, fügte er hinzu: „Dat hett de Preuß uns afhalt!" Bismarck lachte und wandte sich an seine Gattin: „Johanna, was sagst du?" — „'s ist köstlich," versetzte die Fürstin. — In dieser Weise ging die Unterhaltung weiter. Das Gespräch kam auch darauf, Friedrichsruh durch Ankauf benachbarter Höfe und Ländereien zu vergrößern. Der alteingesessene Bauer erteilte Ratschläge, warnte aber vor dem Erwerb eines sehr sandigen Geweses. „Und warum?" fragte der Fürst. — „Ja, dor is noch keen Minsch opstorben." — „Aber dann muß es dort ja sehr gesund sein." — „Ja, Herr Fürst, dat seggen Se woll, äwers se lopt vörher man ümmer wedder weg!" — Beim Abschied schüttelte der Bauer dem Fürsten die Hand und sagte treuherzig: „As ick man seggen wull, son'n Mann as

Se sünd, de hett woll in de Welt sin Anfechtungen, äwers bliewen Se mal hier man ümmer bi uns, wi dohn Se nix, ne, wi dohn Se nix."

Als ein paar Jahre darauf das Attentat auf Bismarck in Kissingen geschah, wehklagte der alte Bauer zu Kröppelshagen: „Wat heww ick seggt? Harr he nich bi uns bliewen kunt, de oll Türbüx? Wi dohn so wat nich! — De oll Türbüx," sagte er nochmals in einem Ton, als wenn eine Mutter ihrem Kinde einen Vorwurf macht und doch zugleich sagen will: laß nur gut sein, du bist doch mein Bestes, ja mein Allerbestes bist du! — Ick heww em't god nog seggt; äwers wen nich to raden, den is nich to helpen; harr he nich bi uns bliewen kunt?" — Viel Beileid wurde dem Reichskanzler von hoch und niedrig ausgesprochen im ganzen deutschen Vaterland, und ihm bezeugt, wie wert er allen sei; als er aber erfuhr, wie Bauer Schuhmacher seiner Teilnahme Ausdruck verliehen, soll ihm das nicht am schlechtesten gefallen haben. Bis zuletzt bewahrte er ihm seine Sympathie.

94. Wie Bismarck englisch sprach.

Wie großartig die Sprachkenntnisse Bismarcks waren und seine Fähigkeit, sich in den Geist einer Sprache hineinzudenken, zeigt folgendes Erlebnis, das der Regierungspräsident a. D. Gustav von Diest in seinem Werk „Aus dem Leben eines Glücklichen, Erinnerungen eines alten Beamten" erzählt: Der amerikanische Gesandte Bancroft besuchte mich einige Tage in Danzig (wo von Diest von 1869 bis 1876 Regierungspräsident war), um diese Stadt kennen zu lernen. Danziger Kaufleute, die ich ihm zu Ehren zum Mittagessen eingeladen hatte, wollten alle mit ihrer guten englischen Sprache vor dem berühmten amerikanischen Gerichtsschreiber paradieren; Bancroft aber blieb dabei, ihnen in deutscher Sprache, welche er fehlerlos beherrschte, zu antworten. Als nun einer meiner Gäste meinte, er spreche nicht gut genug englisch, erklärte Bancroft: „Nein, Sie sprechen vortrefflich, aber ich habe mir zum Grundsatze gemacht, daß ich, solange ich in Deutschland bin, nur deutsch sprechen will." Da warf ich ihm ein, daß ich ihn oft genug im Gespräch mit Bismarck habe englisch sprechen hören. „Ja," erwiderte Bancroft, „mit Bismarck, das ist etwas anderes, denn seine englische Ausdrucksweise ist sprachlich so belehrend für mich,

er braucht namentlich so wunderbare Eigenschaftswörter, daß ich mir niemals habe nehmen lassen wollen, aus Bismarcks Munde die englische Sprache zu hören."

95. Bismarcks gutes Gedächtnis.

Man schreibt der „Frankf. Ztg.": Der verstorbene preußische Landtagsabgeordnete von Bandemer-Selesen erzählte mir einst folgende, wenig bekannte Episode aus dem Leben des Fürsten Bismarck: „Wenn man auf der Kleinbahn Stolp (in Pommern)-Dargeröse an der Station Selesen vorüberfährt, sieht man bald am Saume des Selesener Waldes, an einem Kaulen (Grube) einen Denkstein, der diese Inschrift trägt: „Fürst Bismarck stürzte hier in den Russen-Kaulen im Jahre 1860. von Bandemer-Selesen." Ich habe mich vor einigen Jahren bei Herrn von Bandemer nach der Ursache dieses Denksteins erkundigt, und aus dessen Munde folgendes erfahren: Der Unfall passierte, als Bismarck, damals Gesandter in Petersburg, mit den Herren von Bandemer-Gambin und von Bandemer-Selesen auf einer Hetzjagd mit Windhunden begriffen war. Nach dreißig Jahren erzählte der Fürst bei einem Frühschoppen im Reichskanzler-Palais in Berlin dem Abgeordneten Dr Windthorst in Gegenwart von Herrn und Frau von Bandemer-Selesen, daß er bei jener Gelegenheit gestürzt sei, „in der Gegend eines Katens, wie wir so eine Hütte in Pommern nennen, und der hieß, wenn ich nicht irre," fügte der Fürst hinzu, „Strijontke-Katen"." „Sie wissen auch das noch!" fragte Herr von Bandemer, überrascht von dem außergewöhnlichen Gedächtnis des Fürsten, das ihn selbst den kassubisch klingenden Namen des Katens hatte genau behalten lassen. „Nun ja," erwiderte der Fürst, „ich war doch schon in den fünfziger Jahren und habe den Sturz lange in den Knochen gefühlt. Außerdem verlor ich bei dieser Gelegenheit mehrere Achtgroschenstücke, die ich lose als Trinkgeld bei mir hatte. Daher habe ich alles genau behalten."

96. Bismarcks umfangreiches Wissen.

Auch der zu früh verstorbene Hans Kleser ist der Gast des Fürsten Bismarck gewesen und hat staunend die Kunst der Unterredung gerühmt, die dem Hausherrn eigen war: „Es wird wohl," so schrieb

er kurz vor der Wiener Reise, „zum zweiten Male auf Erden eine von der Person des Gastherrn so überstrahlte Tischgesellschaft nicht geben, die in zwangloser Unbefangenheit und so natürlicher Freimütigkeit sich bewegt, wie die Gesellschaften in Friedrichsruh, wo, bei Speise und Trank, bei Pfeife und Zigarre, der Wirt ebenso freigebig von seinen reichen Lebenserfahrungen mitteilt, wie die Gäste dankbar und glücklich dann empfangen. Das Gedächtnis des Fürsten ist staunenswert. Zu welchem Gebiete auch die Unterhaltung in ihren Sprüngen sich wenden mag, der Fürst wird sicher immer aus eigener Erfahrung, Anschauung, Auffassung etwas Neues und Überraschendes beisteuern, mag man von den Eigentümlichkeiten der Rhetorik des Demosthenes oder der Schilderungs- und Erzählergabe des Herodot, Livius, Gibbon plaudern, Byron oder Bodenstedt kritisieren, Erinnerungen aus der mittelalterlichen, englischen oder der vormärzlichen deutschen Geschichte auffrischen, über den Wert und die Fehler dieser oder jener englischen Faustübersetzung urteilen." Ich selbst erinnere mich, daß, als das Gespräch sich einmal der Entdeckung von Amerika zuwandte, Fürst Bismarck alsbald von den ersten Seefahrern sprach, die dorthin gelangten, von Leif Erikson und seinem Vater Erik, von der Expedition des Thorfinn Karlsevne, von Helluland und Winland, und daß er die These aufstellte und glänzend verfocht, daß Kolumbus vor seinen Reisen in Island gewesen sein müßte. (Dr. Paul Liman.)

97. Der Frühschoppen beim Reichskanzler.

Um die Parteien unter den Abgeordneten einander näher zu bringen und die schroffen Gegensätze mehr abzuschleifen, versammelte Fürst Bismarck die Sendboten des Volkes häufig zu einem Frühschoppen oder zu einem „parlamentarischen Diner" im Reichskanzlerpalais, Wilhelmstraße 77, um sich. Nicht wie Feinde standen sich hier diejenigen gegenüber, welche sich im Reichs- oder Landtage bitter bekämpften, sondern wie Leute, welche die Person von der Sache trennen. Und mancher zeigte den ernsten Willen, sich vom Gegner unterrichten zu lassen. Wie es in solchen Zusammenkünften herging, beweist die „vertrauliche Besprechung bei einem Frühschoppen". Der Abgeordnete Windthorst, der sich oft feindlich gegen den Reichskanzler gezeigt hatte, war zugegen und man sprach zuerst

von der Bezeichnung „Frühschoppen-Besprechung". Um diese Zeit hatte Windthorst im Abgeordnetenhause eine scharfe Rede gegen den Frühschoppen der Studenten gehalten, denn diese arte fast immer aus und mache die jungen Leute unfähig zum Arbeiten. Der Reichskanzler erinnerte daran und sagte, der Frühschoppen sei gar nicht so übel, als der Abgeordnete Windthorst sich das vorstelle. Schon die alten Deutschen hätten beim Frühschoppen gesessen, und es sei durch eine lange Erfahrung bekannt, daß sich die Meinungen beim Trinken milderten. In ähnlicher Weise wurde Windthorst von vielen scherzhaft angegriffen, und er verteidigte sich in derselben Art. Große Heiterkeit aber brach aus, als eine Depesche aus Rostock an Windthorst eintraf, die auf die den Frühschoppen verurteilende Rede anspielte und so lautete: „Exzellenz! Einen Frühschoppen? Na! Na! Es kommt Ihnen einen Ganzen. Der Frühschoppen bei Friemann in Rostock."

Windthorst sandte sofort das Telegramm zurück: „Probieren geht über Studieren. Komme nach!"

98. Bismarck in Afrika.

Ein Mitglied des Reichstages fragte einmal den Fürsten Bismarck, ob die Nachricht begründet sei, daß er, um das Terrain kennen zu lernen, Kamerun und Angra Pequena bereisen würde. „Vielleicht!" erwiderte der Fürst lächelnd, — „doch unter uns, lieber H., natürlich nur auf dem Kamel, das diese Nachricht aufgebracht hat!"

99. Bismarck und Freiherr von Mittnacht.

Von den Staatsmännern und Politikern, die an der Wiege des jungen Reiches gestanden haben, sind nur noch ganz wenige übrig. Von diesen wenigen aber wird keiner zu finden sein, der unmittelbarer an der Gestaltung der neuen Dinge beteiligt war, keiner auch, der länger mitten im scharfen Getriebe des politischen Lebens mit gearbeitet hat, als der frühere württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht. Wenn er das Wort ergreift, um aus dem Schatz seiner Erinnerungen an den ersten Kanzler Mitteilungen zu geben, so bedarf es keines besonderen Appells an unsere Aufmerksamkeit. Wir wissen, daß Mittnacht, der mehr als drei Jahrzehnte, seit 1867, wo er württembergischer Justizminister und Ab-

geordneter zum Zollparlament wurde, bis zu seinem im November 1900 erfolgten Rücktritt von der Leitung der Staatsgeschäfte oftmals in sehr nahe Berührung mit dem Kanzler getreten ist. Nach der Lektüre seiner kleinen Schrift, die 1904 unter dem Titel „Erinnerungen an Bismarck“ bei Cotta in Stuttgart erschienen ist, kommt es uns im Gegenteil vor, als habe er noch nicht alles gesagt, was er von Erinnerungen an Bismarck erzählen könnte. Manches, was wir über den Charakter und die Persönlichkeit Bismarcks in dem Schriftchen lesen, mutet uns bekannt an. Immerhin kommen auch hier zu dem im großen doch feststehenden Bilde neue, markante Striche hinzu, ganz abgesehen davon, daß es an sich nicht gleichgültig sein kann, wie eine Persönlichkeit von der welthistorischen Bedeutung Bismarcks einem so scharfen und aufmerksamen Beurteiler erschienen ist.

Den Ministern der Mittelstaaten, so erfahren wir, deren Besuche in Berlin in der ersten Zeit des Reichsbestandes häufiger als in späteren Jahren waren, ist der Kanzler stets mit größter kollegialer Liebenswürdigkeit entgegengekommen. Sein Benehmen scheint indessen nicht immer von der gleichen Höflichkeit gewesen zu sein. Wir lesen nämlich, daß der Erzähler selbst, wenn er im Namen der württembergischen Regierung den Vorschlägen des Kanzlers nicht zustimmen konnte, bei der nächsten Begegnung von diesem „übersehen“ wurde, wenn auch eine dauernde persönliche Mißstimmung nicht zurückblieb. Im Gegenteil besserten sich die Beziehungen der beiden Staatsmänner in demselben Grade, in welchem Mittnacht es verschmähte, dem Kanzler zu schmeicheln oder sich ihm aufzudrängen. Überhaupt muß der württembergische Ministerpräsident in der Achtung des Fürsten sehr hoch gestanden haben. Denn als im Jahre 1888 die Stellung des Freiherrn von Mittnacht bei König Karl aus nicht politischen Gründen als erschüttert galt, richtete der Kanzler an den Stellvertreter des abwesenden Königs, den damaligen Kronprinzen, jetzigen König Wilhelm, ein Schreiben, in dem er auf die hervorragende Stellung hinwies, die die württembergische Vertretung in Reichssachen infolge der persönlichen Eigenschaften des Ministerpräsidenten genieße, und die mit einem Personenwechsel verloren gehen würde.

Was uns sonst über das Verhältnis des Kanzlers zu seiner Umgebung und seinen Untergebenen gesagt wird, bestätigt im wesent-

lichen bereits bekannte Tatsachen. Der geschäftliche Verkehr mit ihm war nicht leicht. Er suchte und erwartete weniger Rat und Mitarbeit als bereitwillige Folgeleistung. Wo er den Anregungen und Vorschlägen anderer folgte, da geschah es unter dem Vorbehalt, sie zu prüfen, umzugestalten, wieder fallen zu lassen und im Falle des Mißlingens die Verantwortung dafür von sich abzulehnen. An den meisten Personen, mit denen er häufiger in Berührung kam, hatte er etwas auszusetzen, und seine Kritik an ihnen war mehr streng als wohlwollend. Seine wirklichen oder eingebildeten Gegner beurteilte und behandelte er unnachsichtlich und schroff, und es gehörte zu seinen unangenehmen Eigenschaften, daß er im Einzelfalle bei ihnen unlautere Beweggründe suchte. Diese Mitteilung ist leider durch zahlreiche Beispiele aus dem Parlament, in dem gerade dadurch die Kämpfe so erbittert wurden, bestätigt. Freiherr von Mittnacht fand ihn mißtrauisch und leicht geneigt, Ränke und Feindschaften zu wittern, auch wo sie nicht vorhanden waren. Trotzdem zollt ihm der Verfasser hohe Bewunderung für seine staatsmännischen Eigenschaften. Seine Nervosität, Reizbarkeit und Ungeduld wird durch die Größe des Werkes, das er geschaffen, erklärt und entschuldigt.

Über eine Anzahl Unterredungen, die der Verfasser mit Bismarck hatte, werden noch manche Einzelheiten mitgeteilt. So wird erwähnt, daß Bismarck im Frühjahr 1878 ernstlich daran dachte, den Freiherrn von Varnbüler zum preußischen Finanzminister zu ernennen. Der Plan scheint aber an dem Alter des damals bereits nahezu Siebzigjährigen, dessen Einfluß auf die Wendung in Bismarcks Wirtschaftspolitik wohl bekannt ist, gescheitert zu sein. Kurze Zeit später wurde Hobrecht ernannt. Bei dieser Gelegenheit wird eine für den ersten Kaiser charakteristische Äußerung angeführt. Bismarck erzählte Herrn von Mittnacht, er habe schon früher einmal Freiherrn von Varnbüler als preußischen Finanzminister genannt. Der Kaiser habe gesagt: „Sind wir denn so arm in Preußen, daß wir den Finanzminister von auswärts holen müssen?"

Auch nach dem Sturze des Fürsten hat das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Staatsmännern angedauert. Am 17. Mai 1890, zwei Monate nach Bismarcks Verabschiedung, stattete ihm Freiherr von Mittnacht, und zwar nicht etwa heimlich, in Friedrichsruh einen Besuch ab. Das letzte Mal besuchte er ihn am 25. und 26. August in Kissingen. Bei dieser Gelegenheit sprach der

Fürst auch ziemlich unvermittelt von einer „Versöhnung" und machte dabei einige Bemerkungen, die ein gewisses Entgegenkommen zeigten. Diese wurden dann bei dem im folgenden Monat erfolgten Besuch des Kaisers in Stuttgart sowohl von Herrn von Mittnacht als vom König dem Reichskanzler und dem damaligen deutschen Botschafter in Wien, Grafen Eulenburg, mitgeteilt. Beide erklärten zwar den Besuch des Freiherrn von Mittnacht in Anbetracht des Auftretens des verabschiedeten Kanzlers für nicht zeitgemäß, aber einige Monate später, im Januar und Februar des folgenden Jahres, fanden die bekannten Versöhnungsbesuche Bismarcks in Berlin und des Kaisers in Friedrichsruh statt. Ein letzter für August 1898 angekündigter Besuch des Verfassers bei Bismarck wurde durch den inzwischen eingetretenen Tod des Kanzlers unmöglich gemacht.

100. Das verkannte Staatsgeheimnis.

In dem im vorigen Abschnitt erwähnten kleinen Werke: „Erinnerungen an Bismarck", erzählt Freiherr von Mittnacht auch folgende heitere Episode, die sich einst bei einer der nicht seltenen Kaffeekonferenzen mittelstaatlicher Minister beim Fürsten Bismarck abspielte:

Nach einer Tafel, zu welcher die nach Berlin gekommenen Minister der größeren Bundesstaaten geladen waren, hatte der Kanzler in längerem Vortrag über einen Gegenstand sich verbreitet, welcher die Einzelstaaten nahe berührte. Der Vortrag war weniger fließend geworden; dann schwieg der Kanzler, sah im Kreise umher und sagte: „Herr von Mittnacht! Wollen Sie mit mir in mein Arbeitszimmer kommen!" Ich erhob mich und wir verließen das Zimmer, in welchem die übrigen Herren, einigermaßen verblüfft durch die Sonderbesprechung mit dem württembergischen Minister, zurückblieben. Der voranschreitende Fürst hielt zu meinem Erstaunen in seinem Arbeitszimmer nicht an, sondern ging, von mir gefolgt, weiter in sein Schlafzimmer, wo rechts und links von der Bettstelle zwei Nachttischchen standen. Zu einem derselben ging der Fürst, indem er mir das andere mit den Worten anwies, er habe doch, um die Herren allein zu lassen, eines Vorwands bedurft und gedacht, ich werde gern mitgehen. Darauf gingen wir in das Kaffeezimmer zurück, wo die Herren mit gespannter Erwartung auf eine wichtige

Eröffnung uns entgegensahen. Eine solche erfolgte aber nicht, der Fürst kam auf das frühere Thema nicht zurück, sondern sprach von gleichgültigen Dingen, und man empfahl sich. Noch auf der Treppe wurde ich von den Kollegen mit Fragen bestürmt über die Mitteilungen, die der Kanzler mir gemacht habe. Ich nahm zuerst im Scherz eine wichtige Miene an und erklärte, noch nichts sagen zu dürfen. Dann aber erzählte ich offen, was vorgegangen war. Meine Erzählung begegnete indes dem entschiedensten Unglauben und wurde trotz meinem Beharren für einen schlechten Scherz erklärt. Man trennte sich rascher und kühler als sonst, und ich dachte beim Nachhausegehen, was wohl die Herren über den geheimnisvollen Zwischenfall nach Hause berichten werden.

101. Bismarcks Gründlichkeit.

Über diesen Charakterzug des Fürsten erzählt der Geheimrat von Rottenburg folgende Erinnerung:

Eines Tages erschien Bismarck in sehr heiterer Laune beim Frühstück und erzählte: „Der alte X. war bei mir. Seine historischen Kenntnisse waren meines Wissens nie ganz einwandfrei. Wenn ich nicht irre, ließ er einmal die Kleopatra über den Rubicon gehen. Mit seiner klassischen Bildung hapert es. Als ich ihn fragte: „Was halten Sie eigentlich von dem Z.? Ist der Mann integer?"*) antwortete er mir: „Integer? Durchlaucht! — teger ist er, teger im höchsten Grade." Der Fürst war unendlich gründlich und bereitete dadurch seinen Mitarbeitern manche Qual. Einmal geschah es, daß er im Deutschen Reichstage das Wort Cäsars angeführt hatte: „Lieber im Dorfe der erste — ich habe den Namen des Dorfes augenblicklich nicht im Gedächtnis —, als der zweite in Rom". — Als er am späten Abend beim Durchlesen des stenographischen Protokolls an diese Stelle kam, ließ er Rottenburg rufen und bat ihn, den Namen des Dorfes ausfindig zu machen, auf das Cäsar Bezug genommen hätte. „Ich will nicht," fügte er hinzu, „daß die Leute mich der historischen Unwissenheit zeihen, wenn sie in meiner Rede die nähere Bezeichnung des Dorfes vermissen." Rottenburg meinte darauf, das Dorf wäre seines Wissens nicht bekannt und könne wohl auch nicht bekannt sein, da Cäsar jene Bemerkung hätte fallen lassen, als er auf dem Wege

*) unbescholten.

nach Spanien an einem hoch in den Alpen gelegenen, ihm völlig fremden Dorfe vorbeizog. Cäsar werde wohl, auf das Dorf hinweisend, dies berühmte Wort gesprochen haben. Der Kanzler erwiderte, er entsinne sich aus seiner Schulzeit, daß man dem Dorfe einen Namen gegeben habe. Da Rottenburg sich aus den in der Reichskanzlei vorhandenen Büchern keine Auskunft verschaffen konnte, fuhr er noch in der Nacht zu einem Freunde, der auf dem Gebiete der geflügelten Worte eine Autorität war; aber auch dieser vermochte den Namen nicht anzugeben. Ebensowenig der Staatssekretär des Reichspostamts, Herr von Stephan, der längere Zeit nach dem Namen geforscht hatte. Einige Jahre später kam Rottenburg Mommsen gegenüber auf die Sache zu sprechen, und dieser bestätigte ihm, daß der Name des fraglichen Dorfes nicht bekannt sei. So quälte der unermüdliche Fürst sich und andere.

102. Eine Bismarck-Erinnerung des Gesandten der Vereinigten Staaten Nordamerikas in Berlin, George Bancroft.

Vor einiger Zeit erschienen in einer englisch-amerikanischen Zeitschrift die Erinnerungen George Bancrofts, deren bedeutendster Teil aus den Jahren seiner diplomatischen Tätigkeit in Berlin stammt. Im Vordergrunde der diplomatischen Welt stand natürlich die Monumentalfigur Bismarcks. Bancroft war eifrig bemüht, Bismarck so genau als möglich kennen zu lernen. Im Auswärtigen Amt beschrieb ihm einmal der bekannte Direktor von Philippsborn Bismarcks Arbeitsweise. Er gibt tüchtigen Männern seine Aufträge und sieht dann — so berichtete Herr von Philippsborn — das, was sie geleistet haben, durch. „Er haßt es, mit einem auswärtigen Vertreter über eine Sache zu reden, deren er sich nicht vollständig Meister fühlt, und verschiebt die Unterhaltung, bis er fertig ist. Er hält sich an die großen Punkte, vernachlässigt die Kleinigkeiten und kümmert sich nicht um sie; und natürlich ist er dadurch nicht größer, sondern kleiner. Friedrich der Große, Washington, Wellington vernachlässigten keine Einzelheit. Die größten Männer sind nicht weniger groß in ihrer Aufmerksamkeit auf die kleinsten Dinge, wie auf die allgemeinen Gesichtspunkte. Bismarck liest ein Schriftstück auf einen Blick durch, sieht sogleich die Zentralidee, auf der die Entscheidung

aufzubauen ist, erkennt eine Schwäche in einer Beweisführung sofort, setzt eine kurze, einschneidende Bemerkung an den Rand und diese eine Note ist voll von Gedanken. Er ist von Natur heftig und kann reizbar und ungeduldig sein.“ Dies ist die Schilderung Bismarcks aus dem Munde eines seiner langjährigen und treuen Mitarbeiter. Bancroft selbst hatte jedoch keine Ursache, über Bismarcks Heftigkeit oder Reizbarkeit zu klagen, denn der Kanzler kam ihm immer mit großer Liebenswürdigkeit entgegen und gab ihm seine Wertschätzung stets unverhohlen zu erkennen.

103. Die rote Mappe.

In der „Deutschen Revue“ teilt S. Münz eine Reihe von Gesprächen mit, die er in Norderney mit dem Geheimen Rat Dr. von Rottenburg über Bismarcks Sozialpolitik gehabt hat. Aus diesen Gesprächen, in denen der ehemalige Chef der Reichskanzlei interessante Beiträge zur Charakteristik des Fürsten liefert, sei hier eine kleine Begebenheit mitgeteilt: Geh. Rat von Rottenburg erzählt: „Ich wünschte, es wäre mehr Leuten vergönnt gewesen, in die geistige Werkstatt Bismarcks zu sehen, ihn bei dieser Feinarbeit zu beobachten. Auch von der eminenten Sorgfalt des Fürsten haben nur wenige eine Ahnung. Ich will Ihnen ein kleines Beispiel dafür geben. Ich hatte von dem Fürsten ein für allemal den Auftrag, wenn ein Besucher zu lange bei ihm weilte, eine rote Mappe mit einem beliebigen Aktenstück durch einen Kanzleidiener in sein Arbeitszimmer zu schicken. Rote Mappen bedeuten nämlich eilige Sachen. Half das nicht, so fand in kurzen Zwischenräumen eine Steigerung der Winke zum Weggehen statt, bis zuletzt ein kaiserlicher Generaladjutant gemeldet wurde. Vor vielen Jahren hatte ich nun den Fürsten gebeten, Karl Schurz zu empfangen, und meiner Bitte war entsprochen worden. Eine halbe Stunde verlief, Schurz war noch immer bei dem Fürsten, und so schickte ich denn eine rote Mappe, in die ich das Reinkonzept einer diplomatischen Note gelegt hatte, die schon lange erledigt war. Nichts rührte sich; ich greife also nach weiteren fünfzehn Minuten zu einer zweiten Mappe und beauftragte den Kanzleidiener, diese dem Fürsten mit der Meldung vorzulegen, ich hätte gesagt, die Sache wäre sehr dringend. Nach einigen Minuten kehrte der Kanzleidiener zurück und bemerkt: „Bemühen Sie sich

nicht weiter, Herr Geheimrat. Ein Generaladjutant würde auch nichts helfen. Durchlaucht haben eben Mosel und Zigarren bestellt. Die beiden Herren scheinen sich sehr gut zu amüsieren." Am Abend — ich aß beim Fürsten — erschien er bei Tisch mit meiner roten Mappe, erzählte zunächst, wie interessant Schurz gesprochen hätte, und wandte sich dann zu mir mit den Worten: „Sie haben mich aber nett irregeführt. Nach Schurz' Weggang öffne ich die rote Mappe, finde in ihr ein Konzept und beginne zu korrigieren; kaum die Hälfte ließ ich stehen. Nun aber mein Erstaunen: als ich auf der letzten Seite angelangt bin, sehe ich unter dem Konzept meinen Namenszug stehen und werde gewahr, daß ich die ganze Zeit mich selbst korrigiert habe; es handelte sich um eine längst erledigte Sache. Ich hatte ganz vergessen, zu welchem Zweck Sie mir die rote Mappe geschickt hatten. Dabei bemerkte ich, daß das Konzept das dritte Reinkonzept war; zweimal hatte der Fürst die Note schon korrigiert. Die wenigsten Bismarckschen Aktenstücke tragen die Spuren langwieriger Arbeit, und doch wie viel Arbeit steckt in ihnen. Aber das gehört eben zu einem Meisterwerke, daß es die Vorstellung einer mühelosen Schöpfung auslöst."

104. Erinnerungen des Generalmajors z. D. von Kloeden.

Auf einem Festabend der Wiesbadener Abteilung des Allgemeinen deutschen Schulvereins gab Generalmajor z. D. von Kloeden, der in den 70er Jahren öfter im engeren Kreise Gast der Familie Bismarck gewesen war, eine Reihe Bismarck-Erinnerungen zum besten, von denen hier nach der „Frankf. Ztg." einiges wiederholt sei: Im März 1876 hatte der Erzähler, damals junger Offizier im 1. Garde-Alexander-Regiment, den Auftrag erhalten, aus den Mannschaften des Regiments für Bismarck einen Diener auszusuchen. Die dabei zu berücksichtigenden Wünsche der Familie schienen von dem vorhergegangenen Kullmannschen Attentat mit beeinflußt. Kloeden präsentierte dem Kanzler einen langen Niedersachsen mit dem Familiennamen Paul und dem Vornamen Johann. „Der reine Jean Paul," meinte Bismarck zu dem Einführer gewandt, „hoffentlich kein Schriftgelehrter; davon habe ich genug." Es folgten nun verschiedene Fragen, schließlich auch wie beiläufig: „Sie sind evangelisch?" Jean Paul antwortete zögernd: „Nein."

10*

Mit einem Blick des Einverständnisses wandte sich der Fürst zu dem Offizier: „Also katholisch?" „Nein, Durchlaucht," antwortete Paul, „Mennonit." „Also keins von beiden," bemerkte Bismarck. Paul wurde vom Herbst ab engagiert und entsprach auch den Erwartungen. Nach etwa einem halben Jahre erwachte jedoch sein sektiererischer Eifer, und er machte Bekehrungsversuche am Reichskanzler, obendrein früh morgens zwischen 3 und 4 Uhr, wenn Bismarck „abattu*) von der Arbeit" sich zur Ruhe begeben wollte, die er seiner Nervosität wegen vorher nicht finden konnte. Zur Abwehr der Bekehrungsversuche soll der Kanzler Stiefelzieher, Pantoffeln und ähnliche Wurfgeschosse angewendet haben. Schließlich mußte Jean Paul entlassen werden.... Unter den mannigfaltigen Geburtstagsgeschenken für Bismarck befand sich auch ein Leierkasten, der als erste Melodie: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" spielte. Bismarck meinte später am Abend: „Wäre der Leierkasten nicht ein Geschenk für mich, so hätte ich ihn meinem Kollegen Gortschakow schicken mögen; der kann die Mahnung des Liedes noch besser gebrauchen als ich."... Bismarck war Fürst geworden. Eines Abends kam die Rede auf die Beschaffung besserer Wagen und Pferde, wovon Bismarck nicht viel wissen wollte. Sein Schwager Arnim neckte: „Ja, aber als Fürst mußt du doch mehr auf dich halten!" Da packte Bismarck aus: „Ich habe mich nicht zum Fürsten gemacht. Ich muß haushalten, damit für meine Kinder etwas abfällt. Meine Einkünfte sind keineswegs fürstlich. Bälle und solchen Unsinn gebe ich nicht. Aber jeden Tag habe ich Gäste zu Tisch. Das ist mir eine Ehre und Freude, und das Jahr über summiert sich schließlich auch das zusammen. Im übrigen sehe ich nicht ein, weshalb ich jetzt vornehmer sein soll als vorher. Da fällt mir übrigens die Geschichte bei Prinz Karl ein, die mir am Tage meiner Ernennung zum Fürsten passierte. Ich war schon längere Zeit vorher zu diesem Tage zum Prinzen geladen. Wenn ich auch schon die Hoffeste nach Möglichkeit meide, so wollte ich mit meinem vis-à-vis (der Prinz wohnte dem Fürsten gegenüber) doch eine Ausnahme machen, zumal ich der Prinzessin zu ihrem auf diesen Tag fallenden Geburtstag zu gratulieren beabsichtigte. Als ich die Treppe im inneren Palais hinaufstieg, stand oben der Prinz mit ausgebreiteten Armen zu meinem Empfange

*) ermattet, müde.

bereit und rief mir zu: „Nun, wie kommen Sie sich denn als Fürst vor?" „Königliche Hoheit," antwortete ich, „gerade so anständig wie vorher. Ich bin mir als Herr von Bismarck schon immer ganz anständig vorgekommen und hoffe es auch ferner zu bleiben." Den Prinzen verdroß diese Antwort sichtlich. Er machte kurz Kehrt, worauf ich von der Prinzessin begrüßt wurde. Nach einer Viertelstunde verließ ich das Palais. Mein alter Herr, der Kaiser, dem man meine effronterie*) hinterbracht hatte, hat herzlich darüber gelacht!"

105. Graf Kutusoff.

Der russische Militärbevollmächtigte zu dem Berliner Kongreß im Jahre 1878 war der Graf Kutusoff. Gegenüber der krankhaften Eitelkeit und dem Übelwollen des russischen Kanzlers Fürsten Gortschakow, der dem Kongresse ebenfalls als Mitglied angehörte, war Fürst Bismarck durch die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit Kutusoffs angenehm berührt. Von ihm erzählt der Altreichskanzler aus dessen Vergangenheit folgendes: „Graf Kutusoff war ein ehrlicher Soldat ohne persönliche Eitelkeit. Er war ursprünglich nach der Bedeutung seines Namens in hervorragender Stellung in Petersburg als Offizier der Garde-Kavallerie, hatte aber nicht das Wohlwollen des Kaisers Nikolaus; und als dieser, wie mir in Petersburg erzählt worden ist, vor der Front ihm zurief: „Kutusoff, du kannst nicht reiten, ich werde dich zur Infanterie versetzen," nahm er seinen Abschied und trat erst im Krimkriege in geringer Stellung wieder ein, blieb unter Alexander II. in der Armee und wurde endlich Militärbevollmächtigter in Berlin, wo seine ehrliche Bonhomie ihm viele Freunde erwarb. Er begleitete uns als russischer Flügeladjutant des preußischen Königs im französischen Kriege, und es war vielleicht ein Effekt der ungerechten Beurteilung seiner Reitfähigkeit, die ihm vom Kaiser Nikolaus zuteil geworden war, daß er alle Marschetappen, auf denen der König und sein Gefolge gefahren wurden, nicht selten 50 bis 70 Werst im Tage, zu Pferde zurücklegte. Für seine Bonhomie und die Tonart auf den Jagden in Wusterhausen ist es bezeichnend, daß er gelegentlich vor dem Könige erzählte, seine Familie stamme aus Preußisch-Litthauen und sei unter dem Namen Kutu nach Rußland gekommen, worauf

---

*) Frechheit.

Graf Fritz Eulenburg in seiner witzigen Art bemerkte: „Den schließlichen „Soff“ haben Sie also erst in Rußland sich angeeignet“ — allgemeine Heiterkeit, in welche Kutusoff herzlich einstimmte.“

106. Lenbach und Bismarck.

Die nachstehenden Mitteilungen sind einem bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Buche entnommen, das den Titel führt: „Franz von Lenbach, Gespräche und Erinnerungen“, mitgeteilt von W. Wyl. Für die Zwecke unseres Buches eignen sich aus jenem Werke nur die Stellen, in denen Lenbach von seinen Beziehungen zu Bismarck spricht und die wir in folgender Erzählung nach der D. Z. darbieten:

Lenbach stellte es immer ganz entschieden in Abrede, daß zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck etwas bestehe, was man im gewöhnlichen Leben „ein freundschaftliches Verhältnis“ zu nennen pflegt. „Er umarmt und küßt mich zwar, wenn ich ankomme oder abreise, und ich lebe wie das Kind im Hause, was daher kommt, daß ich mit allen Mitgliedern der Familie befreundet bin. Was aber den Fürsten anbelangt, so beschränkt sich sein Verhältnis zu mir darauf, daß ich nach seiner Ansicht gerade kein Dummkopf und diskret bin, ihn auch sonst weiter in keiner Weise geniere. Für meine Art und die Bilder, die ich produziere, interessiert er sich nicht im mindesten, richtet auch kaum jemals eine Frage an mich, während ich, wenn das anginge, ihn ohne Unterlaß ausfragen und ihm Tag und Nacht zuhören könnte. Denn er ist mir interessanter als irgend etwas auf der Welt, so wie mich Shakespeare mehr interessiert als ganz England und Rembrandt mehr als ganz Holland. Obwohl ich sonst ein ziemlich schlimmes Raubtier bin, fühle ich mich in seiner Nähe wie ein Kaninchen. Oder um ein anderes Bild zu brauchen: er ist eben wie glühendes Eisen gegen Eis, man fühlt sich neben ihm zerfließen.

Im Hause Bismarck wurde ich recht bald heimisch. Die Fürstin, die außerordentlich viel Bekanntschaften und Beziehungen hatte, kannte eine Masse Leute, die auch zu meiner Bekanntschaft gehörten, und so stellte sich bald und leicht ein behagliches Verhältnis her. Ich genierte mich auch nicht und sagte immer, was mir gerade auf die Zunge kam. Eines Tages klagte mir die Fürstin ihr Leid. „Da habe ich meinen Mann geheiratet,“ sagte sie, „und jetzt habe ich nichts

von ihm, er arbeitet Tag und Nacht auf seinem Büro. Da habe ich zwei Söhne, an denen ich mich zu erfreuen gedachte, und die sind nun auch Tag und Nacht im Geschirr." „Ja, Durchlaucht," sagte ich, „warum haben Sie auch in eine solche Beamtenfamilie hineingeheiratet!"

Im Hause Bismarck herrscht ein eigentümliches Treiben. Es ist immer sehr viel Lärm um ihn herum. Jeder plaudert, mit wem er will; das stört Bismarck durchaus nicht, er ist es zufrieden, wenn die Maschine des Hauses weiter geht, und wenn er dabei nicht zu direkt in Mitleidenschaft gezogen wird. Für Bilder, die von ihm gemacht werden, interessiert er sich nicht im mindesten. Wäre er nie gemalt, modelliert oder photographiert worden, so würde er in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedürfnis empfinden. In dieser Beziehung war Moltke sein vollständiges Gegenteil. Der ließ sich von jedermann malen und modellieren und hatte seine Freude daran; jeder Künstler konnte ihn dazu haben.

Bismarck hat jetzt eine milde Würde, die er früher nicht hatte. Das ist auch das einzige Zeichen hohen Alters, das sich an ihm entdecken läßt, denn sonst sind seine Sinne, besonders Gehör und Gesicht, ausgezeichnet, und er geht kerzengerade einher. Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, wie das Kind im Hause; das ist viel und ist wenig. Ich gehöre eben zu denen, um die der Fürst sich nicht zu kümmern, und vor denen er sich nicht zu genieren braucht. Ja, wenn ich ein großer Politiker wäre, ein alter Diplomat, ein Parteiführer, das wäre etwas anderes, da gäbe es direkte Berührungspunkte zwischen uns. Man muß ihm etwas zu bieten haben, damit er sich mit einem beschäftige. Meine Kunst interessiert ihn, wie ich Ihnen wiederholt gesagt, nicht im geringsten. Er hat keine Freunde im gewöhnlichen Sinn: er nimmt die Menschen für das, was sie ihm bieten, ist aber gegen alle freundlich, gut und leutselig. So steht er allein mit seiner rastlosen Geistesarbeit, eine unaufhörlich rotierende Presse, die — kein Papier mehr zu bedrucken hat...."

Die folgenden Äußerungen mögen als Beweis dafür dienen, wie Lenbach seinen vergötterten Bismarck unablässig studiert, wie er ihn im Laufe der Jahre sozusagen körperlich und geistig auswendig gelernt hat, so daß wohl selten Bildnisse mit solcher Beherrschung der äußeren Erscheinung und des seelischen Inhalts gemalt worden sind wie die Bismarck-Porträts des Münchener „Augenmalers"...

Er sagt über Bismarck: „Er ist blühend gesund und voll Humor, er hat Spaß an dem Kultus, der mit ihm getrieben wird, besonders mit Rücksicht auf seine Familie, die sich ja so darüber freut. Ich fragte ihn einmal (das war vor 1890), warum er denn eine Uniform trage, er sei doch erhaben über solche Dinge; jeder Briefträger in Berlin habe dieselbe Uniform. „Ja," sagte Bismarck, „mir ist das Zeug bequem, denn ich brauche da nicht so oft mit den Anzügen zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Berlin in Zivil nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe."

Sehr drollig geht es oft bei Tafel zu. Jedermann ist da willkommen, wer gerade im Hause ist, ein Photograph, ein Inspektor, der wegen einer Hagelversicherung gekommen ist, ein Forstmann. Bismarck spricht mit dem ihm Unbekannten, schenkt ihm Wein ein, läßt ihn neben einem eben anwesenden Gesandten sitzen, und wenn der Mann fort ist, so fragt er: „Wer war denn der Kerl eigentlich?" Dergleichen ist schon mit ganz einfachen Forstgehilfen passiert. Nach Frack und dergleichen fällt es niemand ein, zu fragen. Bei Tisch interessieren den Fürsten die Menschen nur als solche: wer zu sprechen weiß, ist ihm willkommen, und wer sich aufs Zuhören versteht, ist es doppelt. Er ist eben ein Demokrat im reinsten und besten Sinne des Wortes, und das sind schließlich alle wahrhaft genialen Leute.

Bismarck ist noch heute kein Philister und verachtet die Philister gerade so lebhaft, wie er es in jungen Jahren getan hat. Je näher man ihn kennen lernt, desto stärker hat man den Eindruck, er verkörpere den Begriff eines Vaters von 45 Millionen Menschen. Natürlich muß er als solcher manchmal hart erscheinen, wie ja auch ein Vater dann und wann streng auftreten muß. Dabei ist er auch ein rührend guter Mensch, wovon ich mich auf unsern langen Spaziergängen oft überzeugen konnte. Es gibt auf seinem Gute zerstreut viele kleine Häuschen, in denen Tagelöhnerfamilien wohnen. Obwohl er sich beim Eintritt tief bücken muß, geht er in jedes solcher Häuschen hinein, schaut sich die Zimmer an und den kleinen Garten. Er fragt nach den Kindern, er weiß genau, daß hier oder dort noch im vorigen Jahr ein Spargelbeet gestanden. Ein richtiger Patriarch, so menschlich in jedem Betracht. Er gibt sich immer so behaglich. Begegnet er irgend einem armen Teufel, sei es ein Weichensteller oder ein Tagelöhner, so drückt er ihm in der Regel einen Taler,

häufig auch ein Goldstück in die Hand. Das geschieht so oft, als er ausgeht, und er geht alle Tage aus.

Bismarck hat eine kolossale Fähigkeit, zu beobachten und Eindrücke in sich aufzunehmen. Seine einzige Freude ist es jetzt, das zum Vorschein kommen zu lassen, was sich ohne Unterlaß in ihm produziert. Er interessiert sich für die Gestalt, die die Eindrücke in seinem Kopfe einnehmen, und hat daher seine Freude am Monologisieren. Er preßt seine Gedanken in die denkbar knappsten und präzisesten Formen. Nie hascht er nach Effekt, sagt auch selten etwas „Außerordentliches", aber die Form, in der er auch das Gewöhnlichste sagt, könnte nicht präziser, nicht fesselnder sein. Er hat von jeher zwei Dinge getan: gearbeitet und sich gehen lassen, seiner Natur nie den geringsten Zwang auferlegt. Alles, was nach diesem einzigen Manne kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein, immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen. Und ist er einmal tot, dann wird es ganz ebenso sein. Den Mann kann man nicht hinausdrücken aus dem Leben der Nation, aus der Geschichte. Über alle Leute ragt er wie eine Pyramide empor. So ein Mann ist ein Triumph der Menschheit, er ist mehr wert als ein ganzes Reich.

Zwischen dem alten Kaiser und Bismarck herrschte übrigens keineswegs ein eigentlich intimes Verhältnis. Bismarck brachte es nur dazu, daß er den ganzen langen Titel des Kaisers in den an den Monarchen gerichteten Schriftstücken nur ein einziges Mal, das heißt auf den Kopf des Schriftstückes, setzen durfte, ohne ihn im Texte wiederholen zu müssen; auch erhielt er das Privilegium, sich einfach mit dem Namen Bismarck unterzeichnen zu dürfen. Der Kaiser war dem Fürsten gegenüber immer von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit, aber nie und nimmer ohne eine gewisse Förmlichkeit. Zum Beweise diene das folgende, in Babelsberg vorgekommene kleine Begebnis. Bismarck wurde ins Schloß zum Vortrag berufen. Der Kaiser, der bekanntlich ein Steinleiden hatte, war gerade recht unwohl. Als aber Bismarck eintrat, erhob er sich mühsam und schmerzhaft von seinem Stuhle und ging dem Fürsten entgegen. Er ließ ihn dann zum Vortrag neben sich sitzen, und als alles vorüber war, hätte Bismarck im Hinblick auf den leidenden Zustand seines „alten Herrn" für sein Leben gern gesagt: „Bitte, Majestät, bemühen Sie sich nicht". Das wäre aber um keinen Preis angegangen. Er mußte es daher dulden, daß der arme, von Schmerzen

gepeinigte Greis abermals aufstand und ihm bis zur Türe das Geleite gab. So förmlich höflich war der Kaiser namentlich seit der Zeit geworden, wo er Bismarck in den Fürstenstand erhoben hatte. Er hielt eben stets darauf, jedermann alle ihm gebührende Ehre zu erweisen."

107. Bismarck als Redner und Poet.

Die in diesem Abschnitt dargebotenen Bismarck-Erinnerungen stammen aus den Federn zweier Männer, die den Alten genau gekannt und jahrelang mit ihm zusammen gelebt bezw. gearbeitet haben, Lenbach und der Freiherr von Mittnacht. Beide haben als eine Stärke seines diplomatischen Genies die zwingende Gewalt und Plastik seiner Sprache in Rede und Debatte gerühmt. Jeder Gedanke fand bei Bismarck, gleichviel ob er redete oder schrieb, immer den geschlossensten Ausdruck, der die Begriffe absolut klar und vollkommen wiedergab.

Man meint, daß aus der Hünengestalt Bismarcks eine Kraft des Tones gequollen sein müsse, die alles niedergedonnert hat. Im Gegenteil. Dieser Mann, der wie ein Riese dastand, hatte ein weiches Organ, das nicht einmal klar klang, sondern verschleiert und schwerfällig. Dazu gesellte sich noch eine böse Angewohnheit, ein lautes Räuspern, das oft die besten Sätze unterbrach. Die Zuhörer auf den Tribünen waren am Anfang der Reden Bismarcks immer etwas enttäuscht, bis sich ganz langsam der Ton hob und die Wärme der Begeisterung sich einstellte. Dann, wenn er die Sache, die er erst objektiv erläutert hatte, persönlich anpackte und nach seinen Empfindungen und Überzeugungen zurechtknetete, wenn das Herz an die Stelle des Verstandes trat, erlebte man jene wundervollen Momente, in denen man der Größe und des blendenden Geistes dieses Mannes unvergeßlich bewußt ward. Dann bekamen seine Reden das feine organische Gewebe, den großen, immer schlichten und nie grellen Farbenton, durch den sie mit zum besten gehören, was die deutsche Prosa seit Goethe hervorgebracht hat. Der nüchterne Ton des abwägenden Politikers trat zurück, und in die gleichmäßig hinfließenden rhetorischen Perioden sah man, wie weiße Blüten, eine glänzende Fülle poetischer Bilder sich wirken. Auch der Humor blieb nicht aus, jener überlegene Humor, der das Leben unter sich dahinströmen sieht und drüber lächelt.

Wenn Bismarck so recht in Glut war, konnte seine Sätze und Gedanken nichts aufhalten. Die Rede wurde immer lebensvoller, der Humor schärfer, die Bilder reicher. Er spricht von der Charybdis der Jakobinerherrschaft und der Scylla eines wohltuenden Säbelregiments, von dem Blasebalg der Demokratie und dem Bucephalus des preußischen Geistes, der den einberufenen Sonntagsreiter mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. Er schilt die Lotterie der Wahlen und den Destillationsprozeß der doppelten Wahl und warnt vor der dem Simson der Monarchie drohenden konstitutionellen Delila. Er belächelt die gekränkten Kammerzelebritäten und zieht kategorisch eine Parallele zwischen Diplomatie und Viehhandel. Er warnt davor, das Nessusgewand der französischen Staatslehre auf unsern gesunden Körper zu ziehen, und hat Besorgnis vor dem phantomischen Fluge der preußischen Politik. Dann wieder zieht er gegen alles Bürokratische zu Felde, gegen die geheimrätliche Allgewalt hinter dem grünen Tisch, und als Alter im Sachsenwalde klagt er, daß das nationale Bewußtsein erstickt wird in den Umschlingungen der boa constrictor*) der Bürokratie. Er hatte, um einen treffenden Ausdruck Johannes Scherrs zu gebrauchen, für jede Empfindung den entsprechenden Ton in der Brust und wie alle Kraftmenschen für jedes Ding den richtigen Namen auf den Lippen. Das hat ihn zum Schöpfer jener geflügelten Worte gemacht, die wie Blitze einschlugen und immer im Gedächtnis des deutschen Volkes haften bleiben werden: „solche Blitze sind niemals aus Grammatik und Lexikon herauszuschlagen, sondern nur aus dem Mut, einem starken Gedanken vollen Ausdruck zu geben. Das macht ja auch der Dichter, und es ist nur wahr, daß der märkische Junker manchmal unbewußt ein Stück von einem solchen gewesen ist."

Die geflügelten Worte Bismarcks sind oft aus fremden Zitaten gewobene Gedanken. Wenn er von der alten Volksmeinung spricht, der ein Königswort mehr gilt, als alles Drehen und Deuteln am Buchstaben des Gesetzes, so hat er vielleicht an Bürgers „Ein Kaiserwort soll man nicht drehen und deuteln" gedacht. Überhaupt ist die Art und Weise des Bismarckschen Zitierens originell. Sein erstes Zitat am 21. April 1849 stammt aus dem „Freischütz". Bis 1852 zitiert er dreimal Schiller und zweimal Goethes „Faust"

*) der Riesenschlange.

Das ist alles. Erst von 1862 werden die Zitate häufiger. Er zitiert von Dichtern in erster Linie Shakespeare, und zwar vielfach Stellen entlegener Art. Von Goethe wird besonders der „Faust“ zitiert, von Schiller außer Gedichtstellen die „Jungfrau von Orleans“, „Tell“ und der „Wallenstein“. Er kennt Iffland, Chamisso und Uhland — er ist mit dessen „Tropfen demokratischen Öls“ einverstanden, verwahrt sich aber dagegen, daß man nun gleich einen Eimer davon haben wolle. Selbst Klopstock ist ihm nicht fremd. Er gibt Verse von Stolberg, und eine Erinnerung an Scheffel bildet ihm die hübsche Wendung von der Liasform des deutschen Liberalismus. Mehrfach erscheint in seinen Reden gegen die Sozialdemokratie der verschleierte Prophet des Thomas Moore, und auch Robert Burns weiß er beweiskräftig für sich zu verwenden. Von Römern erscheine Juvenal, Virgil (latet anguis sub herba)*) und sehr häufig Horaz, dem er einen Angriff gegen Windthorst entnimmt, als den absolut Intransigenten, „gepanzert durch dreifaches Erz“. Von den Franzosen bevorzugt er Voltaire, Béranger und Lafontaine. Aber alle diese Zitate modelt er meistens um; er gab sie so, wie sie in seine Rede paßten. Denn er hatte Kraft genug, für die Empfindungen, die ihn bewegten, eigene Aussprüche zu prägen, von denen viele zu geflügelten, auch heute überall gekannten und gebrauchten Worten geworden sind: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt“; „Nach Canossa gehen wir nicht“; „Der Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen niemals ein Echo finden“; „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel, reiten wird es schon können“; „Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu vertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen“; „Über juristische Zwirnsfäden wird die Regierung nicht stolpern“; „Er lügt wie telegraphiert“; die Worte vom „Luxus der eigenen Meinung“, von der „politischen Brunnenvergiftung“, dem „passiven Widerstand“; den „katilinarischen Existenzen“, dem „am besten gehaßten Manne“ — es sind alles Wendungen, die uns ohne weiteres eingehen, und die wir immer behalten werden, weil sie treffsicher einen Gedanken, einen Begriff beim richtigen, einzigen Namen nennen.

---

*) Es liegt eine Schlange im Grase verborgen (es liegt Gefahr vor).

Bismarck hat einmal selbst gesagt, es müsse in jedem Redner, der auf die Zuhörer wirken soll, ein Stück von einem Dichter stecken. Und ein Stück Poet, die Macht künstlerischer Empfindungen, die jedem Genie eigen ist, steckte ohne Frage in ihm. Davon zeugt am deutlichsten der Bilderreichtum seiner Sprache. Aber Bismarck hat auch, so wunderlich es klingen mag, regelrechte Verse gemacht mit Reim und Rhythmus. Natürlich keine Goethesche Lyrik und kein Schillerscher Balladenstil. Seine Reime sind Gelegenheitsverse, in den guten Stunden geschrieben, in denen der Humor und die innere Befriedigung sich einzustellen pflegen. Sein „furor poeticus"*) entspringt übrigens „erblicher Belastung". Es gibt unter den Dichtern der Musenalmanache im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einen Rittmeister Karl Alexander von Bismarck, dessen „Gedächtnisschrift auf Christiane Charlotte Gottliebe von Bismarck, gebohrene von Schönfeldt" die Zeitgenossen in helle Begeisterung versetzte. Das Büchlein ging so gut, daß es in drei Jahren drei Auflagen erlebte. Einer von denen, die am meisten von diesem Grabgedicht gerührt waren, war Lenz, der es mit warmen Worten der Sophie La Roche empfahl. Karl Alexander war der Großvater Ottos. Auch ein Adam Heinrich von Bismarck findet sich in den Musenalmanachen. Von ihm sagt sogar ein Historiker begeistert: „Viele der damals zu den Ersten zählenden Dichter haben schlechtere Verse gemacht als dieser Rittmeister."

So gut bekannt, daß wir es nicht ausdrücklich mitzuteilen brauchen, ist wohl jedem von uns jenes fünfstrophige Bismarcksche Gedicht, das 1849 mit einer mächtigen Kaffeetasse an Hans von Kleist-Retzow, Bismarcks politischen Mitkämpfer und Landrat im pommerschen Kreise Schievelbein abging. Hans von Kleist-Retzow, der mit seinen 35 Jahren immer noch Junggeselle war, sollte heiraten, das war die Quintessenz der mal jambisch, mal trochäisch einhertrabenden Verse, die im übrigen voller politischer, persönlicher und lokaler Anspielungen stecken. Ein Gedicht, das auf poetischen Gehalt keinen Anspruch macht, sondern in einer guten knittelreimigen Stimmung niedergeschrieben wurde, und das uns den Poeten Bismarck kaum so markant zeigt als die drei knappen, begrifflich und künstlerisch durchaus geschlossenen Sentenzen, die wir aus den späteren Jahren von ihm kennen.

---

*) dichterische Begeisterung.

Nach der Leistung des Kaffeetassengedichts tat Bismarcks Muse einen langen Schlaf. Das nächste Gedichtchen Bismarcks stammt nämlich erst aus dem Jahre 1882, aus den Tagen, als Mommsen und Bismarck sich wegen der neuen Wirtschaftspolitik bekämpften. Man kennt den bekannten Prozeß. Da bat kurz nach der Freisprechung Mommsens bei einem diplomatischen Fest eine hochstehende Dame den Fürsten Bismarck, ihr ein paar Zeilen in ihr Album zu schreiben: Moltke hätte es auch eben getan. Bismarck erfüllte den Wunsch und setzte unter Moltkes Spruch: „Schein vergeht, Wahrheit besteht" die folgenden Worte auf die Blätter:

„Ich glaube, daß in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält;
Doch mit der Lüge dieses Lebens
Kämpft unser Marschall selbst vergebens."

Die „Kölnische Zeitung" knüpfte damals an diesen Vers die Bemerkung: „Man sieht es diesen Versen an, daß es nicht die ersten sind, die der Reichskanzler gedichtet hat. In der Tat soll Fürst Bismarck, namentlich in früheren Jahren, ziemlich häufig und sehr gelungene Sinnsprüche in Reimen, sogar auch größere Gedichte geschrieben haben." Diese Vermutung stimmt nicht, denn das Hochzeitsgedicht und dieser Stammbuchvers sind Bismarcks „sämtliche Gedichte".

Aber wir haben noch jene drei Sinnsprüche von Bismarck, die uns weit besser noch als seine Verse, die unmittelbare Kraft seiner poetischen Natur zeigen. Sie sind alle drei in lateinischer Sprache abgefaßt. Der größte Deutsche wählt die lateinische Form für seine Aphorismen! 1852 wählte er sich einen Wappenspruch:

„In trinitate robur".
(„In der Dreieinigkeit die Stärke".)

Ein andermal schreibt er unter seinen Lebensabriß in das für das Germanische Museum in Nürnberg bestimmte „Gedenkbuch des Krieges 1870/71":

„Fert unda nec regitur".
(„Es lenkt die Welle, nicht wird sie geleitet".)

Sein dritter Sinnspruch, 1881 entstanden, ist sein unsterbliches Bekenntnis:

„Patriae inserviendo consumor".
(„Im Dienst fürs Vaterland verzehr' ich mich".)

Wenn Dichtersein nicht bloß bedeutet, mit Reim und Rhythmus souverän spielen zu können, sondern vielmehr einen echten, großen Gedanken oder ein volles Gefühl in die denkbar klarste und knappeste Form zu gießen, so besaß Bismarcks Persönlichkeit poetische Kraft genug. „Wir haben in unsern Tagen nur drei große Dichter," sagte in den 80er Jahren ein bekannter Literaturhistoriker: „Nietzsche, Böcklin und Bismarck."

108. Bismarck als Künstler.*)

Intelligent sein heißt: den Eindrücken des Lebens mit offenen Sinnen gegenübertreten und sich aus ihrer Gesamtheit ein in sich abgerundetes Weltbild schaffen, das fortlaufend der Korrektur durch das flutende Leben unterliegt. Je feiner organisiert, je höher entwickelt Sinnesorgane und Gehirn sind, um so reichere Erfahrungen sammelt das Individuum, um so vollständiger und umfassender wird sich sein Weltbild gestalten.

Tritt zu dieser Kraft der Perzeption und Apperzeption die gestaltende Kraft einer lebhaften Phantasie und das zentrifugale Bestreben, das subjektiv umgeformte Weltbild wieder nach außen zu werfen, so haben wir es mit einer ausübend künstlerischen Natur zu tun, und eine solche haben wir auch in Bismarck vor uns.

Stets pflegt ein Sinnesorgan bei der Aufnahme des Weltbildes bevorzugt und besonders beteiligt zu sein. Beim musikalischen Talent ist das Ohr, beim Maler das Auge, beim Plastiker das Auge und das Gefühl zu einer oft staunenswerten Feinheit entwickelt. Welches Organ ist nun aber die hauptsächliche Eindrucksquelle des staatsmännischen Genies? Denn daß auch die Staatskunst als echte und rechte Kunst aufzufassen ist, war nicht nur Bismarcks Ansicht, sondern leuchtet jedem ohne Schwierigkeit ein. Der Dichter, der Tonkünstler leben in einer Scheinwelt, aus ihrer Phantasie herausgeboren. Eine Scheinwelt, deren Einfluß auf den Gang der irdischen Dinge nur ein bedingter ist. Der Staatsmann dagegen arbeitet — statt mit Phantasiefiguren und unpersönlichen Harmonien — mit wirklichen Menschen. Er ist wie keiner imstande, den Gesichten seiner Neues aufbauenden politischen Phantasie zur Verwirklichung

---

*) Aus: Lomer, Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Karl Marhold, Halle a. S.

zu verhelfen und kann auf seine Mitwelt um so nachhaltiger einwirken, als er Zahlen und Tatsachen, mit andern Worten: statt ihres schönen Scheines die Dinge selbst in seinen Kalkül*) einstellt.

Richtig betrachtet, ist schon der Staat an sich ein Kunstwerk. Die straffen Richtlinien, in denen sich seine Teile ordnen, die wundervolle Präzision, mit der seine Räder ineinandergreifen, die straffe, soziale Organisation geben für den, der Augen dafür hat, ein ganz eigenes, harmonisches Gebilde. Wer dieses Gebilde weiter entwickeln, also umgestalten will, der bedarf dazu ebensogut einer eingehenden Kenntnis seiner einzelnen Komponenten**) und ihrer Wertigkeit, wie etwa der Maler den Wert der Farbentöne, der Komponist seine Harmonielehre verstehen muß.

Hier so gut wie dort spielt aber ein feines Aufnahme- und Auswahlvermögen für die Reize der Außenwelt eine Rolle. Ohne große psychische Reaktionsfähigkeit gab es nie einen Künstler, nie einen Staatsmann.

Bismarcks hauptsächliche Eindrucksquelle ist ohne Zweifel das Auge gewesen. Mit ihm tastete er Menschen und Dinge gleichsam ab, mit ihm durchdrang und beherrschte er die Situation. Sein Durchunddurchsehen war bekannt und gefürchtet.

Diese Plastik des Sehens, übrigens eine Stammeseigenschaft der Holländer, Niedersachsen und ihrer angelsächsischen Vettern, drückte sich auch in seiner Art zu schreiben aus. Welch humorvolles Genrebildchen z. B., wenn es in einem Briefe des Jahres 1850 heißt: „Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als Familienvater."

Das Schönste und Prägnanteste aber sind die Reiseschilderungen, die er in seine Briefe an Johanna einflicht. Wie charakteristisch nennt er Holland „eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel Vieh weidet und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte liegen, Acker gar nicht."

Als er 1857 nach dem Norden reiste, meldete er seine Ankunft in Kopenhagen „nach einer sehr angenehmen Fahrt; weiche Luft, roter Mond, Kreidefelsen mit Teertonnen beleuchtet, zwei Gewitter

*) Rechnung.

**) Seitenkräfte.

in See und etwas Wind; was braucht man weiter." Das ist knapp und doch künstlerisch gesagt. Mit wenig Strichen wird eine Landschaft so umrissen, daß sie sogar mit Einzelheiten vor uns steht.

Am anschaulichsten und lebendigsten aber sind die Reiseschilderungen von Bismarcks ungarischer Reise im Jahre 1852, wo beispielsweise ein Ausflug des ganzen Hofes ins Gebirge folgendermaßen beschrieben wird: „Ein Volksfest hatte Tausende hinangeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen*) (evviva) umdrängten, Csardas**) tanzten, walzten, sangen, musizierten, in die Bäume kletterten und den Hof umdrängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertischchen von etwa 20 Personen nur auf einer Seite besetzt, die andere für Aussicht auf Stadt und Land freigelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung: Mondschein und Abendrot, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effektszene in einer romantischen Oper figurieren."

Ungarn als Land beschreibt Bismarck ein paar Tage später wie folgt: „Denke dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht als die hohen kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen, Tausende von weißgrauen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen halbnackten Hirten, mit lanzenartigen Stecken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kiebitze, waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen, während der drei Stunden, die wir auf sieben Meilen bis Ketskemet fuhren."

Solcher Kabinettstücke von landschaftlicher Schilderung gibt es in Bismarcks Briefen viele. Scharfe Beobachtung, unter Heraushebung des Wesentlichen, vereinigt sich mit malerischem Sinne.

---

*) Er lebe hoch.

**) ungarischer Nationaltanz.

Mit wenig Worten wird eine Situation möglichst erschöpfend wiedergegeben. Es ist das Prinzip der Kraftersparnis, das Bismarck, gleich vielen vorgeschrittenen Menschen, verfolgte, und das im Wesen alles echt Künstlerischen liegt; mit einfachen Mitteln sollen große Wirkungen erzielt werden.

Da Bismarck sich bei Dingen, die ihn nicht nahe berührten, im allgemeinen als Zuschauer und leidenschaftslosen Betrachter empfand, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch in seinen schriftlichen Berichten oft ein gutmütig-satirischer, sich selbst ironisierender Ton anklang. „In Gießen," so schreibt er einmal von der Berliner Reise an Johanna, „in Gießen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit drei nicht schließenden Fenstern, zu kurzes, zu schmales Bett, schmutzig, Wanzen; infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. — Ich bin sehr unglücklich, werde aber nun noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen." —

Scharfe Weltbeobachtung füllt die Kammern des Geistes mit dem nötigen Arbeits- und Anschauungsmaterial. Die Phantasie aber ist es, die mit diesem Material schaltet und waltet, es zu neuartigen Kombinationen und Schlüssen verwertet und somit das eigentlich schöpferische Prinzip darstellt. Nie schafft Phantasie aus dem leeren Nichts, nur aus dem im Gehirn aufgespeicherten Stoff schafft sie ihre Gebilde. Was ihr dienen soll, muß zuvor das Tor der Sinne passiert haben und ihr mundgerecht gemacht sein. Man könnte etwa sagen: der Bewußtseinsinhalt setzt sich aus zahllosen Tönen, Strichen, Farben mosaikartig zusammen; die geistige Kraft kombiniert diese Mosaikstückchen nach bestimmten Grundprinzipien zu immer neuen Harmonien. Jedes Kunstwerk, jede Gesetzgebung, jede Staatenneuschöpfung ist eine solche nach außen projizierte innere Harmonie.

Die Phantasie ist also das eigentlich bewegende und vorwärtsdrängende Element im Leben; und auch jede Bismarcksche Aktion großen Stils war, ehe sie körperlich ins Leben trat, vom vorauseilenden Spiele schöpferischer Phantasie als Kunstwerk ahnungsvoll empfangen. So die Schöpfung des Deutschen Reiches: in der Frankfurter Periode. So die blutige Lösung des preußisch-österreichischen Konfliktes im Anfang der sechziger Jahre.

Daß intensive Beschäftigung mit einem Problem besonders veranlagte Menschen zuweilen in traumhafter Hellseherei die thematisch

richtige Lösung schauen läßt, ist bekannt. Die im Ruhestande aller andern psychischen Elemente weiterarbeitende Phantasie oder Kombinationskraft kommt zuweilen schneller auf die richtige Lösung, als das wache, durch alle Sinne abgelenkte Bewußtsein. Auch in Bismarcks Akten findet sich eine hierher gehörige, äußerst bemerkenswerte Aufzeichnung.

Am 18. Dezember 1881 richtete er an Kaiser Wilhelm ein Schreiben, in dem es heißt: „Eurer Majestät Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich im Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am andern Morgen meiner Frau und andern Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfade ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Ew. Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm."

Dies ist ein Fall, wo das kaleidoskopartige Spiel seiner ruhelosen Phantasie dieselbe Straße fand, welche drei Jahre später das Schicksal gegangen ist. Das Schicksal Preußen-Österreichs, dessen Helfershelfer er selber wurde.

109. Fürst Bismarck in den Straßen von Berlin.

Der Fürst war in den Straßen der Hauptstadt eine seltene Erscheinung, so daß ihn selbst viele alte Berliner niemals von Angesicht sahen. „An einem Sommer-Nachmittage Anfang der 80er Jahre hatte ich," so schreibt der „Staatsb.-Ztg." ein Mitarbeiter, „das Glück, dem Fürsten zu begegnen. Er kam zu Fuß vom Reichstage, um in das Kaiserliche Palais zu gehen. Beim Überschreiten des Hausvogteiplatzes blieb er mehrere Male stehen, um die Neubauten in Augenschein zu nehmen. Die aus einer nahen Schule entlassenen Knaben umringten bald die ihnen aus Bildern

wohlbekannte Gestalt des in der Kürassier-Uniform dahinschreitenden Kanzlers. Dieser drehte sich mehrere Male um und winkte seinen Begleitern mit der Hand ab. Die Jungen blieben dann wohl einige Augenblicke stehen, um aber, sobald Bismarck seinen Weg fortsetzte, ihm weiter das Geleit zu geben. Dem Fürsten schien die sich immer vergrößernde Eskorte lästig zu sein: plötzlich blieb er stehen, ergriff den nächsten Jungen beim Rockkragen und gab ihm mit dem Pallasch einen leisen Strich über das verlängerte Rückgrat mit der hörbaren Ermahnung: „Nun macht, daß ihr nach Hause kommt, sonst wird der Kaffee kalt!“ Diese Selbsthilfe verfehlte ihre Wirkung nicht; bald stob die Schar nach allen Richtungen auseinander. — Auf einem Bauplatz nahmen Arbeiter, die dicht an der Straße beim Vesperbrot saßen, vielleicht absichtlich von dem Vorübergehen des Fürsten keine Notiz. Da bemerkte ich, wie sich seine Augenbrauen ein wenig zusammenzogen und sein Blick blitzartig die Leute streifte. Wie elektrisiert standen diese auf, dem Fürsten in strammer Haltung Ehrfurcht bezeugend. Ein herkulischer Steinträger sagte, nachdem der Fürst sich einige Schritte entfernt hatte, zu seinem Kameraden: „Du, Aujust! Bismarck is doch een forscher Kerl.“ Den Fürsten, welcher diese Worte noch gehört, schien diese naive Anerkennung zu erfreuen, denn ein Lächeln huschte über seine sonst so ernsten Züge.“

110. Der Gutsherr von Varzin.

Im Jahre 1867 kaufte Graf von Bismarck das Rittergut Varzin, unweit des Städtchens Schlawe in Pommern. Diese Besitzung wurde später vergrößert durch die Dörfer Selitz, Wussow, Curow, Misdow, Chonitz, Charlottenthal und Wendisch-Puddiger und umfaßte zuletzt 36 000 Morgen, meist prachtvolles Waldgebiet. Auf diesem herrlichen Landsitz verlebte Bismarck glückliche Tage, fern von den Welthändeln, die ihm so viel Riesenarbeit, solch ein Heer von Sorgen bereitet hatten. Obwohl er nun seit Jahren gewohnt war, auf der höchsten Höhe der Menschheit zu wandeln, obwohl Monarchen sich glücklich schätzten, ihm Ehre erzeigen zu können, war er doch der am Geschick seiner Gutsleute teilnehmende, patriarchalische Landjunker geblieben. Das Wohl und Wehe derer, welche in seinem Dienste standen, und war es auch der letzte Knecht, lag ihm am Herzen,

und er erkundigte sich väterlich danach. Seine Frau Johanna, deren Einfluß er selbst so viel verdankte, wie er freudig eingestand, unterstützte ihn treulich hierin, sie wußte ihm nicht allein mit der Tochter und den beiden Söhnen ein ungemein trauliches Familienleben zu bereiten, sondern auch seiner Stellung als Gutsherr ein wohltuendes Behagen zu verleihen. Das zeigte sich jährlich mehr und mehr an den großen Festen, besonders aber an einem der lieblichsten und fröhlichsten, am Erntefeste. An diesem Tage besonders wollte Bismarck mit seinen Gutsangehörigen wie eine einzige Familie bildend erscheinen. Dann nahten in festlichem Zuge alle Arbeiter dem Schlosse, voran als Ehrenjungfrau die Großmagd mit dem Erntekranz. Sie war bei dem Feste die Sprecherin und durfte dem Gutsherrn den Kranz überreichen mit dem alten Spruche, der also begann:

Wir bringen hier den Erntekranz
Mit Beten, Dank und Singen,
Daß Gott der Herr im Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.

In späteren Jahren fuhr sie fort mit den vom Lehrer Prolandt aus Wussow volkstümlich hinzugefügten Worten, wobei wir die Standeserhöhung Bismarcks vorausnehmen:

„Ich wünsche Sr. Durchlaucht ein schwarzbraunes Pferd,
Damit er kann reiten durch Feuer und Schwert,
Und einen Degen in seiner Hand,
Damit er kann kämpfen fürs Vaterland.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht ein hohes Haus,
Auf allen Fünken bauen die Vögel sich Nester darauf,
Von Rosen das Dach, von Myrten die Tür,
Von Gold und Silber ein Riegel dafür.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht einen Rosengarten,
Damit sie kann viele Freude an ihren Kindern erwarten.
Ich wünsche der gnädigen Komtesse ein goldenes Lineal,
Aufs andere Jahr einen jungen hübschen Gemahl,
Ich wünsche dem jungen Grafen Bill das grüne Kraut,
Aufs andere Jahr eine hübsche junge Braut,
Dazu eine grüne Atlasweſt,
Damit er seine Braut nicht verläßt,
Dieser kurze Wunsch ist aus,
Der Segen Gottes komm ins herrschaftliche Haus.
Ich setze ab den Kranz,
Und gehe hin zum Tanz.“

Damit forderte sie den Gutsherrn zum Tanze auf, während der Großknecht das gleiche tat bei der Gutsherrin. Einmal soll die Großmagd den Kanzler so tapfer herumgeschwenkt haben, daß er fröhlich ausrief: „Noch keine Großmacht hat mich so zu schwenken vermocht wie meine Großmagd."

111. Ein Besuch in Varzin.

Aus „Fürst von Bismarck, persönliche Erinnerungen an ihn aus seinen letzten Lebensjahren" von Sidney Whitmann entnehmen wir folgende Mitteilungen:

„Während meines Aufenthaltes in Varzin war, außer zwei älteren Damen, niemand weiter zu Besuch, so daß ich den Fürsten Bismarck ganz für mich hatte. Als ich mich eines Morgens mit dem Fürsten am Tor getroffen hatte, um mit ihm den gewohnten Spaziergang zu unternehmen, bat er mich, ihn erst noch einen Augenblick auf sein Zimmer zu begleiten. Er hatte wahrscheinlich etwas vergessen. Als wir durch den Korridor gingen, der nach dem neuen Flügel des Schlosses führt, in welchem der Fürst schlief, bemerkte ich an der Wand eine eingerahmte Adresse aus einem Orte in Schottland. Sie enthielt, soweit ich mit einem Blick erkennen konnte, die Versicherung der Sympathie für Bismarck in seinem Kampfe mit dem Papst während der Zeit des Kulturkampfes.

Der Fürst ließ mich einen Augenblick in seinem Arbeitszimmer, während er in das anstoßende Schlafzimmer trat. Er war nur einige Minuten abwesend, während welcher ich mich in dem Zimmer umsah und die darin enthaltenen mannigfachen interessanten Gegenstände betrachtete. Mein Blick fiel auf den Schreibtisch des Fürsten; eine Bibel lag offen vor seinem Sitz. Es war Kapitel 29 des Buches Hiob aufgeschlagen. Bismarck hatte wohl diesen Morgen darin gelesen. Ich hatte schon früher gehört, daß Hiob und Jesaja seine Lieblingsbücher in der Bibel wären. Das Alte Testament bildet einen Teil seiner regelmäßigen Lektüre.

Ich betrachtete gerade ein buntgemaltes Wappen in der Mitte des Kaminsimses, als der Fürst in das Zimmer zurückkehrte. Der Wahlspruch lautete: „In trinitate robur". Ich hatte bisher geglaubt, daß er der Familie Bismarck stets eigen gewesen sei. Aber der Fürst verständigte mich, daß das Eichenlaub und die Kleeblätter zwar ein

Teil des alten Familienwappens seien, der Wahlspruch selber aber neueren Ursprungs.*) Er selber war auf ihn gekommen. Als vor vielen Jahren ein Potentat ihm bei Gelegenheit eine hohe Ordensauszeichnung verleihen wollte, war er aufgefordert worden, einen Wahlspruch zu nennen, der mit seinem Wappen in das Ordensdokument aufgenommen werden sollte, und er wählte diesen.

Als wir das Arbeitszimmer verließen, gingen wir an der Tür des Schlafzimmers vorüber. Bismarck öffnete es, um es mir zu zeigen. Der Raum enthielt eine einfache hölzerne Bettstelle, eine Badewanne, eine Brückenwage und einen Turnapparat, den der Fürst augenscheinlich auf Schweningers Anordnung gebrauchte. Es war nicht ein einziger Gegenstand vorhanden, welcher der Ausschmückung oder dem Luxus gedient hätte. Das Ganze durchwehte ein Hauch außerordentlicher Sauberkeit und fast spartanischer Einfachheit.

Ich zeigte auf den Turnapparat und beglückwünschte den Fürsten, daß er in seinem Alter noch die Kraft zu gymnastischen Übungen habe. Er erwiderte, das wolle nicht viel sagen, und er erwarte nicht, noch lange zu leben. Ich führte das Alter Kaiser Wilhelms und Moltkes an und meinte, er hätte doch dieselben Aussichten wie sie.

„Ach nein," sagte er, „Moltke war sein ganzes Leben lang in jeder Beziehung ein sehr mäßiger Mann, während ich mein Licht immer an beiden Enden gebrannt habe, besonders in meinen jüngeren Tagen."

Ich erzählte darauf die Geschichte von dem kräftigen alten Schotten, der bei einer Verhandlung dem Gerichtshofe sagte, er sei 76 Jahre alt, und dadurch den Richter zu der Frage veranlaßte, wie er es fertig gebracht hätte, sich so frisch und gesund zu erhalten.

„Oh," erwiderte der Schotte, „ich habe mein Leben lang kein stärkeres Getränk als Wasser getrunken." Der Richter hielt sofort vor dem ganzen Gerichtshofe eine kurze Predigt über den Nutzen der Mäßigkeit, worauf ein zweiter Zeuge auf der Bildfläche erschien, der Bruder des ersten und von fast ebenso kräftigem Körperbau. „Und wie alt sind Sie, mein Herr?" fragte der Richter. „Siebenundsiebzig," erwiderte der Zeuge.

„Schön," sagte der Richter, „Sie sind vermutlich auch Temperenzler?"

---

*) Vergl. Seite 158.

„Nicht die Spur," antwortete der Zeuge, „ich gehe niemals unter einem Dutzend Glas Whisky zu Bett."

Diese Geschichte schien Bismarck Spaß zu machen. Indessen versetzte er, es beunruhige ihn nicht viel, ob er Aussicht hätte, ein hohes Alter zu erreichen; ihm sei es ziemlich gleichgültig, wann der Tod käme; er sei vielmehr um seinen Sohn Wilhelm besorgt, von dem er befürchte, daß er nicht alt werden würde.*) Was ihm jedoch am meisten zu Herzen ging, war der Gesundheitszustand seiner Gemahlin. Und er fügte leise und in traurigem Tone hinzu, als ob er zu sich selbst spräche: „Wenn sie abberufen wird, so möchte ich nicht hier bleiben."

Über die Fürstin Bismarck schreibt Whitmann u. a.:

„Ein Blick auf die Fürstin reichte aus, um zu erkennen, daß sie eine Frau von ungewöhnlichem Scharfsinn war. Man hat allerdings gesagt, daß ihre starken Neigungen und Abneigungen diesen Scharfsinn hin und wieder beeinträchtigten; aber ich weiß davon nichts. Meine Erfahrungen lieferten mir im Gegenteil verschiedene Beweise für ihre klare Einsicht.

Fürst Bismarck hatte ein eigenes Interesse für Ausländer, Engländer, Amerikaner und Russen. Seine Gemahlin erinnerte an den Studenten in Goethes Faust, der die Franzosen nicht leiden konnte, aber ihre Weine gern trank. Sie bewunderte die Literatur anderer Länder und kannte sie genau; aber jederzeit zog sie die Gesellschaft ihrer Landsleute vor, und von diesen wieder einen klugen Dorfapotheker manchem Löwen der Gesellschaft. Sie sprach häufig von den ältlichen Damen, ihren Kusinen, denen ich im Jahre 1891 in Varzin begegnet war. Die eine hatte eine Nichte, welche Schriftstellerin war. Die Fürstin war stolz auf sie, da sie von ihrem Fleisch und Blute war. Sie schätzte Menschen und Dinge, wie sie dieselben fand, und nahm nichts auf Treu und Glauben an. Ein rauhes Äußere stieß sie so lange nicht ab, als sie glaubte, daß die darunter verborgenen Eigenschaften echt wären. Der „Snob"**) war ihr ganz besonders zuwider.

Etwas war an der Fürstin Bismarck, was hin und wieder den Eindruck hervorrief, daß sie nicht rein deutscher Abstammung sei,

---

*) Er starb am 30. Mai 1901 als Oberpräsident von Ostpreußen, erst 40 Jahre alt.

**) Geck, Laffe.

sondern daß in ihrem Blute etwas slavische Mischung sei. Bekanntlich ist das bei vielen preußischen Adelsfamilien der Fall, die vom Ost-ufer der Elbe stammen. Auch hat der Mädchenname der Fürstin, von Puttkamer, einen entschieden slavischen Klang. Wenn dies auch nur eine Annahme ist, so steht sie doch in Einklang mit Bismarcks öfterem Ausspruch, daß die vollkommensten Naturen diejenigen sind, welche die charakteristischen Eigenschaften von zwei Rassen in sich vereinigen, die sich mehr oder weniger ergänzen.

Es ist zweifellos, daß bei der Fürstin Bismarck die Gefühle außerordentlich stark entwickelt waren, sowohl Sympathien wie auch Antipathien. Liebe und Haß wurzelten tief in ihrem Herzen; sie waren so stark, daß sie selten von dem Fürsten geteilt wurden, auf den jedes zu starke Gefühl irritierend wirkte. Der verstorbene Graf Hatzfeldt erzählte mir einst, daß auf dem Marsche der deutschen Heere nach Paris Bismarck in seiner Gegenwart einen Brief von seiner Gemahlin erhielt, in welchem diese die Hoffnung aussprach, daß er den Franzosen keine Gnade erweisen werde. Bismarck wandte sich an den Grafen Hatzfeldt und sagte: „Meine Frau wird mich noch dazu bringen, daß ich den Franzosen Gutes tue."

Einmal zeigte die Fürstin in meiner Gegenwart auf ein Bild, das im Salon hing und den „Reiterangriff bei Gravelotte" darstellte, bei welchem ihr Sohn Herbert schwer verwundet worden war. Einige verwundete Franzosen lagen im Vordergrund. In der Erinnerung an jene schwere Zeit rief die Fürstin aus: „Diese Schurken hätten beinahe meinen armen Sohn getötet!" In ihrer Stimme lag dabei etwas von unterdrücktem Seelenkampf, von Haß. Es war ein Ton leidenschaftlicher Klage eines schmerzerfüllten Herzens, so wie wir ihn in einigen melancholischen russischen Liedern wiederfinden. Aber noch bezeichnender war der Ausdruck ihres Gesichts, wenn sie abends stundenlang dasaß und ihren lesenden Gatten beobachtete. Es lag eine Wachsamkeit in ihrem Blick, eine Aufmerksamkeit, eine Bestimmtheit, eine Energie, wie sie jene gemütstiefen Frauen besitzen mögen, die in dem russischen Volksleben eine Rolle spielen. Alles dies lag in dem Feuergeiste dieser blassen, kranken Frau, die jedes Zucken der Augenlider des von ihr angebeteten Gatten beobachtete. Wenn sich die Gelegenheit dazu geboten hätte, so wäre auch ein Hauch jenes alttestamentarischen Geistes zum Vorschein gekommen, der in den Worten weht: „Du sollst keine andern Götter

haben neben mir — denn ich — bin ein eifriger Gott!" Aber ihr gesunder Sinn für Humor hielt in ihrem Gemüte das Gleichgewicht zwischen den Extremen der Leidenschaft und der Herzensgüte. Wenige Menschen konnten herzlicher lachen als die Fürstin Bismarck. Ihr Lächeln war von der seltenen Art, die das ganze Antlitz mit strahlendem Lichte erhellt."

112. Pauline Hahns persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck.

Unter dem wenigen, was der Bismarck-Gedenktag*) noch an neuen und zugleich bemerkenswerten Aufzeichnungen über den Fürsten zutage förderte, haben die nachfolgenden Erinnerungen Pauline Hahns an den „Gutsherrn von Varzin" (veröffentlicht im „Tag") wohl Anspruch auf besonderes Interesse, zumal wir hier auch die Gattin Bismarcks von einer neuen und liebenswürdigen Seite kennen lernen.

Die Herrschaft Varzin, vom Fürsten später durch den Ankauf mehrerer Güter noch vergrößert, bestand im Jahre 1867 aus fünf Gütern, die alle verpachtet waren. Der Charakter der durchweg hügeligen Landschaft ist überaus lieblich. Ausgedehnte Kiefern- und Laubwälder wechseln mit weitgestreckten Wiesen, und kleinere Seen, Quellen und frische Bäche, in denen manch schöne Lachsforelle zu fangen ist, durchziehen überall die Gegend. Die Fürstin Bismarck faßte die Charakteristik Hinterpommerns in die fröhlichen Worte zusammen: „Pommern ist ein nettes, puckliges Ländchen."

Eines der zur Herrschaft Varzin gehörigen Güter hatte mein Vater in Pacht. Meine Eltern waren zusammen mit der Familie des Predigers die weitaus gebildetsten Leute der Gegend. Nicht durch Reichtum ausgezeichnet, aber durch Vornehmheit der Gesinnung, allgemeine Interessen und reiches Wissen, haben sie in hohem Grade das Vertrauen und die Zuneigung der fürstlichen Familie besessen.

Der Fürst verbrachte jedes Jahr mehrere Monate mit seiner Familie in Varzin. Wir lernten die Fürstin kennen, diese seltene Frau; wir sahen den Fürsten in seinem Familienkreise in Varzin

*) Der 10jährige Todestag Bismarcks (30. Juli 1908).

und bei uns, und eine Fülle unvergeßlicher Eindrücke sind mir aus dieser Zeit geblieben.

Abgearbeitet und nervös, wollte der Fürst gänzlich fern von Geschäften seine Nerven wieder stählen. „Hier in Varzin stehe ich nicht hinter dem Ladentisch," sagte er einmal voll Zorn, als trotz aller Abmahnungen die Fülle der Fragen und Briefe ihn doch hierher verfolgt hatte. Er ritt, er fuhr, er ging über Sturzäcker, um sich körperlich zu ermüden und auf diese Weise wieder schlafen zu lernen, wie er sich ausdrückte. Als er einmal höchst ärgerlich von hundert Widerwärtigkeiten gesprochen hatte, schickte meine Mutter ihm ein kleines Gedicht von Rückert, mit dem Schluß: „Der hohe Mond, er wandelt fort, und läßt die Möpse bellen". Dies erfreute den Fürsten außerordentlich. „Ja, wenn es nur Möpse wären, mit denen ich zu tun habe," sagte er, „aber ihr Charakter ist wesentlich anders; darum soll es mir niemand verdenken, wenn ich hier in Varzin meinen Neumond haben und gänzlich unsichtbar sein will."

War der Fürst bei uns gewesen, so war es noch lange nachher, als ob eine besondere Sonne geschienen habe. Sein überlegener Geist wirkte nicht etwa bedrückend und scheumachend auf seine Umgebung; im Gegenteil, man fühlte sich frei und wohl in seiner Unterhaltung, das Beste fiel einem ein, man fühlte sich mit auf seine Höhe gehoben. Auch die Ritterlichkeit seines Wesens war etwas Besonderes, weil es nie etwas nur Äußerliches war.

An einer andern Stelle erzählt die Verfasserin:

Bismarcks Liebe zur Natur und besonders zum Walde war außerordentlich. Er kannte nicht nur im Park von Varzin, sondern überall in den ausgedehnten Waldungen jeden besseren Baum, und mit manchen von ihnen war er geradezu befreundet. Er haderte mit dem Oberförster um jeden alten, kranken Stamm, der abgehauen werden sollte, weil er im Wipfel anfing zu verdorren. „Wie sollte ich nicht Mitleid haben mit solchem Baume! Bin ich doch selbst zapftrocken," sagte der Fürst, und um solchen „anrüchigen Bäumen" die Alterszeichen zu nehmen, schoß er mit seinen Söhnen die dürren Zweige herunter.

Ich glaube, das freundliche Interesse des Fürsten für mich dadurch geweckt zu haben, daß ich guten Rat geben konnte in bezug auf die Anlegung eines neuen Weges, der durch den herrlichen Buchenwald führen und dessen schönste Stellen auch für Wagen und Pferde

zugänglich machen sollte. Ich kannte den Wald wie meine Tasche; denn meine Brüder und ich waren oft genug vor Sonnenaufgang darin umhergestrichen, um Raubvögel zu schießen. Der Fürst redete mich infolgedessen lange Zeit mit „kleiner Pfadfinder“ oder „Fräulein Wegebaukommission“ an, jedesmal zu meiner größten Verlegenheit; denn diese frühen Waldexkursionen wurden meinerseits heimlich, ohne die Erlaubnis der Eltern gemacht. Wer beschreibt aber meine Überraschung, als eines Tages, als der Weg fertig war, die Fürstin und der Fürst vorfuhren und der letzte mich einlud, mitzufahren, weil er mir den neuen Weg zeigen wolle. Wie verzaubert saß ich im Wagen neben der Fürstin, und meine Zunge löste sich erst wieder, als wir im Walde abstiegen, und ich dem Fürsten noch eine besonders schöne, versteckte kleine Wiese zeigen konnte. Später, als ich erwachsen und zum erstenmal zum Diner nach Varzin eingeladen war, verhalf mir der Reichshund „Sultan“ zum besonderen Interesse des Fürsten. Der verwöhnte Riesenhund war sehr wählerisch in seinen Zuneigungen und sehr deutlich in seinen Abneigungen. War es doch vor kurzem unmöglich gewesen, wie die Fürstin erzählte, eine ihnen befreundete Engländerin länger in Varzin zu behalten, weil „Sultan“ ihr auf Schritt und Tritt aufgelauert und sie unausgesetzt schlecht behandelt hatte. Übrigens nannte der Fürst den Hund „Sultl“: „denn,“ sagte der Fürst, „es könnten sonst leicht türkische Verwicklungen daraus entstehen.“ Auch mich unterwarf der Reichshund einer eingehenden Beschnüffelung, die nicht gerade angenehm zu ertragen war. Danach aber setzte er sich neben mich und legte zum größten Erstaunen des Fürsten seinen Kopf oder seine Pfote auf meine Knie. „Ich habe große Achtung vor der Menschenkenntnis meines Hundes,“ sagte der Fürst, „er ist schneller und gründlicher als ich; ein so großes Kompliment wie Ihnen hat er aber kaum jemals jemand gemacht; ich gratuliere Ihnen.“

Es war ein Nachmittag und Abend sondergleichen, diese erste Einladung nach Varzin, unvergeßlich jedes, was ich sah, von dem großen Türvorhange an im Zimmer des Fürsten bis zu den Rosen und der Photographie, die er mir eigenhändig schenkte. — Der Vorhang war übrigens ein Meisterstück deutscher Webekunst und stellte mit der Überschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht“, Kaiser Heinrich IV. im Schloßhof von Canossa dar, nach dem Gemälde von Plüddemann. — Der Fürst führte mich zu Tisch. Auf meiner

andern Seite saß der Graf Herbert; es waren außer der fürstlichen Familie und meinen Eltern auch noch eine Anzahl Geheimräte da. Die Unterhaltung war immer gewürzt durch den feinen Humor des Fürsten und die temperamentvolle Originalität der Fürstin. Aufs schönste auffallend war mir die selbstverständliche Ehrerbietung, mit der alles schwieg, auch die Fürstin und die Kinder, wenn der Fürst sprach. Es wurde ein sonderbar aussehender Fisch herumgereicht, den ich nicht kannte. Der Fürst fragte mich, was es wohl für ein Fisch sei, und ich antwortete kurz entschlossen: „Nichts anderes als Hecht aus dem Varziner See." Der Fürst lachte. Es war Sterlet aus der Wolga, den ihm ein Verehrer auf ganz besonders raffinierte Weise lebend aus Rußland gesandt hatte. „Übrigens," sagte der Fürst, „war mir der Lachs interessanter, den mir Ihr Vater neulich lebend schickte; denn der hatte ohne Zweifel aus eigenem Antriebe die Reise zu mir gemacht." Mit diesem Lachs hatte es in der Tat eine seltene Bewandtnis. Er war in der Laichzeit aus der Ostsee in die Wipper, von da in die Grabow geraten und von dort in die sich verzweigenden und immer enger werdenden Kanäle und Gräben unserer Rieselwiesen, bis er in einem ganz engen Graben weder umdrehen noch auch weiterschwimmen konnte bei seiner Riesengröße. Da hatte mein Vater, der zufällig vorüberging, ihn mit dem Rücken aus dem Wasser ragen sehen.

Nach der Tafel, die wohl kaum eine Stunde gedauert hatte, ging man auf die in Garten und Park hinausführende Terrasse, wo der Kaffee eingenommen wurde. Es war warm; die Fürstin fürchtete jedoch von der herbstlich werdenden Luft für ihren Mann und verlangte von ihm, daß er ein von ihr selbst gesticktes Samtkäppchen aufsetzen sollte, was der Fürst energisch ablehnte. Es half ihm aber nichts; mit den Worten: „Du mit deinen dünnen Härchen solltest immer solch ein Käppchen tragen", wurde es ihm aufgesetzt. Bald ging man hinein. Der Fürst mit einigen der Herren setzte sich an den Kamin, zündete seine lange Pfeife an, während die Herren Zigarren rauchten, und bat sich etwas Musik aus. Die Gräfin Marie spielte, meine Mutter und ich sangen Duette; Chopin, Beethoven, Löwesche Balladen erklangen, und schließlich mußte ich auf den Wunsch der Fürstin das kleine Lied von Mendelssohn singen: „Leucht' heller als die Sonne, ihr beiden Äugelein", das ein besonderes Lieblingslied des Fürsten war und das ich ihm später noch öfters

habe vorsingen müssen, weil, wie er meinte, Mendelssohn das Lied vorahnend für meine Stimme komponiert haben müsse. Das kleine Lied zog den Fürsten wieder in den Damensalon, und mit einer interessanten Unterhaltung über Musik und Komponisten im allgemeinen und im besonderen endigte der unvergeßliche Tag.

Wer je auch nur einen solchen Abend in der fürstlichen Familie verlebt hat, der kann nicht anders, als mit höchster Verehrung und Freude der Fürstin zu gedenken. Sie war der Mittelpunkt all dieser Wärme, dieser feinen, frohen Behaglichkeit, die das ganze Haus erfüllte. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß der Fürst ohne diese Frau nicht das hätte sein können, was er war. Sie war seine Ruhe, seine Erholung, seine Stärkung. Erfinderisch und ohne Ende war ihre Sorge um ihren Gatten. Sie kam selbst von Varzin herübergefahren, um meine Mutter zu bitten, ihr einen Schinken aus unserer Wirtschaft zu überlassen, weil er dem Fürsten so gut geschmeckt habe... Dem Fürsten war das Gesumme von Fliegen und Mücken in seinem Schlafzimmer sehr verhaßt. Um sich zu versichern, daß auch nicht eine Mücke da sei, die dem Fürsten die Nachtruhe stören könne, stieg sie allabendlich selbst auf das Fensterbrett, um nachzusehen. Eines Tages war sie dabei ausgeglitten und mit dem Rücken auf eine Stuhllehne gefallen. Ehe Ärzte herbeigeholt werden konnten, wurde nach unserm alten Schäfer geschickt. Alte Schäfer verstehen immer mehr als gewöhnliche Sterbliche, und der unsere war in der ganzen Gegend für seine Weisheit und seine guten Kuren an Menschen und Vieh bekannt. So war er denn auch bei der Fürstin, entgegen dem Urteil der mittlerweile herbeigekommenen Ärzte, hartnäckig dabei geblieben, daß keine Rippe gebrochen sei, wie man fürchtete, und es war auch wirklich so. „Hans Bendix*) hat recht behalten," schrieb der Fürst nach einigen Tagen, „die Fürstin wird Ihrem alten Schäfer bald persönlich danken können."

Sehr originell war die Art der Fürstin, etwas zu erzählen. Sie fand die treffendsten Ausdrücke und Bilder. „Wenn ich im Wagen hinter meinem Sohne Bill sitze, bin ich wie eine arme Grasmücke, die einen Kuckuck ausgebrütet hat; ich mag mich recken, wie ich will, sehen tue ich doch nichts," erzählte sie. Oder sie beschrieb

---

*) So hieß bekanntlich der Schäfer in Bürgers Gedicht: „Der Kaiser und der Abt".

mit drolligster Anschaulichkeit, wie außerordentlich unväterlich und ungalant sich Sultan zu seinen Kindern und zu seiner Frau benähme. Den Fürsten erfreute und amüsierte „die verwegene Art, wie meine Frau spricht“, ganz besonders. Einmal bei einer solchen Gelegenheit sagte er lachend: „Ja, wenn ich so reden könnte wie meine Frau, so würde ich ganz andere Erfolge im Reichstag haben.“ — Rührend war die stete, liebevollste Rücksicht, die er auf die Fürstin nahm. Als er im August 1868 auf unsern Wiesen gefährlich mit dem Pferde gestürzt war — das Pferd war in ein Maulwurfsloch getreten, hatte sich überschlagen und war mit voller Wucht auf ihn gestürzt — kam er schwer leidend zu uns, damit mein Vater ihn nach Hause fahren ließe. Trotzdem er die heftigsten Schmerzen litt — er hatte eine Rippe gebrochen und lag viele Wochen infolge dieses Sturzes krank — war seine einzige Sorge, daß die leeren Reitpferde auf keinen Fall vor ihm in Varzin eintreffen sollten, damit die Fürstin nicht erschreckt würde.

Leider entzieht sich so vieles der Erlebnisse und Eindrücke, die wir von und durch den Fürsten hatten, der Möglichkeit des öffentlichen Erzählens. Bei allem aber, Großem und Kleinem, Ernstem und Frohem, offenbarte sich immer dieselbe große, gerade Gesinnung. Der Fürst gehörte nicht zu den Männern, bei denen man ein Auge zudrücken muß, um ihre Größe genießen und würdigen zu können. Hoch über aller Begeisterung, über aller Tatkraft, selbst über Genie und Talent steht die Gesinnung. Erst diese adelt oder erniedrigt alles, was geschieht, und gerade deshalb bedeutet die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck für uns, die Erben seiner Größe, einen unerschöpflichen, lebendigen Schatz; denn alles, was er tat und was er geleistet, war von höchstem Adel der Gesinnung diktiert und durchdrungen.

113. Bismarcks Vorliebe für den Wald.

Wie ein rechter Landedelmann hatte Fürst Bismarck auch seine Freude an dem eigenen Heim. Er verließ es nur ungern, selbst der Umzug von Varzin nach Friedrichsruh und umgekehrt war ihm „widerwärtig“. Er liebte den Wald, nicht bloß der Rente halber, die er aus ihm zog, sondern um des Waldes selber willen: er sah in ihm „das Bild eines wohldisziplinierten Volkes, wo alles durch eine oberste Fürsorge geregelt ist, das Wachstum, das Alignement

(Abmessung nach der Schnur) und das Fällen, es war ihm das Idealbild eines Staates, der weder ein Parlament noch Zeitungen hat". So deutete er auch einmal seine Vorliebe für die Wildschweine in anmutig scherzender Weise: „Unter der Erde gibt es Engerlinge, die die Wurzeln anfressen und alle Pflanzungen verwüsten. Auf der Erde gibt es dagegen Rudel von Wildschweinen, die auf ihrem ungestümen Vordringen, was ihnen im Wege steht, umstürzen. Man wütet gegen die Wildschweine, weil man sie sieht, aber der Schaden, den sie anrichten, kann gar nicht mit den unterirdischen Verwüstungen der scheußlichen Insekten in Vergleich gestellt werden.

(Dr Paul Liman.)

114. Trampedang.

Im Jahre 1885 wandte sich an den Fürsten ein Bewohner Livlands in der Kreisstadt Wenden, der den poetischen Namen Trampedang führte, mit der Bitte, seinem erstgeborenen Sohn den Namen Bismarck beilegen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde bereitwilligst erteilt, wozu der Kanzler die briefliche Mitteilung machte: „Sollte mir trotz meines hohen Alters der Himmel noch einen Jungen bescheren, so werde ich nicht verfehlen, ihn — Ihre Einwilligung vorausgesetzt — auf den Namen Trampedang taufen zu lassen."

115. Die Getreuen von Jever.

Unter den zahlreichen Kundgebungen des Dankes und der höchsten Wertschätzung, die dem Fürsten Bismarck als Lichtblicke in dem Kampfe gezollt wurden, den er in seiner schweren und verantwortlichen Kanzlerstellung oft zu führen hatte, nahm die Verehrung der „Getreuen von Jever" eine ebenso originelle wie herzliche Form an. Seit dem Jahre 1871 hatte sich in der etwa 6000 Einwohner zählenden Stadt Jever im Großherzogtum Oldenburg eine Stammtischgesellschaft gebildet, die dem Fürsten jährlich 101 Kiebitzeier sandte. Die Gesellschaft erlangte allmählich durch die Regelmäßigkeit des Geschenkes und durch die Art der Darbietung eine Berühmtheit, und mit Stolz nannten sie sich die „Getreuen von Jever". Beim Glase Bier sich an der Größe Deutschlands erfreuend, waren sie auf den Gedanken gekommen, dem Reichskanzler mit den zarten buntgefleckten Eiern ihres Heimatsvogels, des Kiebitzes, zum Geburts-

tage eine kleine Freude zu bereiten. Besonders war es der Buchhändler L. Mettcker gewesen, der die Anregung dazu gegeben hatte; und seine Idee war von den Freunden, und dann von dem Fürsten fröhlich aufgenommen worden.

Nur wenn wegen schlechter Witterung der Vogel im Eierlegen verhindert worden war, wurde die Sendung um einige Zeit verschoben, wie dies in den Jahren 1875, 1876 und 1881 geschah.

Regelmäßig begleiteten das Geschenk Verse in plattdeutscher Mundart. In den Jahren mit ungünstiger Witterung lautete der Vers:

„De Kiwiet kunn vör Köll nich leggen,
Datt wull'n wi tu uns' Entschuldigung seggen!"

Diese Verse wurden jährlich von einem andern der Gesellschaft gemacht. Meist sind sie kurz und bündig wie die vorigen, zum Beispiel die vom Jahre 1882:

„Wi bringt Di de Eier je länger, je lever,
Wi sind und blivt de Getreuen von Jever."

Zuweilen kommt eine scherzhafte Anspielung auf Bismarck darin vor, wie in den folgenden beiden:

„De Kiwiet leevt de Winkeltög
Just as de Diplomaten;
Drum hett he trotz de Vörjahrssünn
Us doch wäär luren laten."

„Fast as de Diek üm Jeverland
Schlungst Du um't dütsche Land dat Band.
As um dat Jeverland den Diek
Schütz Gott den Diekhauptmann von't Riek."

Die Verpackung der Eier geschah auf das sorgfältigste, damit die dünnen Schalen nicht zerbrachen. Zunächst wurden sie ausgelesen und in einer Wasserschüssel geprobt, ob sie frisch waren. Dann wurde jedes Ei in Seidenpapier gewickelt und in eine Kiste gelegt. Die Zwischenräume wurden durch reichlichen Häckerling ausgefüllt. Dann konnte die Fahrt nach dem Aufenthaltsorte, zuerst nach Varzin und dann Friedrichsruh, losgehen.

Dem Fürsten wurden die Eiersendungen zur lieben Gewohnheit, sie gehörten zu seinen angenehmen Frühjahrsgenüssen. Einmal hat er den Gebern auf originelle Weise gedankt, indem er ihnen einen silbernen Pokal in Gestalt eines großen Kiebitzeies schickte. Die Freude

darüber war unendlich. Den Deckel des Pokals krönt ein kunstvoller Kiebitzkopf, während das Ganze auf drei Kiebitzfüßen ruht. Das Silber ist matt oxydiert und weist die dunklen Flecke des natürlichen Eies auf. Das Innere ist vergoldet und zeigt im Deckel das erhaben gearbeitete Wappen der Bismarcks und die Fürstenkrone. Dazu schrieb der Fürst in einem Briefe durch den preußischen Gesandten an den Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Wilhelm Mettcker, „daß er seinen Dank wenigstens durch ein Ei Ausdruck gebe, das der Berliner Kiebitz gelegt habe. Er wünsche, daß man es als Andenken zur Benutzung bei gelegentlichem Umtrunk ansehe".

116. Aus den Tagebuchblättern von Eugen Wolf.

Vom Fürsten Bismarck veröffentlicht Eugen Wolf in „Velhagen u. Klasings Monatsheften" eine Anzahl Tagebuchblätter, in denen er seine Begegnungen mit dem ersten Reichskanzler schildert. Aus der Fülle von Mitteilungen, die ein Bild des ungezwungenen Verkehrs in Bismarcks Hause geben und namentlich auch Äußerungen des Fürsten über die deutsche Kolonialpolitik und damit verknüpfte Fragen enthalten, seien einige Episoden wiedergegeben. Wolf kam mit dem Reichskanzler im Jahre 1888 in persönliche Beziehung, als er von Leutnant Wißmann aufgefordert wurde, ihn bei der Emin Pascha-Expedition zu begleiten, und in Bismarcks Gesellschaft nach Friedrichsruh reiste. Im Verlauf einer Unterhaltung über die Expedition Wißmanns machte Bismarck Wolf gegenüber eine charakteristische Bemerkung. „Ich setzte," schreibt Wolf, „dem Fürsten die Pläne Wißmanns, soweit er mich in dieselben eingeweiht hatte, auseinander. Emin Pascha kenne ich nicht; seine Befreiung hielt ich aber für eine Kulturaufgabe, der nebenbei auch ein politisches Ziel nicht abzusprechen sei. Wir könnten dort eine deutsche Interessensphäre gründen; die Stanley-Expedition verfolgte gewiß nicht nur philanthropische Zwecke. Der Fürst hörte mir aufmerksam zu; als ich bei der Entwicklung meiner Ansichten immer wärmer und wärmer wurde, unterbrach er mich nicht ein einziges Mal. Nachdem ich geendet, trat eine peinliche Pause ein; der Fürst rückte sich im Wagen etwas herum, nach mir zu, und sagte nach tiefem Atemzuge: „Sie kennen Emin Pascha nicht und ich auch nicht. Ist der Mann Mohammedaner, ist er Christ? Ist er Deutscher geblieben oder nicht? Will

er überhaupt gerettet werden? Schicke ich einen preußischen Leutnant da hinein, so muß ich unter Umständen noch mehrere nachschicken, um ihn herauszuholen. Das führt uns zu weit. Die englische Interessensphäre geht bis zu den Quellen des Nils, und das Risiko ist mir zu groß. Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier liegt Rußland und hier" — nach links deutend — „liegt Frankreich, und wir sind in der Mitte; das ist meine Karte von Afrika." Im Zusammenhang mit dieser ist eine spätere Äußerung Bismarcks über den Zanzibarvertrag aus dem Juni 1890 interessant. Wolf erzählt: „Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er darüber denke." — „Ich hätte niemals meine Einwilligung zu solchem Vertrage gegeben. Die Küste war ja bereits effektiv in unserem Besitz, und Zanzibar wäre uns zweifellos später zugefallen. Der Wert Helgolands ist ein sehr zweifelhafter; es ist roter, weicher Sandstein, den man mit weittragenden Marinegeschützen zusammenschießen kann. Schon zu meinen Zeiten schwebten Verhandlungen über die Gewinnung Helgolands; das Opfer, das die Engländer dafür forderten, war mir aber zu groß." Auf meine Bemerkung, ich fühlte mich in bezug auf seine politischen Mitteilungen zur Diskretion verpflichtet; da ich nun morgen zu der in Cöln tagenden Generalversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaften reiste und es dort bekannt sei, daß ich in Friedrichsruh weile, so würde man zweifellos von mir erfahren wollen, wie der Fürst über diese wichtige Frage denke, antwortete Bismarck: „Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, und ich ermächtige Sie, falls Sie gefragt werden, von dem, was ich gesagt habe, Gebrauch zu machen. Grüßen Sie die Cölner von mir, die mich noch zu Lebzeiten verewigt haben. Wie Sie wissen, hängt in meinem Arbeitszimmer die Abschrift der Urkunde, welche beim Schlußsteinfest des dortigen Domes in die Kreuzblume eingelegt worden ist. Es ist mir eine liebe Erinnerung. Grüßen Sie die Cölner vielmals." Wie Bismarck selbst schon Gelegenheit hatte, Legenden entgegenzutreten, die sich über ihn bildeten, dafür wird ein bezeichnender Fall erzählt: „Er las eines Abends einen Artikel aus der „Kölnischen Zeitung" vor, wonach der amerikanische General Sheridan, welcher den Feldzug von 1870/71 im deutschen Hauptquartier mitgemacht hatte, gesagt haben sollte, Bismarck und er seien einmal vor den feindlichen Kugeln geflohen. „I!" sagte der Fürst, „das ist ja gar nicht wahr. Als die Kugeln

12*

um uns herumpfiffen, habe ich zu Sheridan gesagt: Ich bin in des Königs Diensten und darf nicht hier bleiben; wir müssen diesen Abhang hier pleine carrière*) hinunterreiten, was Sheridan für zu waghalsig hielt. Als er aber dann immer mehr Kugeln pfeifen hörte, kam er mir gleich nachgaloppiert." Und nach einer kurzen Pause: „Auch das ist nicht wahr, daß ich, um mir auf der Landstraße den Weg frei zu machen, mit der Pistole in der Hand durch unsere Munitions-Kolonnen geritten sei. Das ist mir gar nicht eingefallen." An anderer Stelle schreibt Wolf: „Während des Essens bekam ich Gelegenheit, die erstaunliche Vertrautheit des Reichskanzlers mit den Klassikern zu bewundern. Es kam, ich weiß nicht, in welchem Zusammenhang, die Rede auf ein Zitat von Shakespeare. Rottenburg (der Chef der Reichskanzlei) sagte: „Das ist aus dem „Sturm"." „Nicht doch," erwiderte der Fürst, „aus dem „Sturm" wird es nicht sein, sondern aus „König Richard III."." Dabei nannte er Akt und Szene und meinte, es müsse in der deutschen Übersetzung von Schlegel und Tieck auf der so und so vielten Seite rechts, auf der siebenten oder neunten Zeile von unten stehen. Da auch Rottenburg im Recht zu sein glaubte, ließ der Kanzler das betreffende Buch aus der Bibliothek holen. Der Fürst hatte recht."

§117. Bismarck als vorzüglicher Weinkenner.

Fürst Bismarck pflegte bei festlichen Gelegenheiten den besten Auslesen guter Jahrgänge des Rebensaftes nicht abhold zu sein. Hierüber weiß Eugen Wolf in seinem Buche: „Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus" manche interessante und heitere Einzelheiten zu erzählen. Gelegentlich eines Essens, bei welchem eine Flasche 1868er Johannisberger Kabinett getrunken ward, gab Fürst Bismarck folgende Erinnerung zum besten: „Als ich Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war, lud mich der alte Fürst Metternich auf sein Schloß Johannisberg ein und setzte mir vorzügliche Weine vor, allerdings wußte er nicht, daß ich vormittags in seinem Keller schon bessere getrunken, die mir der Kellermeister kredenzt hatte."

Bei einem Essen im Jahre 1890, an welchem Wolf nebst andern Gästen teilnahm, schenkte der Kammerdiener Pinnow der Fürstin

---

*) in vollem Lauf, mit verhängtem Zügel.

Apollinaris ein, von dem auch Wolf sich ein Glas geben ließ. „Ist Ihnen das nicht zu stark?" fragte die Fürstin. Dem über diese Frage etwas stutzig gewordenen Gast kam der Kanzler mit der Bemerkung zu Hilfe: „Wir hatten einmal einen Forstbeamten zu Tisch, und als der Diener ihm Wasser eingoß, rief er: „Ne, det moog ich nich; det is mich tau stark." Darauf sagte ich: „Herr Förster, det is Ihnen tau stark?" „Joo, Durchläucht, Woater is mich tau stark, det drifft jo Mühl'n."

Ein anderes Mal sprach sich Bismarck in Wolfs Gegenwart über Champagner aus: Deutscher Champagner bekommt mir nicht. Da ist mir in Berlin folgendes passiert: Beim jetzigen Kaiser wurde einmal bei Tisch deutscher Champagner eingeschenkt, ich konnte das Etikett nicht sehen, weil die Flasche mit einer Serviette umwickelt war, aber ich schmeckte es sogleich und stellte das Glas vor mich hin, worauf der Kaiser mich fragte, weshalb ich nicht trinke. Auf meine Antwort, daß ich deutschen Champagner nicht vertrage, sagte der Kaiser: „Erstens trinke ich ihn aus Sparsamkeitsrücksichten, denn ich habe eine große Familie zu ernähren, auch will ich meinen Offizieren ein gutes Beispiel geben; zweitens tue ich es aus patriotischen Gründen," worauf ich entgegnete: „Majestät, der Patriotismus geht bei mir bis an den Magen."

Als gelegentlich eines Tages die Sprache auf die Art und Billigkeit der Weinproduktion kam, äußerte der Fürst: Früher, als Wein noch billiger war, konnten die Menschen viel mehr trinken und vertragen. Ich erinnere mich der Geschichte zweier Moselaner, sie kamen beim Frühschoppen zusammen, da sagte der eine nach dem ersten Glas: „De Wingge ist jut." Gegen Dämmerung standen sie auf, ohne inzwischen gesprochen zu haben; nur beim letzten Glas erwiderte der andere: „Un bekömmlich is he ooch."

118. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck von Postdirektor a. D. Kühl.

Allerhand kleine Erinnerungen aus seinen Begegnungen mit dem Fürsten Otto von Bismarck veröffentlicht der Oberpostdirektor a. D. Kühl aus Hamburg, der in den Jahren 1887 bis 1896 während des Aufenthaltes des Fürsten auf seiner Besitzung in Friedrichsruh

manche Stunde bei dem Altreichskanzler und seiner Familie verkehren durfte. Kühl erzählt u. a. folgendes:

In der zweiten Hälfte des Jahres 1887 übernahm ich die Oberpostdirektion in Hamburg, zu deren Verwaltungsbezirk der Kreis Herzogtum Lauenburg gehört, mit dem darin belegenen Friedrichsruh im alten schönen Sachsenwalde. Mir war bei dem Amtsantritt bekannt gegeben worden, daß dem dermaligen Reichskanzler von meiner Versetzung nach Hamburg Anzeige erstattet worden sei und daß ich mich bei ihm zu melden habe. Das geschah gegen Ende 1887, bald nachdem der Fürst seinen Aufenthalt wieder in Friedrichsruh genommen hatte. Ich traf ihn im Schlosse nicht anwesend, ließ meine Karte zurück und begab mich zu dem Postamt. Dort erschien nicht lange darauf der Kammerdiener des Fürsten mit der Einladung für mich und den Postmeister: um 6 Uhr zum Essen zu kommen. Dankend wurde zugesagt.

Das Postgebäude in Friedrichsruh liegt am östlichen Ende der fürstlichen Parkanlagen, an der Landstraße nach Aumühle und gegenüber dem Schienenwege Hamburg—Berlin; es ist auf Kosten des Altreichskanzlers im Ziegelrohbau errichtet und an die Postbehörde vermietet. Rechts vom Eingange liegen die Postdiensträume, in denen für einen größeren Telegrammverkehr besondere Vorsorge getroffen war.

Die Unterhaltung bei Tisch war ungezwungen und wurde zumeist vom Fürsten angeregt und geführt. Er erkundigte sich nach meiner Heimatprovinz, meiner Familie und Postdienstlaufbahn und zeigte, als hierbei die Orte Stralsund, Greifswald und die Insel Rügen genannt wurden, eine überraschende Kenntnis aller geschichtlichen, örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der alten schwedisch-pommerschen Lande. Auch manches aus dem Gebiet der Post und der Telegraphie wurde von ihm gestreift, u. a. meinte er, daß bei der Einführung des Fernsprechers in der Mitte der siebziger Jahre in Frage gekommen sei, ob der Betrieb nicht an Privatgesellschaften überlassen werden könne; er sei dagegen gewesen, schon weil dies zu unruhigen Zeiten recht bedenklich hätte werden können. Nach Beendigung der Tafel verfügte sich die Gesellschaft in den Salon und nahm dort an dem vor dem großen Ecksofa stehenden runden Tische Platz. Es wurde Kaffee gereicht und die dazu dargebotene Zigarre angezündet. Der Fürst rauchte seine Pfeife, der

Reichshund streckte sich neben ihm. Die Post brachte Briefe und Zeitungen, die vom Fürsten geöffnet und eingesehen wurden, auch einige Telegramme wurden abgefertigt. Die Unterhaltung schloß sich an die Eingänge an; unter diesen befand sich die Drucksache über das Abschiedsfest zu Ehren des damaligen Geheimen Ober-Postrats Kraetke bei seinem Abgang als Landeshauptmann für Neu-Guinea, aus deren launigem Inhalt zum sichtlichen Gefallen unseres hohen Gastgebers vorgelesen wurde. Auch auf die Wirtschaftsanlagen in der Umgebung von Friedrichsruh, auf Wald und Feld, auf den Betrieb der Sägemühle und des neuen Tonwerkes erstreckte sich die Unterhaltung; der Verkehrsaufschwung von Hamburg in den letzten Jahrzehnten, seine Reederei, Hafen- und Schiffsbauten und der bevorstehende Zollanschluß mit den dazu errichteten großartigen Bauwerken wurden besprochen. Der Fürst meinte, er würde Hamburg gern besuchen, allein es wären dort ihrer zu viele, die etwas von ihm haben wollten, und seine Zeit sei allzu beschränkt, um dem zu genügen. Als die Abfahrtszeit für mich herannahte, bemerkte der Fürst, daß ich wohl erst mit dem Abendschnellzuge nach Hamburg zurückkehren würde; er habe bereits nach der Bahnstation Nachricht geben lassen, daß der Zug in Friedrichsruh für mich halten solle. Sodann zeigte er manches aus seinem Besitz, so den großen Eichenschrank, eine Gabe der deutschen Papierfabrikanten zu seinem siebzigsten Geburtstage; der Schrank war in zahlreichen Fächern und Schubladen mit Papier und Briefumschlägen in allen möglichen Größen gefüllt; dabei erwähnte der Fürst, daß ein Menschenalter nicht ausreichen würde, um den Inhalt zu verbrauchen, daß er selbst aber kaum noch zum Schreiben komme, es sei denn, daß es an den Kaiser wäre. Mit der Aufforderung zum Wiederkommen wurde ich entlassen.

Als ich mich nach dem Rücktritt des Fürsten vom Amte das erste Mal wieder einfand, traf ich ihn vor dem Schlosse, im Begriff auszufahren. Er reichte mir die Hand mit den Worten: „Es freut mich, daß Sie sich meiner erinnern." Ich zog mich bald zurück, denn Gäste wurden damals im Schlosse noch nicht wieder aufgenommen.

Nachdem der Fürst für sich und seine Gemahlin Anfang 1892 einige Einladungen in Hamburg angenommen hatte, entstand in mir und meiner Familie der Wunsch, die fürstlichen Herrschaften

auch bei uns zu sehen. Ich schrieb an den Privatsekretär Dr Chrysander und ersuchte ihn, dem Fürsten diesen Wunsch mit der Einladung zum Mittagessen vorzutragen und im Falle der Zusage Tag und Stunde bestimmen zu lassen. Umgehend erhielt ich die Antwort, daß Fürst und Fürstin dankend angenommen hätten und am 27. Februar 5½ Uhr zum Mittagessen meine Gäste sein würden. Professor Dr Schweninger und Geheimer Legationsrat a. D. Bucher, die als Gäste im Schlosse zu Friedrichsruh weilten, sagten auf meine Einladung ebenfalls zu. Zur festgesetzten Zeit trafen die fürstlichen Herrschaften mit Begleitung im Salonwagen auf dem Berliner Bahnhofe in Hamburg ein, wurden von mir dort empfangen und gelangten in den bereit gehaltenen Wagen zu meiner Wohnung am Stephansplatze. Dort hatte ich in der Vorhalle für die Fürstin einen Tragsessel aufstellen lassen, um ihr das Ersteigen der 70 Treppenstufen zu ersparen, sie lehnte jedoch die Benutzung ab, um, wie sie freundlich sagte, durch das Schwanken des Sessels nicht seekrank zu werden. Geleitet von Professor Schweninger stieg sie die Treppen hinauf. Ich schritt mit dem Fürsten, der die Uniform mit Helm angelegt hatte, voran, wobei er seiner Gemahlin zurief: „Lat Di man Tied!" und zu mir hinzufügte: „Wir wollen nicht zurücksehen, da Leidende es nicht gern haben, wenn sie hierdurch auf ihr langsames Gehen aufmerksam gemacht werden." Während des Mahles war der Fürst sehr leutselig und unterhaltend, die Fürstin jedermann für sich einnehmend durch ihre heitere, natürlich freundliche Art. Der Fürst erhob das Glas zur Begrüßung seiner Nachbarn, demnächst auch zu mir mit den Worten: „Ich gedenke Ihres verehrten Herrn Chefs, des Staatssekretärs von Stephan, er war mir lange ein treuer Mitarbeiter, wir haben uns verstanden, trinken wir auf ihn." Es wurde dann unter anderem gesprochen über Goethe und seine späte Heirat, die ihm die Frauen nicht hätten verzeihen können, über Schiller und seine Wallenstein-Trilogie, welche der Fürst, wie er meinte, gern wieder einmal auf der Bühne hören möchte; ferner die Berufsfreudigkeit im Amte, insbesondere diejenige des Altreichskanzlers. „Ich habe ja nichts mehr zu tun," fügte der Fürst nicht ohne Wehmut hinzu. Nach dem Essen wurde im Salon der Kaffee gereicht. Der Fürst nahm in einem der Sessel Platz, sein Kammerdiener reichte ihm die mitgebrachte lange Pfeife, die er behaglich schmauchte, mit der um ihn gruppierten Gesellschaft bald

allgemein, bald mit dem einzelnen die Unterhaltung führend, unausgesetzt in froher Laune. Er erwähnte unter anderem, daß es eine Zeit gegeben habe, in der er sich matter gefühlt habe als jetzt; der betagte Kaiser Wilhelm sei im Kriege 1870 noch so rüstig gewesen und sei in einem solchen Galopp geritten, daß er, der Fürst, der noch 18 Jahre jünger, ihm kaum habe folgen können. Als der Fürst von schweren Leiden, von Erstickungsanfällen des alten Blücher sprach, drückte er den Wunsch aus, daß ihm Gott dereinst ein Ende im Freien geben wolle; auf seinen Spaziergängen dächte er oft daran.

Am 18. Januar 1896 waren fünfundzwanzig Jahre verflossen seit Errichtung des Deutschen Reiches. Einige Tage zuvor meldete ich mich zum 18. in Friedrichsruh an, erhielt aber den Bescheid, der Fürst würde an diesem Tage keine Gäste empfangen; er besann sich jedoch und mir ging am 18. früh die Einladung zu, zur Frühstückstafel zu kommen. Es waren nur Familienglieder, der Oberförster und die Hausbeamten zugegen, später erschienen noch ein Freund des Hauses und ein Afrikareisender. Als der erstere einen Blumenstrauß mit blau-weißer Schleife, den bayerischen Landesfarben, überreichte, nahm der Fürst ihn dankend mit den Worten entgegen: „Aha, die bayerischen Farben, ja, der Bayer gab den ersten Anstoß zu Kaiser und Reich.“ Vor dem Fürsten ausgebreitet lag die Dekoration des neu gestifteten Wilhelmsordens, der ihm vom Kaiser zu diesem Tage verliehen war. Der Fürst ließ die Dekoration wiederholt während der Tafel zur Besichtigung kreisen und war sichtlich erfreut und dankbar bewegt über die Gnadenbezeigung. Auf dem Altan vor dem Speisezimmer konzertierte die Jägerkapelle aus Ratzeburg. Der Fürst ließ den Dirigenten zu sich rufen, lud ihn zum Sitzen an der Tafel ein und ließ ihm Schaumwein reichen; dann sprach der Gastgeber zu ihm: „Sie sind hier heute der alleinige Vertreter der bewaffneten Macht, sie hat die großen Siege errungen, durch welche die Einheit des Vaterlandes hergestellt und das Kaiserreich erstanden ist. Dem Kaiser, als dem Höchsten des Reiches, bringen auch wir heute unsere Huldigung. Seine Majestät lebe hoch!“ Unter den wenigen Gästen fiel mir die Ehre zu, der unsterblichen Taten und des heldenhaften Geistes des Fürsten zu gedenken und ihn als Gründer und Baumeister des geeinten deutschen Vaterlandes zu feiern. Bei seinen Worten: „Ich danke Ihnen“ erklangen erneut die Gläser,

und die Jägerkapelle ließ draußen ihre Fanfaren ertönen. Immer wieder waren die Blicke des Fürsten auf den vor ihm liegenden Wilhelms-Orden gerichtet. Noch längere Zeit blieb die Gesellschaft bei gutem Trunk und Zigarren, und mancherlei Erinnerungen aus der Zeit des Krieges und des Auf- und Ausbaues des Reiches beisammen.

119. Aus den Tagebuchblättern von Moritz Busch.

Aus dieser interessanten Bismarck-Literatur, in deren Mittelpunkt der Altreichskanzler nicht als Staatsmann, sondern als „Bismarck im Hausrock" erscheint, sind die folgenden Eintragungen entnommen:

Am 17. Oktober 1888: „Ich hatte die drei kleinen Rantzaus früher jeden Abend nach dem Essen ein Weilchen auf dem Sofa des Nebenzimmers wälzen, oder, wie ich's nannte, „wabeln", „brätzeln" oder „zerwurzeln" müssen und war von ihnen dafür durch schöne Purzelbäume auf dem Teppich belohnt worden. Als ich mich jetzt bei der Mama nach dem Befinden der Bürschchen erkundigte und äußerte, sie würden nun wieder gewabelt und gewurzelt sein wollen, erwiderte sie, das möge ich ihnen heute versagen, zur Strafe, weil die beiden älteren sich am Morgen hochmütig und unartig gegen die Gouvernante betragen hatten. Der Fürst sagte, dafür müsse es Hiebe geben. Die Gräfin entgegnete, sie hätten dafür nicht baden dürfen, auch hätte es Ohrfeigen gesetzt. Er aber bemerkte, „das ist nicht genug für solche Ungehörigkeit; da müssen die andern Backen was kriegen mit Rute oder Stöckchen." Er erzählte dann, wie er einmal Herbert und Bill gezüchtigt hätte, als sie Haselnüsse geholt und darauf vor dem Forstbeamten davongelaufen wären. „Es war nicht wegen der Nüsse, sondern weil sie den alten Mann genötigt hatten, ihnen durch Gestrüpp und Wurzeln nachzusetzen, bis ich sie griff und durchprügelte, was ihn sehr zu verwundern schien." Ich erkundigte mich bei ihm, ob unartige Prinzen von ihren Gouvernanten oder sonst mit ihrer Erziehung Beauftragten gezüchtigt werden dürfen, oder ob diese es den Eltern sagen müßten, damit diese die Abstrafung besorgten. Er bejahte das erstere, und erzählte, daß die Erzieherin des Kaisers Wilhelm II., als sie ihn einst tätlich bestraft hätte, gegen ihn geäußert habe: „Prinz, wenn ich das tun muß, so schmerzt mich das so sehr wie Sie, Königliche Hoheit."

„So" — habe er darauf gesagt —, „auch da, wo es bei uns weh tut?" Es wurde viel über die drollige Wißbegier des Knaben gelacht."

Ein andermal kam das Gespräch auf das Vermögen Bismarcks. Busch berichtet darüber:

„Wir kamen auf sein Vermögen zu sprechen, indem ich äußerte: „Nur um zu zeigen, was für ein Aberglaube in dieser Hinsicht unter den Leuten herrscht — da sagte mir neulich ein sonst so verständiger Kaufmann, Sie besäßen wenigstens 100 Millionen." Er setzte mir darauf seine Vermögensverhältnisse ausführlich auseinander, sprach von dem Wert der einzelnen Güter, von dem, was sie einbrächten, und davon, daß er nicht an Mehrung seines Kapitalbesitzes — „wie es meine Söhne gern hätten" — sondern an Abrundung und Verbesserung seiner Güter denke. Er erinnerte an Chorow und Seydlitz, an die Güterkäufe am Sachsenwalde und ähnliches: „Ich kann nicht anders," sagte er, „wenn ein Nachbar mit einer Koppel in das Meinige hineinragt, und es steht eine hübsche Baumgruppe darauf und sie soll niedergeschlagen werden, da muß ich die Koppel haben." Oft bezahlte er bei solchen Käufen zu teuer, auch wurden die Güter von den Beauftragten häufig nicht gut genug verwaltet, so habe er wohl in günstigen Jahren, bei hohen Holzpreisen und dergleichen 100 000 Taler, mehrmals aber keine Überschüsse über die Ausgaben gehabt. „Ich lebe übrigens," fuhr er fort, „auf dem Lande kostspieliger als in Berlin, und meine Pferde kommen mich mit ihrem Futter in Varzin höher zu stehen als hier. Könnte ich meine Güter für das verkaufen, was sie vielleicht wert sind, so würde ich wohl 4 Millionen dafür bekommen.

Das Gespräch drehte sich in Friedrichsruh um die verschiedensten Dinge. Am 26. Oktober ist Busch in der Lage, eine Äußerung Bismarcks über Goethe zu verzeichnen: „Freitag beim Frühstück fragte mich der Chef: „Sie, Busch, was halten Sie von Goethes Trauerspielen und Dramen überhaupt?" Ich erwiderte, er wäre weniger Dramatiker und Lyriker, aber der Faust wäre, abgesehen vom zweiten Teile, doch ganz wundervoll. „Ja," sagte er, „gewiß. Auch der Goetz ebenfalls; aber Egmont, der Mann in Stella, Tasso und die andern mit ihrer Hauptperson sind doch lauter Weichlinge, schwache, weichliche sentimentale Menschen, keine Männer wie

bei Shakespeare, immer er selber, der auch was Weibliches hatte und nur den Weibern nachfühlen und sie gut darstellen konnte." Ich empfahl ihm schließlich Viktor Hehns „Gedanken über Goethe" und wies namentlich auf das erste und zweite Kapitel hin.

120. Bismarcks Hausarzt.

In den „Grenzboten" veröffentlicht Wilhelm Gittermann persönliche Erinnerungen an den verstorbenen ersten Direktor des Reichsgesundheitsamtes Dr Heinrich Struck. „Dieser Mann," so beginnt der Aufsatz, „wurde kaum unter die Zahl der medizinischen Größen gerechnet, weil er als Praktiker niemals Zeit fand, seine Gelehrsamkeit der staunenden Mitwelt in dicken Bänden darzulegen; aber er war etwas viel Besseres, ein Arzt von Gottes Gnaden, der nicht nur nach moderner Art die Krankheit, sondern noch viel mehr den kranken Menschen zu behandeln wußte, der bis in sein hohes Alter hinein ein halbes Jahrhundert lang in ausgebreiteter Tätigkeit segensreich gewirkt hat und von allen hilfesuchenden Kranken fast vergöttert wurde." Dreißig Jahre war er Bismarcks Hausarzt. Über die Art, wie diese Beziehung entstand, berichtet der Verfasser:

„Nach seiner Beförderung zum Assistenzarzt wurde Struck im Jahre 1853 zu dem preußischen Kontingent nach Frankfurt a. M. kommandiert, und hier fand er trotz seiner Jugend bald eine so bedeutende Praxis, daß auch der damalige Gesandte, Herr von Bismarck, auf ihn aufmerksam wurde und um seinen Besuch bat. Die denkwürdige Szene, wie er zum erstenmal dem Manne gegenüberstand, dessen Größe damals noch niemand ahnte, hat mir Struck wiederholt mit folgenden Worten geschildert: „Als ich in das Zimmer trat, sah ich einen großen, damals noch nicht korpulenten Mann im Schlafrock auf dem Sofa sitzen, der das kranke, dick geschwollene Bein auf einer Bank liegen hatte und mir schon von weitem die Hand entgegenstreckend sagte, indem er mich aus seinen großen Augen fest anschaute: „Herr Doktor, ich habe Gutes von Ihnen gehört, können Sie mich bald gesund machen? Ich leide an heftigen Schmerzen, kann mich nicht bewegen und habe dringend zu arbeiten; sehen Sie zu, daß ich diese böse Krankenstube bald verlassen kann".

Bismarck hatte damals den ersten Anfall einer akuten Venenentzündung erlitten. Die Krankheit war durch passende Verordnungen bald beseitigt, und Struck wurde der Hausarzt seines Patienten. Fast aber wäre dieses Verhältnis nicht von langer Dauer gewesen, denn nach Strucks Beförderung drohte seine Versetzung, weil die entsprechende Stelle in Frankfurt erst kurz vorher frisch besetzt worden war. Als alle Vorstellungen bei der Militärbehörde nichts halfen, gab Bismarck Struck den Rat, abzugehen und sich in Frankfurt als praktischer Arzt niederzulassen; Struck war auch bereit, aber die Frankfurter Medizinalbehörde verlangte von dem preußischen Ausländer ein Examen, womit dieser nicht einverstanden war, da ihm das Ansinnen beleidigend erschien, und weil er wußte, daß die feindlich gesinnten Frankfurter Kollegen ihm eine Falle stellen und zum Durchfallen verhelfen würden. Als sich Bismarck noch einmal energisch ins Mittel legte, gab man sich großmütig mit einem Kolloquium*) zufrieden, das aber ebenfalls abgelehnt wurde. Jetzt teilte der preußische Bundesgesandte amtlich dem hohen Rate der Stadt Frankfurt mit, daß er wegen angegriffener Gesundheit seinen bisherigen Arzt nicht entbehren könne und deshalb zu seinem Bedauern genötigt sei, den Wohnsitz in die nächstliegende preußische Stadt zu verlegen, falls dem Ausländer Dr. Struck nicht erlaubt würde, sich bedingungslos in Frankfurt niederzulassen. Die Drohung hatte die gewünschte Wirkung, und Struck erhielt mit der ärztlichen Approbation zugleich seinen Abschied aus dem Militärdienst und den preußischen Sanitätsratstitel. Jetzt nahm seine Praxis noch mehr zu, in demselben Maße aber auch die Unbeliebtheit bei seinen Frankfurter Kollegen, die ihn auf der Straße sogar „anulkten", als er sich für seine Besuche zum erstenmal eines Wagens bediente. „Hurra, da fährt der Preuße schon in der Kutsche!" Sechs Jahre lang war Struck der vertraute Hausarzt Bismarcks; da wurde dieser abberufen, damit er sich in Petersburg und Paris auf seine höhere Bestimmung vorbereite.

1867 siedelte Struck nach Berlin über, als Stabsarzt im Garde-Feldartillerie-Regiment und als Leibarzt des Bundeskanzlers. Aber es ging ihm zuerst recht schlecht, denn sein Gehalt war gering, und die Praxis nahm so langsam zu, daß die Frankfurter Ersparnisse

*) Prüfung in Gesprächsform.

bald aufgebraucht waren; auch die Beförderung ließ trotz der Kriegsjahre lange auf sich warten, und Herren mit jüngerem Patent wurden ihm vorgezogen. „Gelegentlich erfuhr er dann auch, nach einem Liebesmahl durch einen angeheiterten Kameraden, den Grund dieser Zurücksetzung; man hatte sich geärgert, daß auf Veranlassung des Ministerpräsidenten so ein Frankfurter Sanitätsrat gleich in dem vielbegehrten Berlin wieder in die Armee eingereiht worden war. Struck dachte zu vornehm, als daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, bei seinem Gönner Klage zu führen; da aber dieser selbst sich gelegentlich teilnehmend erkundigte, woher es komme, daß er so schlecht aussehe, so mußte er denn doch seinem gepreßten Herzen Luft machen, daß er mit Nahrungssorgen zu kämpfen hätte, daß er auch wegen seiner Wiedereinstellung angefeindet und bei jeder Gelegenheit mit besonderen Arbeiten bedacht würde. „Sie sind aber doch Oberstabsarzt?" lautete die erstaunte Frage des Fürsten. „Nein, Durchlaucht, ich bin noch Stabsarzt, man hat mich bisher übergangen." Einige Tage später, im April 1872, wurde Struck zum Regimentsarzt der „Franzer" ernannt, und damit war das Schlimmste wenigstens überstanden.

Eines Tages ließ der Fürst seinen Arzt zu sich rufen und empfing ihn mit folgenden Worten: „Wir müssen Ernst machen und endlich das Gesundheitsamt schaffen, das als sanitäre Aufsichtsbehörde im Reiche fungieren soll; wen könnten Sie als Direktor vorschlagen?" Ohne sich zu besinnen, nannte Struck die Namen Virchow und Pettenkofer. „Mit Ihren beiden Herren ist es nichts," sagte der Kanzler wenige Tage später. „Virchow ist vom Kaiser abgelehnt worden und Pettenkofer will nicht aus München heraus; sagen Sie mal, wollen S i e Direktor des Reichsgesundheitsamtes werden?" Als Struck erklärt, daß er sich einem solchen Posten nicht gewachsen fühle, unterbricht ihn der Fürst mit den Worten: „Ach was, das schlägt in Ihr Fach, Sie sind ein praktischer Mann, und was andere wissen, können Sie auch lernen; ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, sagen Sie Ja oder Nein, wollen Sie nicht, dann finde ich auch noch einen andern, wahrscheinlich werden aber dann die Juristen dieses Amt wieder für sich beanspruchen." Dieser letzte Grund war ausschlaggebend, Struck nahm an und wurde mit den Worten entlassen: „Gut, nun wählen Sie sich Mitarbeiter und richten Sie alles ein, wofür Ihnen die Gelder angewiesen werden."

Bismarck war ein schwer zu behandelnder Patient. Der Kanzler litt im Winter an rheumatischen Schmerzen und erhielt die Verordnung, ein Fichtennadelbad von 28 Grad Reaumur und 15 Minuten Dauer zu nehmen, worauf er sich eine Stunde ins Bett legen sollte. Die 28 Grad waren ihm aber zu kühl, weshalb er sich gleich 30 verordnete; dann fühlte er sich so mollig im Wasser, daß er nicht daran dachte, herauszugehen, sondern er meinte, die Stunde Bettruhe mit ebensogutem Erfolge im Bade abmachen zu können. Er blieb also fast anderthalb Stunden in der Wanne, ließ durch öfteren Zusatz von heißem Wasser die Temperatur noch um einige Grade höher bringen und stieg, rot wie ein Krebs, heraus und arbeitete sofort angestrengt in seinem Zimmer. Natürlich erkältete er sich noch mehr, die Schmerzen traten nach der Abkühlung stärker auf, und der arme Doktor war schuld daran. — Wenn Struck von seinem großen Patienten erzählte, dann geschah das ohne Bitterkeit, ja, aus seinen Worten schien eine gewisse schmerzliche Resignation zu klingen. Es waren Umstände rein privater Natur, die 1882 das Band zwischen den beiden Männern zerrissen; hämische Verdächtigungen und Zwischenträgereien hatten in der fürstlichen Familie ein Mißtrauen wachgerufen, das sich später als durchaus ungerechtfertigt erwies. Bismarck war dann hochherzig genug, seinem langjährigen Arzt die Hand wieder entgegenzustrecken, aber Struck schlug sie aus, vielleicht, weil das Gefühl der unverdienten Kränkung in ihm zu mächtig war, vielleicht auch, weil er befürchtete, das einmal verlorene Vertrauen nicht in vollem Maße wiederzufinden.

Geheimrat Struck war eine vornehme, zurückhaltende Natur, etwas pedantisch, herb in seinen Anschauungen und von vornherein wenig entgegenkommend, weil ihn die Erfahrungen eines langen Lebens mißtrauisch gemacht hatten. Sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, und als er sich endlich im Alter von 74 Jahren zurückzog, um in der stärkenden Harzluft Blankenburgs Genesung zu suchen, da konnte ihm das Leben nichts mehr bieten, denn er war durch einen Schlaganfall an den Fahrstuhl gefesselt. „Ich bin dem Fürsten Bismarck," so lauteten einst seine schwermütigen Worte, „nicht dankbar, daß er tief in mein Leben eingegriffen hat; das brachte mir zwar einige Titel und Orden, aber keine Befriedigung: mein Ideal war, mich nach Ablauf meiner Militärzeit in einer kleinen

Stadt niederzulassen, und als einfacher Wald- und Wiesendoktor wäre ich vielleicht ein glücklicher Mensch geworden!"

121. Bismarck als Modell.

In der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer" erschien eine Abbildung des von dem Münchener Bildhauer Professor Christoph Roth angefertigten Bismarckschildes. In dem begleitenden Text finden sich einige hübsche Erinnerungen des Künstlers an die ihm gewährten Sitzungen. Der Künstler erzählt da u. a.: „Fürst Bismarck stand in voller Uniform, mit den Schriftstücken unter dem Arme, mit denen er sich sofort in den Reichstag begeben wollte, wie dies übrigens auch bei den meisten früheren Sitzungen der Fall gewesen war. Nachdem die Büste bereits einigermaßen ähnlich war, beugte sich der Fürst einmal zu ihr herab, und indem er sie betrachtete, sagte er: „Ganz richtig, die eine Stirnseite ist etwas schiefer als die andere; ich sehe dies immer beim Rasieren. Am Ende bin ich doch schief gewickelt," fügte er lachend hinzu. Ein andermal, als der Fürst die Büste schon sehr ähnlich fand, äußerte er: „Die sollte man nun fleischfarben anmalen, dann könnte sie meinen Geburtstag aushalten, statt meiner." Und wieder ein anderes Mal, wo er mir nur eine kurze Sitzung gönnte, weil er es sehr eilig hatte, sagte er: „So, jetzt muß ich in den Reichstag, die Parlamentstiger warten schon auf mich!" Als der Fürst einmal mit den Fingern an dem Ton herumtastete und mir seine schön geformte Hand auffiel, äußerte er launig: „Ja, das ist aber auch das einzige Schöne, was ich an mir habe!" Als ich später bei der Ausführung der Büste die Narbe auf seiner linken Wange erwähnte, meinte er: „Ja, das gilt nicht, die ist von der abgebrochenen Klinge meines Gegners." Darauf erzählte er unter herzlichem Lachen, wie er zu diesem „Schmiß" gekommen sei, und fügte hinzu: „Ein junger Mediziner, der kein Blut sehen konnte, kam absichtlich immer zu den Mensuren, um sich an den Anblick zu gewöhnen. Nachdem ich die Verwundung erhalten hatte, betrachtete er mich aufmerksam, und als er sah, daß mir die Zunge aus der Wange herauskam, fiel er in Ohnmacht. Ich hatte nämlich mit der Zunge nach der Wunde gefühlt, wie tief sie wohl sei, und dabei kam die Zunge aus der Wange heraus." So erklärt sich also die Narbe auf der linken Wange des großen Kanzlers."

122. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck von Professor Schweninger.

Eines Tages, so erzählt derselbe, kamen wir auf die Anti-Alkoholbewegung zu sprechen. Der Fürst meinte, daß wohl auch der gute Wein (Bordeaux) in Frankreich sein Teil mit dazu beigetragen habe, daß sich unsere Jungens 1870/71 so gut schlugen und trotz vielfacher Entbehrungen und beispielloser Strapazen stets guten Humor bewahrt hatten. Wenn ich vom Standpunkte des Arztes mich mehr als einmal veranlaßt fand, dem Fürsten den Genuß von Wein und andern geistigen Getränken zu verbieten, bekam ich häufig als Refrain sehr oppositioneller Reden zu hören: „Je n'aime pas la tristesse et le vin me rend gai"*). So können denn, wie sie es gern tun möchten, die Anti-Alkoholiker Bismarck für ihre Bestrebungen nicht in Anspruch nehmen. Wie oft pflegte er mit Rücksicht auf bekannte Vorkommnisse und Erlebnisse von Diplomaten, die ihre Zunge nicht im Zaum gehalten hatten, zu sagen: „Es wäre wünschenswert, daß alle Diplomaten, ehe sie Verwendung finden, ein Examen abzulegen hätten, wie sie sich im Umgang mit Frauen und namentlich wie sie sich nach erheblichem Alkoholgenuß zu benehmen verstünden. Bewährt sich ein Mann in diesen beiden Situationen, dann kann man ihm getrost in jeder Mission vertrauen." Gern erzählte Bismarck von seinem Wollekäufer Peter Geppert, einem einfachen, biederen Geschäftsmann, den der Fürst häufig geschäftshalber des Abends besuchte. Peter Geppert, der nach des Tages Mühe und Plage gern etwas Öl auf die Lampe goß, hatte stets zwei Flaschen Champagner für sich in Bereitschaft, an denen er sich dann abends vergnügte. Kam der Fürst nun, um mit Geppert zu sprechen, war stets die erste Frage: „Wieviel wollen Sie trinken, Durchlaucht? Von meinen beiden Flaschen gebe ich nichts her." Und so hielt er es immer. Bismarck hatte den schlichten Mann recht gern, es freute ihn, daß Geppert trotz des ungezwungenen Verkehrs mit dem mächtigen Reichskanzler unangekränkelt blieb von Eitelkeit und stets die richtige Linie einzuhalten verstand. „Ein prächtiger Mensch," pflegte der Fürst zu sagen, „mein Geppert, an dem ist nichts von der „hypothekarischen Belastung des Charakters", der bei vielen so oft zum völligen Bankerott führt."

---

*) Ich liebe die Traurigkeit nicht, und der Wein macht mich lustig.

13

123. Bismarck-Erinnerungen von Professor Gäderß.

Professor Gäderß erzählt in der Zeitschrift „Das Land" u. a.: Im Herrenhause zu Varzin waren die Baumeister Bökmann und Ende aus Berlin eingetroffen wegen Ausbau des Schlosses. Der Fürst empfahl Sparsamkeit, da die Besitzung ihm bisher mehr kostete, als einbrächte, freilich mit einer Ausnahme, einer Papiermühle an der Wupper, und erzählte dazu folgendes: „Eine armselige Wassermühle brannte nieder; ich kaufte dem Eigentümer, um ihm wieder aufzuhelfen, das Grundstück und die Gerechtsame ab, ohne zu wissen, was ich damit anfangen sollte. Als ich mir das erstandene Besitztum ansehe, frage ich einen dort beschäftigten technischen Arbeiter halb (im Spaß): „Na, god Frund, wat mein'n Sei woll, woto weer de Geschicht hier woll tau bruken?" — „Je, Dörchläuchting, ick heww mi dat so dacht, dat würd dat best' sin, wenn Sei wedder 'ne Möhl henbugten; ick mein äwerst — verstahn Sei mi recht — nich 'ne Kurnmühl, ne, dat nich, ick mein' son' Holtmöhl as ick s' disse Dag, as ick minen Broder da achter Schlawe besökt heww, seihn ded. Dat Ding hett de Behrend in Köslin bugt, un't is ein, wo Poppier un Holt up mahlt ward." Der Mann meinte eine Holzschleiferei zu der Papierfabrikation. Er brachte mich auf einen vortrefflichen Gedanken. Es entstand die Papiermühle, die sich gut rentiert." — Eine kleine Geschichte trug sich bei Tisch zu. Als Schweizerkäse herumgereicht wurde, warf jemand die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen," entschied Bismarck. „Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren, die Raminer am schärfsten tranken. Da hatte einmal einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück:

> Eet Käs' tau Win, Herr von Ramin,
> Denn smeckt de Win,
> Wie in Stettin ok tau Ramin!"

124. Fürst Bismarck als Namenforscher.

Bismarck hatte als echter Niederdeutscher ein liebevolles Verständnis für Sprache und Art des Volkes. Von einer ganz neuen Seite nach dieser Richtung aber erscheint der Kanzler in den Er-

innerungen aus der Jugendzeit des Kultusministers Bosse. Der inzwischen verstorbene Professor R. Sprenger-Northeim hebt daraus in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" eine Mitteilung über eigenartige Sprachstudien Bismarcks hervor. Bosse erzählt: „Als ich im Jahre 1884 zum mündlichen Vortrage einmal mehrere Tage in Friedrichsruh war, kam das Gespräch bei Tische auch auf den Ursprung unserer Familiennamen, und ich teilte die vermutliche Zurückführung des Namens Bosse auf Büchse mit. Fürst Bismarck, der sich früher mit solchen Dingen, wie er sagte, viel beschäftigt hatte, wies diese Etymologie als völlig unrichtig zurück. Er erklärte es für unzweifelhaft, daß die Namen Bosse oder Busse nichts anderes seien als volkstümliche Deminutivformen (Koseformen) des Vornamens Burghard (Borghard, Borchert), der im Volksmunde in Buse und dann weiter in Busse oder Bosse (vergl. auch den Familiennamen Boshard) umgewandelt sei. Diese Erklärung gefiel mir gut, wenn ich auch ihre Richtigkeit nicht kontrollieren kann. Für diese Auffassung des Fürsten Bismarck spricht aber, daß in der Geschichte des Stiftes Quedlinburg ein Ritter Bosse von Ditfurth als stiftischer Lehnsvasall vorkommt. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß Bosse hier, ursprünglich wenigstens, der Vorname gewesen ist." Hierzu bemerkt Professor Sprenger: Daß die Erklärung Bismarcks dem jetzigen Stande der Forschung entspricht, davon hätte sich der verstorbene Staatsminister u. a. auch aus dem Buche von Selmar Kleemann „Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend" (1891, S. 24) überzeugen können, wo Bosse vom Jahre 1525, Bosse 1574, Posse 1591 neben andern Koseformen des Vornamens Burghard (Borghard) verzeichnet sind.

125. Bismarck und der Zahlenaberglaube.

In „Chambers Journal" beschäftigt sich nach der „Frkf. Ztg." Russel Forbes mit dem Zahlenaberglauben, der sich bei allen Völkern findet, und leitet die Abneigung gegen die Zahl 13 bis auf eine altnordische Sage zurück, die sich viele Jahrhunderte vor der Einführung des Christentums bei den Skandinaviern vorfindet. Nach dieser Sage soll einst in Walhalla ein Festmahl stattgefunden haben, bei dem die zwölf obersten Götter beschlossen hätten, Loki, den Gott der Zwietracht, nicht einzuladen, der dann aber trotzdem erschienen

13*

sei und Baldur, den Gott des Friedens, getötet habe. Wie nun aus einer Inschrift hervorgeht, die sich in der Kapelle des Triclinium pauperum auf dem Monte Celio in Rom befindet, hat die Zahl 13, ganz abgesehen von dem letzten Abendmahl, schon in den frühesten Zeiten der Kirchengeschichte eine bedeutsame Rolle gespielt. Papst Gregor der Große ließ nämlich jeden Morgen zwölf Arme bewirten, und eines Tages soll Christus bei diesem Mahle erschienen sein, um dieses Fest der Liebe mitzufeiern. Wie nun die erwähnte Inschrift mitteilt, ist seit jener Zeit die unheilvolle Wirkung der Zahl 13 in eine glückbringende verwandelt worden. Trotzdem aber verlor die alte Vorstellung ihren Schrecken nicht, und es gibt wohl auch heute noch viele Familien, die stets einen vierzehnten Gast bei der Hand haben, um die ominöse Zahl 13, falls sie sich bei einer Einladung trotz aller Vorsichtsmaßregeln ergeben sollte, vermeiden zu können. Wie nun Forbes behauptet, hat auch Bismarck sich von der abergläubischen Furcht vor der Zahl 13 nicht freimachen können und bei der Annahme einer Einladung sich stets vorher davon überzeugen lassen, daß die Zahl der Gäste nicht 13 betrage. Im Gegensatz zu dieser Unglückszahl habe er die Zahl 3 als eine Glückszahl in seinem Leben betrachtet. Sein Wappenspruch war: „In trinitate robur“, und ein dreiblättriges Kleeblatt und drei Eichenblätter befanden sich in seinem Wappen; er war Kanzler unter drei Kaisern und empfing von ihnen drei Würden: die eines Grafen, eines Fürsten und eines Herzogs; er führte drei Kriege und hat drei Friedensschlüsse unterzeichnet, er hat das Dreikaiserbündnis und später den Dreibund gestiftet, und schließlich sei noch erwähnt, daß ihm im deutsch-französischen Kriege drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und daß er drei Kinder besessen hat. Bismarck war von der Bedeutsamkeit der Zahl 3 in seinem Leben derart überzeugt, daß er sogar in den drei Haaren, mit denen der „Kladderadatsch“ ihn zu schmücken pflegte, eine Bestätigung seiner Ansicht erblickte, daß die Vorsehung die Zahl 3 zum Symbol seines Schicksals bestimmt habe.

126. Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler.

Eine hübsche Erinnerung an Bismarck und den alten Kaiser, die für das Verhältnis des eisernen Kanzlers zu Wilhelm I. sehr charakteristisch ist, erzählt der englische General Sir E. Hamley in

seinen Lebensaufzeichnungen. Hamley war vor Jahren einmal britischerseits zu den großen Herbstmanövern nach Deutschland entsandt worden. Bei Gelegenheit einer Frühstückstafel, zu der der Kaiser ihn geladen hatte, traf es sich, daß er seinen Platz unmittelbar neben Bismarck und nur wenig vom Kaiser entfernt angewiesen erhielt. Der Kanzler war in prächtigster Laune und unterhielt sich mit seinem Nachbar sehr lebhaft und — ziemlich laut. Das Gespräch hatte sich auf die ehrwürdige Person des alten Kaisers selbst gelenkt, bei dem man zu Gaste war, und Bismarck rühmte seine Güte und seine Dankbarkeit gegenüber allen, die ihm dienten. Aber dann fügte er, so laut wie bisher hinzu, leider sei der Kaiser dabei außerordentlich vergeßlich. Und er fuhr fort: „Neulich z. B. habe ich das Glück gehabt, ihm einen besonderen Gefallen erweisen zu können und da fragte er mich, wie er sich mir dafür erkenntlich zeigen könnte. Ich sagte ihm, er möchte mir von dem alten Tokayer aus seinem Keller ein Dutzend Flaschen schenken. Aber," und jetzt erhob Bismarck die Stimme noch mehr, „er hat's nicht getan." Der englische General saß während dieser kleinen Erzählung wie auf Kohlen und bat schließlich den Kanzler dringend, etwas leiser zu sprechen, er fürchte, der Kaiser müsse ihn ja hören. Aber mit Stentorstimme erwiderte Bismarck ihm nur: „Das will ich ja gerade. Er soll mich hören." Und an dem Lächeln, das jetzt auf die Züge des Kaisers trat, konnte der General wahrnehmen, daß dieser den etwas deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl seines ersten Ministers in der Tat vernommen, und Bismarck somit seinen Zweck erreicht hatte.

127. Bismarck entschuldigt sich.

Große Naturen empfinden es nie lästig, immer selbstverständlich, erkannte Irrtümer zu bekennen. Eine kleine intime Episode aus dem Leben Bismarcks, der Öffentlichkeit bisher nicht bekannt, wird der Berliner Wochenschrift „Das Blaubuch" mitgeteilt. Dreiundzwanzig Stunden vor dem Ableben Kaiser Friedrichs fragte Bismarck den Arzt des Kaisers, Professor Bardeleben, wie lange es noch währen könne. Höchstens vierundzwanzig Stunden — war die Antwort. Bismarck entgegnete aufbrausend, das glaube er nicht — und an die autokratische Geltung seiner Meinung gewöhnt, ereiferte er sich im Gespräche: Er sei eben bei dem Kranken gewesen, so sehe kein

Sterbender aus, und er habe doch schon viele Menschen sterben sehen. „Ich doch wohl noch mehr", dachte der berühmte Chirurg und schwieg. Als tags darauf nach dem Tode des Kaisers Bismarck im Neuen Palais erschien, trat er sofort auf den Professor Bardeleben zu: „Zunächst, Herr Geheimrat, verzeihen Sie mein Unrecht, ich habe mich geirrt." Natürlich gab es gegen die Beweisführung des Todes keine Argumente mehr. Doch psychologisch ist es bemerkenswert, daß Bismarck in einem vielbewegten Augenblicke das vorherrschende Bedürfnis empfand, seinen Irrtum ausdrücklich zu betonen. Es ist dies in gerechten Menschen der Drang nach dem Gleichgewichte, das mit dem Bekenntnisse eines Irrtums wiederhergestellt wird.

128. Die Entlassung Bismarcks.

(Aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe.)

In der Zeitschrift „Über Land und Meer" erschien ein Kapitel aus den „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst", im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. Diesem Kapitel entnahm die „Deutsche Zeitung" folgende Auszüge:

Berlin, 21. März 1890.

Heute früh ½8 Uhr kam ich hier an und ging um 9 Uhr zu Viktor*), wo ich das Extrablatt fand, in welchem das Schreiben des Kaisers an Bismarck**) und die Ernennung zum Herzog von Lauenburg abgedruckt waren. Ich hörte nun hier und auch später von andern, daß ein wirklicher Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck die Ursache des Rücktritts ist. Die Art, wie Bismarck den Kaiser behandelte, die abfälligen Urteile, die er über den Kaiser in Konversationen mit Diplomaten fällte, anderseits die unfreundliche Art, in der beide miteinander verkehrten, machten den Bruch unvermeidlich. Da nun der Kaiser schon vor Wochen mit Caprivi über die eventuelle Ernennung zum Reichskanzler verhandelt hat und Bismarck dies erfuhr, so konnte die Sache nicht länger dauern. Hier ist die Stimmung geteilt. Die einen geben dem Kaiser recht, die andern Bismarck.

*) Herzog von Ratibor.

**) Das Schreiben vom 20. März, durch welches das Entlassungsgesuch genehmigt wurde.

Die Fürstin soll auch nicht zur Versöhnung mitgewirkt, sondern gehetzt haben, und man glaubt, daß auch Herbert nicht bleiben wird. Man sagt auch, daß Bismarck in letzter Zeit oft seine Ansicht geändert und dadurch Mißtrauen bei dem Kaiser erregt habe. Dazu kamen noch Kleinigkeiten, die Bismarck irritierten, so die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an Bötticher, die Vorträge der Minister bei dem Kaiser ohne Wissen des Reichskanzlers und ähnliches.

*

Berlin, 24. März 1890.

Gestern war wieder ein mühsamer Tag. Morgens 11 Uhr mit Amélie*) in das Schloß, da Viktor unwohl war und nicht zum Ordensfest gehen konnte. Der Gottesdienst in der Schloßkapelle war wie immer sehr feierlich, die Rede Kögels sehr kurz. Um 1½ Uhr Tafel, wo ich zwischen Stosch und Kameke saß. Ersterer erzählte mir viel von seinem Zerwürfnis mit Bismarck und war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte und daß der große Mann nicht mehr zu fürchten ist. Dies behagliche Gefühl ist hier vorherrschend. Es ist auch hier wieder wahr, daß nur die Sanftmütigen das Erdreich besitzen. Wenn nur in der auswärtigen Politik jetzt vorsichtig auf Bismarcks Wegen weiter gegangen wird!

Beim Cercle drückte mir der Kaiser die Hand, daß mir die Finger krachten, auch trank er mir bei Tisch zu, wo ich mich dann ehrfurchtsvoll verneigte und aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet hätte. Nachher wurde ich von der Kaiserin Friedrich empfangen, die mit der Art, in der Bismarck entlassen worden ist, nicht einverstanden schien. Sie meinte, ich hätte sein Nachfolger werden sollen. Als ich ihr aber sagte, ich sei im gleichen Jahr wie ihre Mutter und ihr Vater geboren, gab sie zu, daß es etwas spät sei, ein solches Werk aufzunehmen. In den Fragen der Sozialpolitik ist sie meiner Ansicht und sagt, daß Kaiser Friedrich die Bismarcksche Gesetzgebung stets bekämpft habe.

*

Berlin, 26. März 1890.

Der Großherzog von Baden, bei dem ich gestern früh war, weiß sehr viel über die letzte Krisis, aber auch nicht alles. Er behauptet, daß die Ursache des Bruchs zwischen dem Kaiser und Bismarck

*) Herzogin von Ratibor.

eine Machtfrage sei und daß alle andern Meinungsverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und anderes, nebensächlich gewesen seien. Der Hauptgrund war die Frage der Kabinettsorder vom Jahre 1852, welche letztere Bismarck den Ministern ohne Wissen des Kaisers einschärfte und ihnen damit die Möglichkeit nahm, dem Kaiser Vortrag zu halten. Der Kaiser wollte, daß diese Kabinettsorder aufgehoben werde, während Bismarck sich dagegen erklärte. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Bei der Besprechung des Kaisers mit Bismarck soll dieser so heftig geworden sein, daß der Kaiser nachher erzählte: „Daß er mir nicht das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat, war alles."

Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Österreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser dies nicht will und an der Allianz festhält. Auch in Wien soll, wie Münster sagt, großes Mißtrauen gegen Herbert Bismarck herrschen. Das mußte zum Bruche führen. Ob es wahr ist, daß der Kaiser einen Brief ohne Wissen des Kanzlers an die Königin Viktoria geschrieben habe, der dann in Berlin bekannt geworden ist, konnte ich nicht erfahren. Behauptet wird es.

*

Berlin, 27. März 1890.

Heute um 2 Uhr ging ich zu Bismarck, den ich sehr wohl und kräftig fand. Als ich sagte, daß das Ereignis mir sehr unerwartet gekommen sei, meinte er: „Mir auch," denn vor drei Wochen hätte er noch nicht gedacht, daß es so endigen würde. „Übrigens," setzte er hinzu, „mußte ich es erwarten, denn der Kaiser will nun einmal allein regieren." Er erwähnte dann die einzelnen Streitpunkte zwischen ihm und dem Kaiser, das Arbeiterschutzgesetz, das der Kaiser wolle, und das doch nur ein Arbeiterzwangsgesetz sei, und kam auf die Frage der Ministerpräsidentschaft zu sprechen, indem er es als unzulässig bezeichnete, daß jeder Minister für sich und ohne den Ministerrat oder den Präsidenten zu fragen, mit dem Kaiser verhandle. Gegen Verdy hat er Mißtrauen, und gegen die Minister ist er gereizt, weil sie ihn im Stiche gelassen hätten, weil sie mehr den Kaiser als ihn fürchteten. Dabei sei seine Autorität nicht zu

erhalten gewesen. Auch den Großherzog von Baden nannte er unter seinen Gegnern. Als ich ihm sagte, es sei wohl denkbar, daß der Kaiser ihn über kurz oder lang bitten werde, zurückzukommen, wies er dies zurück: das wolle er nicht, diese drei Wochen noch einmal durchmachen. Hier würde ich ihn nicht wiedersehen, wenn ich aber nach Varzin oder Friedrichsruh kommen wolle, sei ich willkommen. Auch von unserer langen gemeinsamen politischen Tätigkeit sprach er und riet mir, dafür zu sorgen, daß sich der Kaiser nicht zu viel um Elsaß-Lothringen bekümmere. Ich möchte ihm aus dem Gesichte bleiben. Das ist leichter gesagt, als getan.

*

Straßburg, 31. März 1890.

Heuduck, der heute bei mir war, erzählt, daß der Kaiser den kommandierenden Generälen mitgeteilt habe, warum Fürst Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinettsorder und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Es sei besser, meinte der Kaiser, daß die Trennung jetzt geschehe, wo man noch auf friedlichem Wege auseinander kommen könne, als daß ein ernster Konflikt ausbreche. Dann sagte der Kaiser den Generälen, Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Der Kaiser sagte, er habe dem Kaiser von Österreich versprochen, ein treuer Bundesgenosse zu sein, und werde dies halten. Die Besetzung Bulgariens durch die Russen sei der Krieg mit Österreich, und er könne Österreich nicht im Stiche lassen. Es scheint mehr und mehr, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und Bismarck über die russischen Pläne zum Bruche geführt hat. Bismarck wollte Österreich im Stiche lassen. Der Kaiser will mit Österreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden. Daraus erkläre ich mir die Äußerungen Bismarcks, der sagte, der Kaiser treibe Politik in der Weise Friedrich Wilhelms IV. Das ist der schwarze Punkt in der Zukunft.

*

Straßburg, 21. April 1890.

Heute fuhr ich mit Marie*) nach Karlsruhe, wo wir uns angemeldet hatten und zum Frühstück erwartet wurden. Der Groß-

*) Gemahlin des Fürsten.

herzog kam zu uns in die Zimmer, wo wir abgestiegen waren, um uns zur Großherzogin zu führen. Hier wurde von allerlei gesprochen und auch vom Rücktritt des Reichskanzlers, über den der Großherzog seine besondere Befriedigung zu erkennen gab. Er sagte, es habe sich zuletzt nur darum gehandelt, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle. Hätte der Kaiser diesmal nachgegeben, so hätte er jede Autorität verloren, und alles würde lediglich nach Bismarck geblickt und ihm gehorcht haben. Das sei nicht mehr zum Aushalten gewesen. Ich fragte den Großherzog, wie seine letzte Unterredung mit dem Fürsten Bismarck verlaufen sei. Er erzählte, er sei eingetreten und habe dem Fürsten gesagt, er komme, um Abschied zu nehmen und zu sagen, daß er sich stets der Zeit, in welcher sie gemeinschaftlich für das Wohl Deutschlands gearbeitet hätten, mit Dankbarkeit erinnern werde. Der Fürst sagte dann, daß es die Schuld auch des Großherzogs sei, wenn er jetzt abgehe, denn die Befürwortung der Arbeiterschutzgesetzgebung durch den Großherzog bei dem Kaiser habe zum Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck beigetragen. Dies bestritt der Großherzog, indem er darauf hinwies, daß es preußische Angelegenheiten gewesen seien, die die Meinungsverschiedenheit zum Bruch geführt hätten, und in preußische Angelegenheiten habe er sich nie eingemischt. „Hierauf wurde Bismarck grob", — was er gesagt hat, teilte der Großherzog nicht mit — und da stand denn der Großherzog auf und sagte, er könne sich das nicht gefallen lassen, wolle in Frieden von ihm scheiden und gehe mit dem Ruf, in den auch der Fürst einstimmen werde: „Es lebe der Kaiser und das Reich!" Damit war die Besprechung zu Ende.

*

Straßburg, 26. April 1890.

Am 24. fuhr ich mit dem Kaiser nach dem Jägerhaus bei Sufflenheim. Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde, während welcher der Kaiser ohne Unterbrechung die ganze Geschichte seines Zerwürfnisses mit Bismarck erzählte. Danach hat die Verstimmung schon im Dezember begonnen. Damals schon verlangte der Kaiser, daß etwas in der Arbeiterfrage geschehen solle. Der Kanzler war dagegen. Der Kaiser ging von der Anschauung aus, daß, wenn die Regierung nicht die Initiative ergreife, der Reichstag, das heißt Sozialisten, Zentrum und Fortschrittspartei die Sache in die Hand nehmen würden

und dann die Regierung hinterher kommen werde. Der Kanzler wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem neuen Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn er es nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen käme, energisch einschreiten. Der Kaiser widersetzte sich dem, weil er sagte, wenn sein Großvater nach einer langen ruhmreichen Regierung genötigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so würde ihm das niemand übelgenommen haben. Anders sei es bei ihm, der noch nichts geleistet habe. Ihm werde man vorwerfen, daß er seine Regierung damit anfange, seine Untertanen totzuschießen. Er sei bereit einzuschreiten, aber er wolle dies mit gutem Gewissen tun, nachdem er versucht habe, die begründeten Beschwerden der Arbeiter zu befriedigen, wenigstens alles getan habe, um deren begründeten Forderungen zu erfüllen. Der Kaiser verlangte also in einer Ministerkonferenz die Vorlage von Erlassen, welche das enthalten sollten, was die Erlasse später gebracht haben. Bismarck wollte davon nichts wissen. Der Kaiser legte nun die Frage dem Staatsrat vor, und endlich gelang es ihm, auch trotz des Widerspruchs Bismarcks, die Erlasse zu bekommen. Bismarck aber arbeitete im stillen dagegen, versuchte die Schweiz zu bestimmen, an ihrer Konferenz festzuhalten, was durch Roths, des Schweizer Gesandten in Berlin, loyale Haltung vereitelt worden ist. Außerdem arbeitete Bismarck bei den Diplomaten gegen die Konferenz. War nun schon durch diese Reibereien das Verhältnis zwischen Bismarck und dem Kaiser erschüttert, so wurde die Verbitterung noch verschärft durch die Frage der Kabinettsorder von 1852. Bismarck hatte dem Kaiser öfters geraten, sich die Minister kommen zu lassen. Das tat der Kaiser. Als nun aber der Verkehr zwischen Kaiser und Ministern häufiger wurde, nahm dies Bismarck wieder übel, wurde eifersüchtig und holte die Kabinettsorder von 1852 hervor, um die Minister wieder vom Kaiser abzuziehen. Dagegen reklamierte der Kaiser und verlangte die Aufhebung der Kabinettsorder, womit Bismarck sich anfangs einverstanden erklärte, später aber nichts mehr von sich hören ließ. Nun verlangte der Kaiser, daß er entweder die Aufhebungsorder vorlege oder seine Entlassung nehme. Dies ließ der Kaiser dem Fürsten durch Hahnke sagen. Der Fürst zögerte, gab aber dann am 18. März seine Entlassung. Noch ist nachzutragen, daß schon im Anfang Februar Bismarck dem Kaiser gesagt hatte, er werde sich zurückziehen. Nachher erklärte er aber, er habe sich

anders besonnen und werde bleiben, was dem Kaiser unangenehm war, wogegen er aber nicht remonstrierte, bis dann die Geschichte mit der Kabinettsorder dazukam. Auch der Besuch Windthorsts beim Fürsten gab zu unliebsamen Erörterungen Anlaß, doch gab er nicht den Ausschlag. Jedenfalls waren die letzten drei Wochen reich an unangenehmen Erörterungen zwischen dem Kaiser und dem Fürsten. Es war, wie der Kaiser sich ausdrückt, „eine hanebüchene Zeit", und es handelte sich, wie der Kaiser ferner sagte, darum, ob die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck regieren solle. Was die auswärtige Politik betrifft, so behauptet der Kaiser, daß Bismarck seinen eigenen Weg gegangen sei und ihm vieles vorenthalten habe, was er tat. Ja, er sagt, Bismarck habe nach St. Petersburg sagen lassen, daß der Kaiser eine antirussische Politik befolgen wolle. Doch, setzte der Kaiser hinzu, er habe dafür keine Beweise.

129. Bismarck und Caprivi.

Zu diesem Thema erzählt der Berliner Vertreter der „Münch. N. N.": „Ich gehörte zu den wenigen Journalisten, die seinerzeit der Abreise des Fürsten Bismarck auf dem Lehrter Bahnhof beiwohnten. Es gelang mir, die Absperrungslinie zu durchbrechen und dicht an den Fürsten Bismarck heranzukommen. Neben mir stand der Reichskanzler von Caprivi. Die Abreise des Fürsten erfolgte am 29. März wenige Minuten nach 5 Uhr. Das massenhaft vor den Absperrungslinien auf der Stirnseite des Bahnhofes versammelte Publikum sang patriotische Lieder und ließ den Fürsten Bismarck hochleben. Das Echo kam aus den Wartesälen zurück, in denen sich viele Hunderte postiert hatten. Der Fürst war tief bewegt. Er sprach mit jedem; mit dem Reichskanzler von Caprivi wechselte er kein Wort. Die Abfahrtszeit war herangekommen. Die auf dem Bahnsteig versammelte Gemeinde drängte zum Fürsten Bismarck hin, überall gab es einen kräftigen Händedruck. Reichskanzler von Caprivi stand jetzt unmittelbar vor dem Fenster des Fürsten. Dieser wandte sich nach links zu einem Dragonerrittmeister, Grafen August Bismarck. Der Zug setzte sich in Bewegung. Der alte Reichskanzler hatte auf dem Bahnhof seinen Nachfolger vollständig unbeachtet gelassen. Auch dieses kleine Symptom beweist, mit welchen Gefühlen Fürst Otto Bismarck von Berlin geschieden ist.

130. Weiteres zur Entlassung Bismarcks.

Der Historiker und Gymnasialrektor Oberstudienrat Dr. Egelhaaf hielt in Stuttgart einen Vortrag über Bismarcks Entlassung. Einem Bericht der „M. N. N." über den Vortrag entnehmen wir: Der Redner, der im vergangenen Sommer von der Witwe des Fürsten Herbert Bismarck in Friedrichsruh empfangen worden war, bemerkte, er habe seine Mitteilungen aus erster und unanfechtbarer Quelle. Es sei nicht wahr, daß die soziale Frage Bismarcks Entlassung verursachte. Viel entscheidender sei die Unterredung mit Windthorst gegen den Willen des Kaisers. Wenn der Großherzog von Baden dies bestreite (siehe Hohenlohe-Denkwürdigkeiten), so irre er sich. Bismarck wollte nicht die vom Kaiser angestrebte veränderte Politik gegen Rußland verantworten. Gerade die auswärtige Politik des Kaisers habe den schärfsten Keil zwischen ihn und seinen Kanzler geschoben. Ein zweiter Punkt zur Entlassung Bismarcks sei in der Weigerung Bismarcks zu sehen, die Kabinettsorder von 1852 zu ändern. Der Vortragende erzählte sodann ein erschütterndes Intermezzo, das sich zugetragen haben soll, als der Altreichskanzler sich im Schlosse zu Berlin verabschiedete. Während Bismarck im Gespräch mit dem Kaiser verweilte, sei die Türe aufgegangen, die Kaiserin sei hereingetreten und habe Bismarck mit Tränen in den Augen gedankt für all das, was er auch an ihren Kindern getan habe, indem er dem Hause Hohenzollern zu so großer Macht verholfen habe. Wenn Bismarck der maßlos Herrschsüchtige gewesen wäre, als der er durch infame Verdächtigungen dem Kaiser geschildert worden war, so hätte er rechtzeitig einen Alarmruf in die Welt hinaus erlassen können, der damals im ganzen Reiche Widerhall gefunden und dem Kaiser gezeigt hätte, daß er mit der Trennung von Bismarck die zuverlässigsten Schichten des deutschen Volkes gegen sich hatte. Bismarck habe dies nicht getan; gehorsamst legte er auf Befehl seines Kaisers die Würde nieder, die er 28 Jahre zuvor auf Befehl seines Königs übernommen hatte.

131. Die russischen Rüstungen und Bismarcks Abgang.

Auf Grund genauer Kenntnis des Sachverhalts erklärt sich die „Braunschweiger Landesztg." in der Lage, zu dem Hergang, welcher zu den Berichten des kaiserlichen Konsuls in Kiew im Jahre 1890

Anlaß gab, folgenden Kommentar zu liefern: Der Konsul hatte von auffälligen Truppentransporten nach der Grenze hin berichtet und dadurch den Verdacht erregt, daß in Rußland insgeheim feindselige Pläne gesponnen würden. Da der Kaiser von diesem Berichte Kenntnis erhalten hatte, erließ er an den Fürsten Bismarck den Befehl, eine Note nach Petersburg zu richten, in der über die Bedeutung dieser Truppenbewegungen Aufschluß verlangt werden sollte. Gleichzeitig aber erhielt der Große Generalstab Weisung, auf Gegenmaßregeln in der gedachten Richtung Bedacht zu nehmen. Bismarck ließ beim letzteren über die Bedeutung der angeblichen verdächtigen Truppenbewegungen Erkundigungen einziehen und erfuhr nun, daß es weiter nichts als Märsche von vereinzelten Truppenteilen zu den regelmäßigen, alljährlich wiederkehrenden Übungen wären, die man wegen des Mangels an Bahnverbindung zu Fuß hatte ausführen lassen. Der Große Generalstab hatte diese Bewegungen sehr wohl gekannt und richtig gedeutet. Infolgedessen konnte Bismarck natürlich sich zu einem so verfänglichen, einen offensiven Charakter tragenden Schritt, wie es eine diplomatische Vorstellung gewesen wäre, nicht entschließen, ohne die Gefahr einer starken Spannung zwischen Deutschland und Rußland heraufzubeschwören und seine ganze bisherige Politik gegenüber dem letzten Reiche zu verleugnen.

132. Windthorst und Bismarck.

Über den bekannten Besuch Windthorsts bei Bismarck, der mit eine äußerliche Veranlassung für den Sturz Bismarcks war, veröffentlicht die „Köln. Volksztg." eine längere Darlegung, die sich gegen die Annahme wendet, daß Windthorst durch seinen Besuch absichtlich dem Fürsten Bismarck in jenen entscheidenden Tagen ein Bein habe stellen wollen. Sie bezeichnet als feststehend, daß Windthorst der Meinung war, Bleichröder habe im direkten Auftrage Bismarcks die Zusammenkunft zwischen beiden Männern angeregt, wobei allerdings möglich sei, daß Bleichröder aus eigenem Antriebe dem Kanzler dadurch nützlich sein wollte. Erst auf Mitteilungen Bleichröders hin habe Windthorst sich bei Bismarck anmelden lassen. Wie die Unterredung zwischen Bismarck und Windthorst dann zur Kenntnis des Kaisers gekommen ist, darüber äußert sich die „Köln. Volksztg." folgendermaßen:

Von dem Besuch des Abgeordneten Windthorst beim Fürsten Bismarck haben zunächst nur drei Personen erfahren, die damals fortwährend um seine Person waren und die Sorge für den alten Herrn übernommen hatten. Es sind der Abgeordnete Dr Porsch, der Abgeordnete Krebs und des letzten Gemahlin, die ja bekanntlich mit außerordentlicher Sorgfalt für die äußeren Bedürfnisse Windthorsts bemüht war und auch bei solchen Gelegenheiten für alles sorgte. Von diesen dreien hat keiner auch nur das geringste irgend einem andern gegenüber verlauten lassen. Windthorst selbst hatte nach der Unterredung mit Bismarck zu Herrn von Rottenburg geäußert: „Von meinem Besuch bei dem Fürsten darf niemand etwas erfahren. Es muß ganz geheim bleiben. Unter den gegenwärtigen Umständen könnte das Bekanntwerden dem Kanzler schaden." Demgemäß hat er sich selber auch verhalten und völlig geschwiegen. Höchstwahrscheinlich hat der Kaiser von dem Besuch Windthorsts bei Bismarck lediglich infolge einer Unvorsichtigkeit des Fürsten Bismarck Kenntnis erhalten. Unmittelbar nach der Besprechung mit Windthorst war Bismarck zum Frühstück gegangen, zu welchem einige Gäste geladen waren. Später, nachdem Herr von Rottenburg den Abgeordneten Windthorst hinausbegleitet hatte, kam auch Herr von Rottenburg zu Tisch. Bei Tisch machte Fürst Bismarck ganz offen zur Tischgesellschaft die Bemerkung: „Windthorst ist doch in den letzten zwei Jahren auffallend gealtert." Einer der Gäste fragte ihn, wo er denn diese Beobachtung gemacht habe. Darauf antwortete Fürst Bismarck: „Er ist eben bei mir gewesen." Herr von Rottenburg hatte dem Fürsten augenscheinlich die Ansicht Windthorsts, daß der Besuch geheim bleiben müsse, vorher nicht mitteilen können, und Fürst Bismarck glaubte keinen Grund zu haben, aus dem Besuch ein Hehl zu machen. Höchstwahrscheinlich hat dann von einem der Tischgenossen, welche die Bemerkung Bismarcks gehört hatten, Herr von Bötticher Mitteilung von der Sache erhalten und dann, ohne Arg und ohne etwas Böses sich dabei zu denken, von diesem Besuch dem Kaiser gegenüber Erwähnung getan, bei dem er im Laufe des Nachmittags zum Vortrag befohlen war. Am frühen Morgen des 15. März fand dann die Aussprache zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck über diesen Besuch und noch manches andere statt, nachdem der Kaiser früh morgens zu Bismarck in das Reichskanzlerpalais gekommen war. Auf diese und keine andere

Weise wird der Kaiser von dem Besuche Windthorsts beim Fürsten Bismarck Kenntnis erhalten haben.

Windthorst selbst, so wird hinzugefügt, habe zu jener Zeit den Rücktritt Bismarcks für bedauerlich gehalten und gemeint, keiner von Bismarcks Nachfolgern würde mehr die Autorität haben, um die Kulturkampfgesetzgebung vollständig abzubrechen. Bismarck habe diese Gesetzgebung geschaffen, er allein hätte auch die Kraft gehabt, sie abzutragen. Völlig verbürgt sei die spätere Äußerung Windthorsts: „Für uns ist Bismarck jedenfalls zu früh gegangen". Auf der staatsmännischen Höhe dieser Einsicht standen aber seine Nachfolger nicht, als sie 1895 dem Kanzler den Glückwunsch zu seinem Geburtstage verweigern halfen.

Was die Rolle anbelangt, die Bleichröder dabei gespielt hat, so ist sie von Bismarckscher Seite folgendermaßen geschildert worden: Bleichröder stand im Begriff, zum Kanzler zu gehen, der ihn erwartete, und traf dabei vor dem Palais des Fürsten den Abgeordneten Windthorst, der die Absicht hatte, sich bei Bismarck melden zu lassen. Bleichröder erbot sich, die Absicht dem Fürsten mitzuteilen und um den Empfang zu bitten. Bismarck erwiderte, da es einer besonderen Verwendung eines andern für Windthorst gar nicht bedurft hätte, da seine Tür jedem Abgeordneten offen stehe. Das berichtete Bleichröder, und Windthorst ging dann unmittelbar darauf ins Palais.

133. Bismarck und Bleichröder.

Der in seinen Folgen so bedeutsame Besuch Windthorsts beim Fürsten Bismarck am 14. März 1890, den Herr von Bleichröder vermittelte, lenkt die Aufmerksamkeit erneut auf die letztgenannte Persönlichkeit. Gegner des Fürsten, die es nicht verschmähten, auch die Lauterkeit seines Charakters zu verdächtigen, haben an dem Verkehr des Altreichskanzlers mit dem Bankier wiederholt Anstoß genommen, und selbst weiteren Kreisen mag dieser Verkehr hier und da verwunderlich erschienen sein.

Da ist es denn von Interesse zu erfahren, was der verstorbene Botschafter Robert von Keudell, ein bis zu seinem Tode ehrlicher und treuer Freund des Bismarckschen Hauses, der volle neun Jahre lang, von 1863 bis 1872, als Chef der Reichskanzlei in der unmittelbarsten Umgebung des Fürsten weilte, über das gedachte Verhältnis

berichtet. In seinem Buche: „Fürst und Fürstin Bismarck“ erzählt er aus dem Anfange des Jahres 1865:

„Daß Bismarck schlechthin unersetzlich war, daß niemand außer ihm in den dunklen Labyrinthen der damaligen auswärtigen und innern Politik die gangbaren Pfade zu finden vermocht hätte, davon waren alle überzeugt, die ihm näher standen. Zu diesen Personen gehörte schon damals Herr Gerson Bleichröder, Chef des Bankhauses S. Bleichröder, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten. Sein Verstand war so lebendig wie durchdringend, sein Gedächtnis zuverlässig, sein Herz fest und treu. Das bei ihm deponierte Kapitalvermögen des Ministers gab ihm fast nichts zu tun, weil Spekulationen irgendwelcher Art mit dessen Werten verboten waren; aber seine Stellung zu dem Pariser Hause Rothschild führte ihm mitunter einen politischen Auftrag zu. Die Frankfurter Familie Rothschild ist bekanntlich in Wien, Paris und London verzweigt (das Frankfurter Stammhaus ist inzwischen eingegangen); ihr Vertreter in Berlin aber war Bleichröder. Nun hatte der damalige Chef des Pariser Hauses, Baron James Rothschild, jederzeit seinen Zutritt zum Kaiser Napoleon, der ihm nicht nur über Finanzfragen, sondern auch über Politik ein freies Wort zu gestatten pflegte. Dies bot die Möglichkeit, durch Bleichröder und Rothschild an den Kaiser Mitteilungen gelangen zu lassen, für welche der amtliche Weg nicht geeignet schien. In jenen Jahren hielt Bismarck für geboten, die Beziehungen zu dem mächtigen Monarchen mit allen verfügbaren Mitteln sorgfältig zu pflegen, und legte daher Wert darauf, auch diesen Weg vertraulicher Mitteilungen mitunter benutzen zu können. Durch mich sind derartige Aufträge nie vermittelt worden; doch erhielt ich die Anweisung, Herrn Bleichröder über die Lage der auswärtigen Politik, soweit sie nicht geheim zu halten war, auf Befragen fortlaufend zu unterrichten, damit er Eröffnungen der bezeichneten Art, die der Minister sich selbst vorbehielt, schnell und richtig auffassen könnte. Herr Bleichröder pflegte daher mehrmals in der Woche am frühen Morgen zu mir zu kommen und einige Minuten zu verweilen, an warmen Tagen im Garten, sonst in meinem Wohnzimmer. Ich lernte ihn auf diese Weise genau kennen und aufrichtig schätzen.

Die gelegentlichen Aufträge des Ministers an Bleichröder hätten zur Folge, daß dieser sich als Hilfsarbeiter des Auswärtigen

14

Amts fühlte und demnach, wenn er von Bismarck sprach, ihn „unsern hochverehrten Chef!" zu nennen pflegte. Weiteren Kreisen durfte der politische Grund seiner öfteren Besuche im Auswärtigen Amte natürlich nicht bekannt werden. Es erhob sich daher manchmal das Gerücht, daß Bismarck durch Bleichröder für sich Börsengeschäfte machen ließe, was tatsächlich niemals geschehen ist. Er hat oft genug ausgesprochen, es sei völlig unerlaubt, seine Kenntnis der politischen Lage zu Spekulationen zu benutzen; ein Minister, der sich damit befasse, müsse in Versuchung kommen, seine politischen Entschlüsse durch Rücksichten auf persönliche Vorteile oder Nachteile beeinflussen zu lassen, und könne daher keine gute Politik machen."

Es ist bekannt, daß im Kriege 1866, den Preußen unter Einsetzung seiner Großmachtstellung ohne Anleihe durchfechten mußte, Bleichröder an der Bereitstellung der finanziellen Mittel hervorragend beteiligt war. Dies sicherte ihm mit Recht die dankbare Anerkennung seines Königs und dessen ersten Ministers. Daher erscheint es auch natürlich und begreiflich, daß die Vertrauensstellung, die Bleichröder bei dem Fürsten Bismarck einnahm, sich unvermindert bis zur Entlassung des letzten erhalten hat, und die dankenswerten Mitteilungen des Herrn von Keudell erklären es zur Genüge, weshalb in den spannungsvollen Märztagen des Jahres 1890 Herr Windthorst gerade die Vermittlung Bleichröders in Anspruch nahm, um Zutritt zum Fürsten Bismarck zu erlangen.

134. Bötticher und Bismarck.

Das Verhältnis Böttichers zu Bismarck behandelt in der „N. Fr. Pr." der Schriftsteller Sigmund Münz, der in den letzten Jahren Bötticher nahegestanden hat. Diese Erinnerungen werfen ein neues Licht auf die Anschuldigung, Bötticher habe zu Bismarcks Sturz beigetragen. Hierauf Bezug nehmend schrieb Bötticher an Münz, daß er immer dankbar Rottenburgs gedenken werde, der ihn gegen die ungerechte Anschuldigung in Schutz genommen hätte. Im September 1905 fand über diesen Gegenstand eine lange Aussprache statt, welche Münz mit der Absicht, sie dereinst zu veröffentlichen, niederschrieb. Bötticher erzählte, daß er wenige Wochen vor Bismarcks Entlassung nach Friedrichsruh kam und dort am Bette der erkrankten Fürstin sitzen durfte, derselben Fürstin, die einige Wochen später sich in einen

Groll gegen ihn hineingelebt hatte, als ob er tatsächlich dazu beigetragen hätte, Bismarck zu stürzen. Als Bötticher nach der Entlassung dem Fürsten die Hand küßte, um ihm zu danken für alles, was er ihm schuldete, sagte der Fürst: „Aber, Bötticher, Sie haben ja selbst zu meinem Sturz beigetragen, indem Sie mich nicht dem Kaiser gegenüber stützten, meine Sache nicht, wenn es sein mußte, selbst im Widerspruch zum Kaiser verfochten." Bötticher verteidigte sich mit folgenden Worten: „Ich konnte antworten, daß ich stets die Sache, die ich als die meines Chefs, des Fürsten, zu vertreten hatte, vor dem Kaiser sowohl wie vor der Öffentlichkeit des Reichstages verteidigte, auch wenn ich persönlich nicht immer von ihr eingenommen war; denn höher ging mir stets die Amtspflicht, mit der in Preußen zuweilen die strengste Zurückstellung der eigenen Neigungen verknüpft ist. Freilich bei starken Widersprüchen zwischen dem Fürsten und dem Kaiser dürfte ich nicht ganz vergessen, daß der Kaiser der Herr wäre, dem ich diene, und so habe ich allerdings gegenüber der Zumutung des Fürsten, daß ich mich etwa dem Kaiser hätte entgegenstellen sollen, schweigen zu müssen geglaubt." — Die Fürstin aber blieb Böttichers erbitterte Feindin. Als ein Freund Böttichers dem Fürsten später zuredete, er möge sich von seinem unbegründeten Verdachte lossagen, bemerkte der Kanzler: „Wenn ich zu Bötticher wieder in ein freundschaftliches Verhältnis treten wolle, müßte ich mich vorher von meiner Frau scheiden lassen." Die letzten Worte, die Bötticher selbst, nachdem er dem Fürsten versichert hatte, daß er die Treue gegen ihn nie verletzt habe, aus dessen Munde hörte, waren diese: „Nein, Treubruch werfe ich Ihnen auch nicht vor; aber Sie haben mich im Kampfe mit dem Kaiser nicht so unterstützt, wie ich das von Ihnen erwarten durfte." — „Nun, ich trage die Angriffe weiter. Besser Unrecht leiden, wie Unrecht tun."

Die „Hamb. Nachr." sagen zu der Entfremdung und späteren Feindschaft des Hauses Bismarck mit Herrn von Bötticher folgendes:

Herr von Bötticher hatte zunächst, und zwar im Widerspruch mit seiner amtlichen Verpflichtung, dem Kaiser gegenüber Ansichten vertreten, von denen er wußte, daß sie nicht die Billigung des ihm vorgesetzten Reichskanzlers fänden, und dadurch zur Verschärfung der Krisis beigetragen, dann aber, als ihm die Vermittlung zwischen dem Kaiser und dem in Friedrichsruh weilenden Fürsten Bismarck

14*

übertragen wurde, diese Vermittlung in einer Art und Weise ausgeübt, welche ihm in politischen Kreisen den bekannten Spitznamen „Piccolomini“ — dem „Zivilwallenstein“ gegenüber — eingebracht hat. Auf die Einzelheiten einzugehen widerstrebt uns um so mehr, als dies kaum möglich wäre, ohne einen deutschen Bundesfürsten und die Rolle, die dieser in jenen kritischen Tagen gespielt hat, in den Bereich unserer Darstellung zu ziehen. Wir wollen hier dem Beispiel der Hohenloheschen Memoiren nicht folgen, dürfen aber im Interesse der historischen Wahrheit nicht verhehlen, daß Fürst Bismarck aufs äußerste indigniert über das Verhalten des Herrn von Bötticher war, und es ihm nie verziehen oder gar vergessen hat.“

135. Eine Bismarck-Legende.

Einer solchen tritt Dr Paul Liman in den „L. N. N.“ mit folgenden Worten entgegen:

„In der „Zukunft“ bringt Maximilian Harden eine Darstellung der Ereignisse, die zur Entlassung des Fürsten Bismarck führten. Er fügt selbst hinzu, daß er nur die Tatsachen anführe, „die heute schon erwähnt werden dürfen“. Die Darstellung Hardens ist richtig; was sie verschweigt, wird die Geschichte erst später berichten dürfen. Nur ein Irrtum Hardens muß festgestellt werden, damit eine Legendenbildung vermieden wird, die um so leichter eintreten könnte, als das Zeugnis Hardens recht gewichtig ist: Er legt wieder einmal dem Fürsten Bismarck am Schluß der bekannten Szene, die der Kaiser durch seinen Morgenbesuch nach dem Gespräch des Kanzlers mit Windthorst herbeiführte, die Worte in den Mund: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau.“ Demgegenüber muß ich feststellen, daß Fürst Bismarck der Ältere mir gegenüber sich wiederholt über die Geschmacklosigkeit dieser ihm in den Mund gelegten Äußerung beschwert und zugleich bemerkt hat, daß eine derartige Wendung, die überdies völlig sinnlos sei, seinem ganzen Sprachgebrauch und seiner Denkweise fremd sei. Lächelnd bemerkte er einmal: „Der Kaiser hat ja gar nicht in den Salon meiner Frau eindringen wollen.“ Ebenso hat Fürst Herbert Bismarck stets mit großer Heftigkeit sich gegen die Richtigkeit jener Phrase gewandt, zuletzt noch in einem an mich gerichteten, nicht lange vor seinem Tode geschriebenen Briefe, dessen Anlaß die Tatsache war, daß ja die irrige Darstellung

versehentlich auch in den „Leip. Neuest. Nachr." Raum gefunden hatte. Richtig ist vielmehr die von dem Sohne als „zutreffend in jedem Punkte" bezeichnete Darstellung in meinem Buche. „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung", in der die Szene folgendermaßen dargestellt wird: „Zürnend verlangte der Monarch Auskunft darüber, was die Unterhaltung mit Windthorst zu bedeuten hätte, und obwohl der Kanzler betonte, daß es sich nur um eine private Besprechung gehandelt habe, verlangte doch der Kaiser, daß er von den Verhandlungen seines Kanzlers mit parlamentarischen Führern vorher in Kenntnis gesetzt werde. Diesen Anspruch wies Bismarck mit der Erklärung zurück, er lasse seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Kontrolle unterwerfen und über seine Schwelle niemanden gebieten. „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Ihr Souverän befehle?" rief der Kaiser in großer Erregung. „Auch dann nicht", erwiderte Bismarck, und er fügte hinzu, nur infolge eines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst seinem Enkel zu dienen, sei er im Amte geblieben. Er sei aber, wenn er dem Kaiser unbequem sei, gern bereit, sich zurückzuziehen.... Die Unterredung endete mit einer Aufforderung des Kaisers, persönlich im Schlosse zu erscheinen, um ihm Vortrag zu halten über die Frage seiner Entlassung, eine Aufforderung, deren Ablehnung der greise Kanzler mit seinem Alter und mit seiner Gesundheit begründete." Es liegt auf der Hand, daß die kurze, jeden Zweifel ausschließende Wendung: „Auch dann nicht", nicht nur bismarckscher ist, sondern auch der höchst erregten Situation besser entspricht als die theatralische, innerlich unwahre Phrase: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau."

136. Allerlei kleine Bismarck-Erzählungen.

Nach einer Mitteilung Heinrich von Poschingers hat sich Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, als die Beziehungen zwischen Berlin und Friedrichsruh besonders gespannt waren, halb im Scherz, halb im Ernst einem Hamburger gegenüber wie folgt geäußert: „Am liebsten möchte ich mich in Hamburg naturalisieren lassen, um mich dem Druck von Berlin möglichst zu entziehen." Es blieb aber bei dem frommen Wunsche, da er als preußischer Generaloberst der Kavallerie doch immer der preußischen Disziplin unterstanden hätte. Er fand es von dem Redakteur der „Norddeutschen Allg. Ztg.",

Geheimrat Pindtner, lächerlich, wenn dieser seinen früheren Herrn belehren wollte und zwischen den Zeilen zu verstehen gab, er, Bismarck, werde alles Mögliche erleben, wenn er sich nicht bessere. Bismarck gebrauchte angesichts der Ausfälle des offiziösen Regierungsblattes die plattdeutschen Worte: „Dao lach ick äöwer!", er nahm den Artikel nicht ernsthaft und hielt sie für Theaterdonner hinter den Kulissen, den Pindtner als Jupiter tonans*) besorgt hatte. — Als die Rede bei einem Hamburger Essen einmal auf den Großherzog von Sachsen-Weimar kam, bemerkte Bismarck: „Er war mir stets ein großer Gönner, — von seiner Schwester (weiland Kaiserin Augusta) kann ich das weniger behaupten." — Eine Dame von kleiner Statur hatte bei zwei auf einander folgenden Mahlzeiten die Ehre, neben dem Fürsten zu sitzen. Als der Altreichskanzler seiner Freude über die ihm äußerst sympathische Tischnachbarin Ausdruck gab, meinte dieselbe scherzend: „Sie denken wohl „Toujours perdrix"**), worauf der Fürst schlagfertig erwiderte: „Aber, Sie wissen doch, meine Gnädige, daß die kleinsten Rebhühner die besten sind." — Als ihm eine Hamburgerin nach dem Diner Apollinaris-Wasser anbot, schob er es lächelnd beiseite: „Mit etwas Arac de Batavia vermischt als Schlummerpunsch möchte ich es schon eher genießen." — Bei einem andern Essen war Bismarcks übereifriger Kammerdiener Pinnow 10 Minuten vor der richtigen Zeit mit dem Rufe: „Durchlaucht, es ist die höchste Zeit!" in den Salon gestürzt und hatte damit alles in Aufruhr versetzt. Noch auf dem Bahnhofe beklagte sich der Fürst über seinen Diener: „Der Mensch hat mich um die letzten Züge aus meiner Pfeife gebracht!"

137. Bismarck-Erinnerungen Heinrich von Poschingers.

In der „N. G. C." teilt Heinrich von Poschinger einige Bismarck-Erinnerungen mit, die er aus Gesprächen mit Geh. Rat Dr. von Rottenburg, dem einstigen Mitarbeiter des Fürsten, sich aufnotiert hatte:

„Ich bin," so schreibt er, „mit Rottenburg vielfach in Berührung gekommen, hauptsächlich durch die mir von Bismarck anvertraute

---

*) Donnergott.

**) Immer Rebhuhn.

Veröffentlichung seiner Frankfurter Depeschen und seiner amtlichen Erlasse auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der inneren Politik. Auch nach Bismarcks Entlassung war unser Verhältnis ein reges, und wir tauschten gern unsere Erinnerungen an den großen Mann aus. Es geschah dies besonders zwischen dem 15. September und 15. Oktober 1894, da wir uns beide zur Erholung in Baden-Baden aufhielten. Aus der Fülle der Gespräche will ich im nachstehenden nur einige mitteilen.

„Ich war einmal," so erzählte Rottenburg, „vier Wochen ganz allein mit Bismarck in Kissingen. Weder die Fürstin war anwesend, noch einer der Söhne. Sie können sich denken, wie oft sich da Gelegenheit zu denkwürdigen Aussprüchen Bismarcks ergab. Er sprach über die Lehre Darwins, über Philosophie und Geschichte; die Art des modernen Geschichtsunterrichts fand nicht seinen Beifall: „Welch bedenkliche Anschauungen werden der Jugend eingeimpft, wenn ihr ein Mörder wie Tell fast wie ein Nationalheiliger gezeigt wird." Von dem Minister Puttkamer, seinem Kollegen, sagte Bismarck: „Wenn ich gewußt hätte, daß er täglich eine Viertelstunde braucht, um sich den Bart zurecht zu machen, so hätte ich ihn nicht zum Minister gemacht." Lothar Bucher sei auf ihn, Rottenburg, böse geworden, seitdem Bismarck ihm die Bearbeitung der Kirchenpolitik abnahm. Sie ging dann in die Hände des Kultusministers bezw. in die Hände Rottenburgs über. Eines Tages erhielt Rottenburg den Auftrag, in Sachen der Rückkehr der Mönche (mit Ausnahme der Jesuiten) in das Staatsministerium zu gehen und dort den Antrag Bismarcks auf deren Zulassung zu motivieren. Die Sitzung dauerte einen halben Tag. Die katholischen Minister Maybach und Lucius stimmten gegen Bismarck, der Kultusminister von Goßler enthielt sich der Abstimmung. So ging der Antrag im Staatsministerium durch.

Wenn zu Bismarck einer vor dem Mittagessen im Frack kam, pflegte er zu sagen: „Der wird wohl von theologischer Abkunft sein."

Unanständige Sachen durfte man in Bismarcks Gegenwart, z. B. bei oder nach Tisch, nicht erwähnen. Bismarck hatte dafür keinen Sinn, ja, er verstand solche Witze nicht einmal. Auf der Reise nach Franzensbad zitierte Rottenburg Bismarck einmal ein geflügeltes Wort: Die Welt würde zusammengehalten durch .....

und Liebe. Bismarck schaute Rottenburg groß an und sagte: „Soll es nicht nur heißen: durch Liebe?"

Bismarck las entsetzlich viel Romane. Vorliebe hatte er für Felix Dahn und speziell für dessen Buch: „Der Kampf um Rom". Es ging ihm wie einem bekannten Gelehrten, der den ganzen Tag über Romane las und erst abends sich an die Arbeit setzte, und der sagte, er brauche die Romane zur Menschenkenntnis. Die letztere ging übrigens Bismarck nicht ab. In den letzten Jahren seines Lebens neigte er allerdings einer pessimistischen Beurteilung der Menschen zu. Wenn er sich die Frage stellte, wie der oder jener seine Handlungsweise gegen ihn später einrichten würde, so nahm er an, daß selbstsüchtige Motive das treibende Element sein würden. Die ewige Beschäftigung mit der Politik, wo ja auch nur die Interessen spielen, mag ihn zu dieser Anschauung geführt haben.

Mit dem König Ludwig II. von Bayern sei Bismarck in regem Verkehr gewesen; in der letzten Zeit stellte der König sich Bismarck als Lohengrin vor, und er scheute eine Begegnung mit dem Kanzler, um diesen seinen idealen Eindruck nicht zu verwischen. Als nach der Katastrophe von Hohenschwangau der bayerische Minister Freiherr von Crailsheim zu Bismarck nach Kissingen kam, fragte Bismarck ihn, als er einen blauen Fleck in seinem Gesichte bemerkte: „Den haben Sie wohl im Burgverließ davongetragen?"

Ein Besucher Bismarcks äußerte gelegentlich, der König Wilhelm I. habe die Prinzessin Elise Radziwill nicht heiraten können, weil sie nicht ebenbürtig gewesen. Darauf habe die Familie Radziwill den Gegenbeweis antreten wollen. Bismarck sagte: „Die Ebenbürtigkeit kann bei vielen regierenden Familien angezweifelt werden."

In Kissingen trug Rottenburg stets einen Revolver bei sich, Bismarck auch. Es kamen viele Drohbriefe an, die Rottenburg Bismarck vorenthielt. Einmal kam aus London ein mächtiger Polizeiknüppel an mit der Zuschrift: „Haben Sie acht!" Rottenburg wünschte nun, Bismarck auf der Fahrt zur Saline zu begleiten, und steckte sich hinter die Fürstin, die den Vorgang ihrem Gemahl mitteilte. Da fragte Bismarck Rottenburg: „Liegt eine ernste Gefahr vor?" Rottenburg berichtete, und nun lehnte Bismarck seine Begleitung mit den Worten ab: „Ich bin in Gottes Hand."

Während der 99 Tage kam ein Telegramm aus dem Palais des Kaisers Friedrich, das „Friedrich III." gezeichnet war. Das

war aber nur ein Versehen des Telegraphenbeamten, welcher die Worte „I. R." („Imperator Rex") falsch verstanden hatte. Bismarck sagte ironisch: „Monarchen zeichnen nicht mit der Zahl der Regenten gleichen Namens, es sei denn, sie hießen Reuß."

Nach Bismarcks Entlassung war Rottenburg zweimal in Friedrichsruh. Etwa sechs Wochen nach der Entlassung bat Rottenburg Bismarck um eine Unterredung, in deren Verlauf er dem Altreichskanzler Nachstehendes vorstellte: „Ich will Eurer Durchlaucht nur zwei Momente vortragen, um Sie zu einer andern Haltung zu bestimmen. 1. Sie haben Ihr ganzes Leben daran gewirkt, das Königtum zu stärken, Sie können sich jetzt unmöglich in Widerspruch mit Ihrer ganzen Politik setzen. 2. Denken Sie an Ihren Sohn Herbert; er lebt in der Politik, machen Sie ihm den späteren Wiedereintritt in diese nicht unmöglich." Darauf Bismarck: „Ich habe schon genug für meine Söhne getan." Als bei Tisch jemand das Wort „unentwegt" vorbrachte, sagte Bismarck: „Sagen Sie dies Wort nicht in Gegenwart Buchers, es erregt seinen größten Zorn." Lothar Bucher lehnte es ab, Bismarck zu einer Änderung seiner Haltung der Regierung gegenüber zu bestimmen.

Als Bismarck im Jahre 1893 in Kissingen schwer erkrankt danieder lag, fand in Berlin ein Ministerrat statt. Caprivi ersuchte Rottenburg, der die Verhältnisse Bismarcks besser kenne als irgend einer, an der Beratung teilzunehmen. Rottenburg hielt einen halbstündigen Vortrag und verlangte, der Kaiser solle Bismarck ein Schloß in Berlin (Bellevue) anbieten. Caprivi hielt dies aber nicht für möglich. Es wurde Bismarck dann ein Schloß in der Provinz angeboten, Wiesbaden oder Cassel. Nach der Beratung telegraphierte Caprivi das Ergebnis dem sich in Österreich aufhaltenden Deutschen Kaiser.

Zum Schlusse zwei Kundgebungen, die Rottenburgs Tod veranlaßte. Der Kaiser telegraphierte an Rottenburgs Sohn: „Mit schmerzlicher Teilnahme habe ich Ihre Meldung von dem Hinscheiden Ihres Herrn Vaters empfangen. Ich spreche Ihnen mein wärmstes Beileid aus zu diesem schweren Verluste. Der hervorragenden Dienste, welche der Verewigte mir und dem Vaterlande geleistet hat, werde ich stets gern und dankbar gedenken. W. Rex." Der Reichskanzler Fürst Bülow schrieb dem jungen Rottenburg: „Die Nachricht von dem Hinscheiden Ihres Herrn Vaters, dem ich mich seit langen Jahren

in aufrichtiger Freundschaft verbunden fühlte, hat mich schmerzlich bewegt. Ich bitte Sie, zugleich im Namen meiner Frau, den Ausdruck unserer herzlichen Teilnahme entgegenzunehmen. Der Verlust eines so bedeutenden Vaters ist sicherlich besonders schwer zu tragen, dafür ist aber der das Grab überdauernde geistige Zusammenhang um so inniger. Möge Ihnen das Bild des Verewigten beratend und ermutigend im Leben zur Seite stehen. Fürst Bülow."

138. Fürst Bismarck im Verkehr mit der Familie Petersen.

In dem bei A. F. Richter erschienenen Buche Heinrich von Poschingers „Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde" finden sich folgende interessante Aufzeichnungen der Tochter des Bürgermeisters Petersen über den Verkehr des Altreichskanzlers in ihrer Familie:

a. „Zu seinem achtzigsten Geburtstag sandte Bismarck meinem Vater ein Glückwunschtelegramm, und dieser bat brieflich den Fürsten, eine Zeit zu bestimmen, um seinen Dank persönlich abzustatten. Unmittelbar darauf am 21. September 1889, kam ein Telegramm mit der Einladung zu Tische, der mein Vater folgte.

Am 1. April 1890 fuhr mein Vater mit dem preußischen Gesandten von Kusserow nach Friedrichsruh, um dem Fürsten zum Geburtstag zu gratulieren. Bei der Begrüßung sagte Bismarck zu ihm: „Na, kommen Sie her, alter Freund!" und umarmte ihn herzlich. Im Fortgang der Unterhaltung sprach der Fürst von seiner Laufbahn und meinte, sie sei eine dornenvolle gewesen. Herr von Kusserow erwiderte: „Es waren aber auch Rosen dabei, Durchlaucht!" Davon aber wollte der Fürst nichts wissen und sagte: „Hol' der Deubel die Rosen!"

Mein Vater hegte nun den lebhaften Wunsch, den Fürsten als Gast bei sich zu sehen. Bismarck ging mit großer Bereitwilligkeit auf den Vorschlag ein, einen Besuch in Hamburg zu machen und den Tag bei uns in Flottbek zu beschließen. Durch Vermittlung des Oberingenieurs Andreas Meyer, der schon seit mehreren Jahren mit dem Fürsten befreundet war, wurde der 3. Juni 1890 für den Besuch festgesetzt.

Um 11 Uhr traf der Fürst in Begleitung der Fürstin, der Grafen Herbert und Bill, der Gräfin Sibylle, des Geheimrat Bucher und

des jungen Dr Chrysander am Berliner Bahnhof ein. Wir alle mit den Gästen, die mein Vater für den Tag geladen hatte, erwarteten die Ankunft des Zuges in freudiger Erregung. Als die Riesengestalt langsam dem Wagen entstieg und mit großer Vorsicht die Füße auf das Trittbrett setzte, sagte er: „Ich muß nur erst festen Fuß fassen." Uns allen stockte förmlich der Atem bei dem Anblick des Gewaltigen; indessen hob die große Freundlichkeit seines Wesens sofort jede Befangenheit. Der Fürst bestieg mit meinem Vater und mir den ersten Wagen, und wir fuhren langsam durch die jubelnde Menge. Seine Ankunft war sehr geheim gehalten worden, aber wie ein Lauffeuer hatte sich die Freudenkunde verbreitet, und begeisterte Hochrufe begrüßten ihn überall aus den dicht gedrängten Scharen. Blumen flogen von allen Seiten in den Wagen; der Fürst nahm einen Rosenstrauß und sagte: „Darf ich diese Rosen mit Ihnen teilen?" — „Diese Rosen werde ich ewig aufbewahren, Durchlaucht!" erwiderte ich, und Bismarck sagte darauf mit nachdrücklicher Betonung: „Ewig ist ein langes Wort!" Diese Rosen sind unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

Am Donnerstag, den 22. Januar, fuhren wir wieder nach Friedrichsruh, wo es sehr gemütlich war. Anwesend waren nur Mercks und Voigts, der Legationsrat Jenisch und Bucher. Der Fürst erzählte von Petersburg und von seinen Jagden in Rußland. Die Fürstin bemerkte dazu: „Mein Mann hat aber nur fünf Bären dort geschossen und nicht zwölf, wie oft erzählt wird." Der Fürst fuhr fort von Petersburg zu erzählen: „Am Hofe herrschte ein sehr ungezwungener Ton; eines Abends beim Souper sagte einer der Hofkavaliere zu dem Kaiser Alexander: „Passez moi cette caraffe, s'il vous plait"*). Der Kaiser schien an diese Art gewöhnt zu sein und reichte die Karaffe hin. Ich war doch gewiß intim mit dem alten Wilhelm, aber das hätte ich mir doch nicht erlaubt!"

So gut der König war, so gab es doch Dinge, die er nicht vergeben und vergessen konnte. Zum Beispiel hat er Bucher nie vergeben, daß er Anteil hatte an der Steuerverweigerung, die der Landtag im Jahre 1851 beantragte. Bucher hatte das Referat, der Beschluß kam indessen nicht zur Ausführung. Als ich im Jahre

---

*) Reichen Sie mir gefälligst diese Karaffe herüber.

1865 dem König das Dekret zur Ernennung Buchers zum Legationsrat vorlegte, zerriß er es im Zorn.

Nach einiger Zeit aber, als ich sagte, ich brauche den Mann, bestätigte er doch die Ernennung. Er hat ihn aber nicht wie die andern Räte regelmäßig zum Immediat-Vortrag zugelassen, sondern nur einige Male in besonderen Fällen."

Als das Gespräch auf die Weltordnung im allgemeinen kam, sagte der Fürst: „Wissen Sie denn, ob der liebe Gott direkt regiert und nicht auch einen Oberpräsidenten hat, der die Gesetze falsch auslegt und anwendet?"

Die Fürstin erzählte mit heiterer Miene einige Schreckensgeschichten, die sie besonders liebte; unter anderem, daß der junge Graf Hochberg sich auf einer Schlittenfahrt beide Hände erfroren habe, daß eine ihr befreundete, sehr angesehene Familie so klamm mit Geld sei usw. — Als Erwiderung auf diese Klagen zitierte der Fürst mit philosophischer Ruhe den bekannten Satz des Jochen Nüßler aus Fritz Reuter: „Wat sall ick darbi dhaun?"

Am Sonntag den 1. Februar erfüllte der Fürst das uns bei Leszczynskis gegebene Versprechen und kam mit der Fürstin zu Tisch zu uns. Geheimrat Bucher war auch zugegen. Mein Vater und meine Brüder empfingen die Herrschaften am Bahnhof. Vor unserm Hause hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die den Fürsten mit Hochrufen begrüßte. An der Haustür hatten sich zwei Knaben in Kürassieruniform als Ehrenwache aufgestellt. Der Fürst führte mich die Treppe hinauf.

Die Tafelrunde war wie folgt: Der Fürst saß in der Mitte des Tisches, ich neben ihm, links von ihm saß Frau Toni Haller mit General von Leszczynski, dann folgte meine Schwester Gertrud mit den Herren Haller, Voigt und Dr Donnenberg, Frau Voigt mit Senator Sthamer, mein Vater mit der Fürstin, dem Fürsten gegenüber; neben meinem Vater saß die Frau Generalin mit Bucher, mein Bruder mit der Malerin Frau de Boor, Fräulein von Leszczynski mit dem Generalkonsul Dr Michahelles machten den Schluß. — Der Fürst sagte zu Frau Haller, welche ein grünes Sammetkleid angelegt hatte, gewendet: „Die Damen wissen nicht, wie dankbar wir ihnen sind, wenn sie recht schöne Toilette machen!" Er trank Bier aus einem silbernen Becher, der mit indischen Götzenbildern geschmückt war, die er aufmerksam betrachtete. Auf seiner Tischkarte war eine

Zeichnung mit einem Jäger, der aus dem Walde tritt. Da der Wald aber nur schwach angedeutet war, sagte der Fürst, das sei kein ordentlicher Wald. Ich zeigte ihm die Rosen, die er mir im Sommer auf der Fahrt durch die Stadt schenkte und die unter Glas und Rahmen auf einem Tischchen standen. Darauf sagte er: „Dann wollen wir auf die irdische Ewigkeit unserer Freundschaft trinken, so lange wir beide leben!“

Am Sonnabend den 28. Februar fand wiederum ein Bismarck-Diner bei Bürgermeister Mönckeberg statt. Bei Tische saß ich dem Fürsten gegenüber; der schöne Korallenschmuck der Fürstin fiel mir auf; sie erzählte, daß sie ihn vom Kardinal Hohenlohe erhalten habe. Nach Tische saßen Frau Olga Des-Arts und ich kurze Zeit neben dem Fürsten, er sagte: „Die Gesellschaft ladet zum Niedersitzen ein.“ Als wir bedauerten, daß wir ihn nie im Reichstag hätten sprechen hören, sagte er: „Ich würde gern noch einmal für Sie auf die Kanzel steigen!“ — Ihm wurde Bier aus einem silbernen Pokal angeboten, den Dr Semler, wenn der Fürst ihn eingeweiht haben würde, als Andenken für seine Familie stiften wollte. Der Fürst, den Zusammenhang nicht kennend, dankte für den Trunk, und die Absicht des Stifters wäre vereitelt gewesen, wenn nicht Frau Des-Arts sich der Sache angenommen und den Fürsten aufgeklärt hätte. Er erfüllte sogleich ihre Bitte und sagte: „Ich bin freilich schon ein alter Adam, aber einer solchen Eva kann ich doch nicht widerstehn!“ — Bürgermeister Versmann rühmte die Rednergabe des Ministers Miquel und sagte, seine Reden seien wie Musik. Ich glaubte zu bemerken, daß der Fürst kein unbedingter Verehrer Miquels war, die Fürstin ging in ihren Äußerungen schon schärfer vor. Es kam die Rede auf Forstwirtschaft, und Bismarck sagte in bezug auf einen vernachlässigten Bestand: „Da kann man nicht sagen: wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben. Gott denkt nicht daran, den Wald zu schaffen, wenn die Menschen sich keine Mühe geben!“ Unter den Gästen befand sich auch der Maler Hofer, der später die Gruppe in einem Ölbild verewigte, welches im Besitz der Familie Mönckeberg sich befindet. Zu den vielen jungen Mädchen gewendet, welche die Erlaubnis erhalten hatten, nach Tische zu kommen, um den Fürsten zu sehen, sagte er: „Alle diese jungen Mädchen werden 1900 so und so viel sagen: Im Jahre 1891 haben wir den Alten auch noch gesehn!“

Beim Abschied überreichte Frau Des-Arts ihm Helm und Pallasch. Er sagte: „Der Helm steht Ihnen gut!"

Ein Essen bei Bürgermeister Petersen war besonders dadurch interessant, daß auch Hans von Bülow nebst Gemahlin geladen waren. Der berühmte Musiker befand sich, schon bevor Bismarck eintraf, in lebhafter Erregung. Diese Erregung steigerte sich bei Tische dergestalt, daß er sich, als auf das Wohl des fürstlichen Paares angestoßen wurde, erhob und Herrn Dr. Burchard, der in der Nähe des Fürsten saß — nur die Dame des Hauses saß zwischen ihnen — in überschäumendem Enthusiasmus zurief: „Als die Juden Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie"; unzweifelhaft eine etwas drastische Anwendung des Spruches 2. Mose, 24, Vers 11.

b. Außer dem greisen Hamburger Bürgermeister Petersen, der einst die deutschen Siege vom Stadthause aus begeistert verkündet hatte, verband den Altreichskanzler noch freundlicher Verkehr mit dem Bürgermeister Mönckeberg, dem Kaufmann Voigt und dem Oberingenieur Franz Andreas Meyer. Gelegentlich eines Besuches im Hause Petersens z. B. kamen die beiden Herren auch auf ihre Lieblingsstaatsmänner zu sprechen, wobei Bismarck eine besondere Vorliebe für Axel Oxenstierna, den großen Kanzler Gustav Adolfs, an den Tag legte, dessen Lebenswerk ja so manche Kongruenz mit dem des deutschen Altreichskanzlers aufweist. Petersen hingegen bekannte sich als Verehrer Wilhelms III. von Oranien. Dreierlei erklärte Bismarck im Verlaufe eines gemütlichen Beisammenseins für jeden Fürsten von Wichtigkeit: festen Charakter, gute Beine zum Stehen und ein gutes Gedächtnis haben. Und vom allgemeinen zum besonderen übergehend, bemerkte er: „Stehen kann ich zwar schon nicht mehr ordentlich, aber Gedächtnis habe ich. 30 000 Menschen mögen ungefähr in meinem Leben an mir vorüber gegangen sein, deren Namen ich natürlich nicht behalten habe, deren Persönlichkeit ich aber im Gedächtnis bewahre." Und mit seinem behaglichen Lächeln fügte der Fürst hinzu: „... im übrigen war es mir immer lieber, wenn die Leute gingen, als wenn sie kamen." — Bei seiner angeborenen Verehrung von dem Begriff der Majestät mußte es dem Fürsten wie eine Lästerung erscheinen, als in Petersburg bei einem Mittagessen bei Hofe einer der am Mahle teilnehmenden Herren den Zaren ohne Umschweife daraufhin ansprach, ihm die Weinkaraffe über den Tisch zu reichen, wie oben bereits mit-

geteilt wurde. Eine solche Vertrautheit hätte Bismarck sich seinem kaiserlichen Herrn gegenüber nie gestattet, trotzdem dieser bei kleinsten Anlässen es an Beweisen seiner wohlwollenden Gesinnung nie hat fehlen lassen, wofür der Altreichskanzler u. a. das folgende Geschichtchen anführte. Bei einem Mittagessen saß Kaiser Wilhelm I. zwischen Moltke und Bismarck. Der hohe Herr äußerte den Wunsch nach Salz, und zugleich griffen die beiden Nachbarn nach Salzfässern und reichten sie dem Kaiser. Der lehnte sich in seinem Stuhl zurück, sah seine beiden getreuen Wardeine an und sagte schmunzelnd: „Wenn ich mich schon mit einem von beiden verfeinden soll, so ist's mir immer noch lieber mit Ihnen, lieber Moltke" — und nahm das Salzgefäß aus Bismarcks Hand.

139. Henry Villards Bismarck-Erinnerungen.

Die Zeitschrift „Century Illustrated Monthly Magazine" enthält einen Bericht des bekannten (im November 1900 verstorbenen) amerikanischen Eisenbahnkönigs Henry Villard über einen im Sommer 1890 dem Fürsten Bismarck abgestatteten Besuch in Friedrichsruh. Von dem Professor Schweninger empfangen und auf sein Zimmer begleitet, war er noch mit seiner Toilette beschäftigt, als Bismarck bei ihm eintrat, gefolgt von seinen beiden dänischen Doggen. Er gab seiner Freude über den Besuch Ausdruck, einmal weil es Villard als Deutscher (er war geborener Pfälzer) gelungen war, sich in fremden Landen eine große Stellung zu machen, und weil Bismarck die ganze Woche über keinen Besuch empfangen hatte.

„Ja, es ist Tatsache," bemerkte Bismarck, „daß ich unter einem förmlichen Boykott lebe. Seitdem ich meine Stellung verloren, hat jedermann Angst, etwas mit mir zu tun zu haben, aus Furcht, dem jungen Herrn zu mißfallen, der mich entlassen hat. Früher hatte ich Mühe, mir die Besucher vom Leibe zu halten. Jedermann wollte herkommen, besonders die offiziellen Persönlichkeiten, welche sich meines Wohlwollens versichern wollten. Jetzt läßt sich keiner von ihnen mehr sehen, um nicht in den Zeitungen als mein Besucher genannt zu werden; würden sie mir in Berlin auf der Straße begegnen, so würden sie mich vielleicht nicht mal grüßen!"

Nach Tisch auf der Fahrt durch den Sachsenwald begann Bismarck zu Villard, nachdem er ihm über seine Besitzung gesprochen, auf

einmal in englischer Sprache — damit der Kutscher ihn nicht verstehen könne — die Geschichte seiner Entlassung zu erzählen. Gleich zu Anfang überraschte Bismarck seinen Besucher durch eine echt amerikanische Redewendung: „Since I have been kicked out of office“. (to kick heißt: Einen mit Fußtritten aus dem Zimmer hinausjagen.) Auf Villards Frage, wo Bismarck wohl diesen Ausdruck her habe, erwiderte er, daß er sich dessen nicht erinnere, daß er aber die Art seiner Entlassung wiedergebe. Eine solche Flut von schneidenden Sarkasmen und bitteren Anklagen, wie sie nun eine halbe Stunde folgten, hatte Villard niemals in seinem Leben gehört. Zum Beweis der ungerechten Behandlung, die Bismarck erfahren, erzählte er, was er alles im Leben getan hatte, um die Nation zu einigen und die Dynastie der Hohenzollern groß zu machen. Seine Sprache nahm einen geradezu leidenschaftlichen Charakter an, als er u. a. von einem der Minister sprach, den er für seine Entlassung in erster Linie verantwortlich machte. Die Haltung Bismarcks während seiner Philippika war höchst interessant; jede Ader und jede Muskel seines Gesichts arbeiteten und bewiesen seine große Aufregung; das mächtige Spiel seiner Augenbrauen war gleichfalls höchst merkwürdig; am wirkungsvollsten aber war der Geist und der helle Schein, der aus seinen wundervollen Augen leuchtete. Niemals kam jemand in die Nähe des Kanzlers, ohne den tiefen Eindruck zu empfinden, den diese großen, graublauen Augen ausübten.

Dann wechselte Bismarck das Thema, um sich bewundernd über die gewaltige Entwicklung der Vereinigten Staaten auszusprechen. Lange schon habe er den Wunsch gehegt, dieses Land mit eigenen Augen zu sehen; so lange er im Dienste gewesen, sei die Ausführung natürlich unmöglich gewesen; jetzt denke er allen Ernstes daran, die Einladung der Hamburg-Amerika-Linie anzunehmen und den Ozean auf dem nach ihm benannten Dampfer zu kreuzen. Zunächst müsse er aber noch den Widerstand seiner Frau und Schweningers überwinden. Auf die Versicherung Villards, Bismarcks Besuch werde drüben sowohl von den Amerikanern als von den Deutschen mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen werden, äußerte der letztere: „Das ist gerade der Grund für den Widerspruch meiner Frau und meines Arztes, und auch ich selbst fürchte die Anstrengung und den Zwang der öffentlichen Aufmerksamkeit, und ich würde es darum vorziehen, ganz incognito zu reisen.“

Bismarck erkundigte sich, ob die Vereinigten Staaten nach Villards Ansicht dauernd zusammenhalten könnten, trotz ihrer territorialen Ausdehnung, dem rapiden Anwachsen ihrer Bevölkerung, der freien Zulassung großer Massen von Fremden und dem Unterschiede des Klimas und der lokalen Interessen. Er betrachtete auch die vielen Millionen von Negern und die ausgeprägten Rassenvorurteile gegen diese als eine schwere und dauernde Gefahr. Für Amerika sei die bestehende Form der demokratischen Regierung ganz ebenso angebracht, wie die Monarchie für Deutschland. „Auch ich würde ein überzeugungstreuer Republikaner sein, wenn ich in Amerika lebte."

In bezug auf das allgemeine Wahlrecht bemerkte er: „Man kann nicht sagen, daß die Ergebnisse desselben immer zufriedenstellend waren; ich betrachte es stets als ein gerechtes Äquivalent für die allgemeine Wehrpflicht. Mehr noch: seine Einführung war unumgänglich nötig als eine Art Zement bei der Erbauung des Reichsgebäudes, ebenso als ein Mittel zur Unterdrückung der traditionellen zentrifugalen Tendenzen von einigen unserer kleinen Potentaten und Staaten. Als den wildesten Auswuchs des allgemeinen Stimmrechts betrachte ich die Sozialdemokratie, und ich hege die Überzeugung, daß der Staat dieses Übel mit Gewalt unterdrücken muß."

Über Schurz sagte Bismarck, daß er nicht bloß seine große öffentliche Laufbahn in Amerika bewundere, sondern auch die persönlichen Vorzüge, die er bei mehrfachen Zusammenkünften mit ihm entdeckt habe. Es sei schade, daß ein solcher Mann seine Kräfte einem fremden Lande widme, und nicht dem Vaterlande. Gerade dieser Typus wäre geeignet, in Deutschland den „Geheimrat" zu ersetzen, mit dem er die schlimmsten Erfahrungen gemacht habe.

Als einen großen Mißstand bezeichnete Bismarck, daß die Wählbarkeit von Senatoren und Abgeordneten in Amerika gebunden sei an ihren Wohnsitz in dem Staate und Distrikte, die sie vertreten. Dies Verhältnis sei geeignet, Vorkämpfer des lokalen an Stelle des nationalen Interesses zu züchten.

Nach Tisch bei der Pfeife bemerkte Bismarck im Anschluß an eine Zeitungsnotiz, er habe sich seinerzeit die denkbar größte Mühe gegeben, daß Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland auf das beste zu gestalten; dieses sei für Deutschland von vitaler Be-

deutung; es sei zu fürchten, daß in dieser Beziehung unter der neuen Regierung in Berlin eine Wendung zum Schlechtern eintrete.

Am zweiten Besuchstage gab Bismarck u. a. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege zum besten; er erzählte über seinen Aufenthalt in Versailles, die Friedensverhandlungen mit Jules Favre und Thiers, die Mühe, welche die Geburt des deutschen Kaiserreichs gekostet, und die tiefe Demütigung, die Frankreich dadurch erfahren, daß die Proklamierung des Deutschen Kaisers in dem Palaste Ludwigs XIV. vor sich ging, was auf seine Initiative geschehen sei.

Die Hamburger nannte er seine liebsten und besten Nachbarn: „Als ich vorschlug, Hamburg in die deutsche Zollinie zu ziehen, wurde ich der bestgehaßte Mann in dieser Stadt, da die Einwohner der Ansicht waren, daß sie ruiniert seien, wenn sie das Prestige der Freihandelsstadt verlieren würden. Tatsächlich hat die Einschränkung des Freihafengebiets die Hebung Hamburgs nicht nur nicht vermindert, sondern sogar erhöht, und der frühere Unterdrücker wurde auch bald als der Wohltäter des alten hanseatischen Gemeindewesens anerkannt."

Villard verließ Bismarck mit dem Eindruck, daß dieser die Umstände, die seine Entlassung begleiteten, niemals überwinden, daß jede Aussöhnung mit dem neuen Regime stets nur eine äußerliche sein, und daß sein Unmut über das Vorgefallene nie erlöschen werde, solange er lebe. Dies Urteil würden alle diejenigen bestätigen müssen, die in den letzten Jahren seines Lebens um ihn weilten.

140. Gespräche des Fürsten Bismarck im Hause des Bürgermeisters Mönckeberg.

(Nach Aufzeichnungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Semler.)

Zu Beginn des Jahres 1891 äußerte danach Bismarck über den Finanzminister Miquel: „Ich halte ihn für den größten deutschen Redner, und habe ihm immer mit Vergnügen zugehört. Das Unglück für Miquel war, daß er in seiner Jugend durch die Lehren des Göttinger Professor Albrecht — einer der Göttinger Sieben — vergiftet wurde. Es ist zu hoffen, daß er das Gift wieder ausgibt. Albrecht war ein Phantast; ich habe kein Verständnis dafür, wenn man ohne Rücksicht auf die Veränderungen der Zwischenzeit an

Rechtsinstitute wieder anknüpft, die Jahrhunderte zurückliegen. Wenn ein Stück Land mit Roggen bepflanzt wird, ist es Albrechts Eigentum. Wenn einige Bäume darauf gepflanzt werden, gehört der Wald allen. Es heißt, der liebe Gott läßt die Bäume für alle wachsen, er denkt nicht daran! Ich muß fünf Taler bezahlen, wenn ich einen Morgen bebaue; da tue ich besser, wenn ich mein Geld auf die Sparkasse lege. — Bei Landankäufen rechne ich noch immer nach Talern; bei Anschaffung eines Pferdes nach Dukaten, obgleich ich das neue Münzgesetz eingeführt habe. Der Ausdruck „Krone" hat sich nicht eingebürgert."

Zu Beginn des Jahres 1892 wurde in einer ähnlichen Gesellschaft beim Bürgermeister Mönckeberg Fürst Bismarck gefragt, ob er einen Krieg mit Rußland für möglich halte. Er antwortete darauf: „Das hängt von vielen Umständen ab, auch von uns. Der jetzige Zar (Alexander III.) ist ein ausgezeichneter Familienvater, wahr, ehrlich, aber wie der Bär. Ebensowenig wie der Bär den Menschen ungereizt angreift, tut es der Zar. Wenn der Bär gereizt wird, ist er gefährlich, — so der Zar. Ob derselbe geistig bedeutender oder unbedeutender ist als der Vater (Alexander II.) wage ich nicht zu beurteilen. Der Vater liebte den Onkel, unsern Kaiser Wilhelm sehr. Als Alexander II. die Nachricht von dem Siege bei Sedan erhielt, nahm er sein Glas, warf es an die Wand, daß es zerschellte und rief" — (der Fürst sagte ein russisches Wort, welches Dr Semler nicht verstanden hatte, das aber inhaltlich eine Anerkennung für den alten Kaiser gewesen sein muß) —. Alexander II. hatte ein großes Vertrauen zu mir; mein einfaches Wort genügte ihm, zuletzt noch bei einem Besuche in Berlin im Oktober 1889, um alle andern Einflüsterungen unschädlich zu machen. Die Temperamente aber zwischen dem früheren und dem jetzigen Zar sind verschieden. Alexander II. ging zick-zack unter dem Newski-Prospekt, um Kugeln zu vermeiden, der jetzige Zar würde sich furchtlos dem Gewehr des Meuchelmörders gegenüber stellen. Daß die russischen Kaiser bei ihrer Geschichte nervös sind, ist nicht zu verwundern. Nachweislich ist keiner eines natürlichen Todes gestorben. Vestigia terrent.*) Ob Kaiser Nikolaus (I.) natürlich starb, weiß ich nicht,

*) Die Spuren (der von dir getöteten Tiere) schrecken (mich zurück). (Fabel vom Löwen und Fuchs.)

ich glaube es aber, nämlich an Influenza. Kaiser Nikolaus war ein schöner Mann, wie die meisten Oldenburger, sehr imposant, größer als ich selbst und doch proportioniert. Er war sehr mutig. Bei dem Truppenaufstand warf sich 300 Schritte vor den Truppen ein Mann vor ihm nieder und rief, er habe ihn töten sollen, habe aber nicht das Herz dazu. Nikolaus antwortete: „Dann ist dein Herz besser als deine Hand", und wandte sich ruhig um. — Auch ich habe eine Zeit gehabt, wo ich immer auf Meuchelmörder gefaßt war, das machte zuerst nervös." Als hier der Senator Cappenberg an Blinds Attentat auf Bismarck, kurz vor dem Kriege 1866, und an Bismarcks persönliches Vorgehen gegen den Attentäter erinnerte, meinte der Fürst, das sei sein Temperament....

141. Aus den Bismarck-Erinnerungen des Generalmajors Gersdorff. *)

Am 19. Dezember 1891 war Fürst Bismarck zum Kreistage nach Wandsbek, der Kreisstadt des Stormarner Kreises, als Grundbesitzer daselbst, in der Uniform seiner Kürassiere gekommen. Ihm zu Ehren gab der damalige Landrat des Kreises, Herr von Bülow, abends ein Diner, zu dem die hervorragendsten Angesessenen des Kreises, sowie die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden Wandsbeks gebeten waren. Als etatsmäßiger Stabsoffizier des in Wandsbek garnisonierenden hannoverschen Husaren-Regiments Nr. 15 war auch ich unter den Geladenen. Bei Tisch wurde mir der Vorzug zuteil, nur durch die Frau des Hauses vom Fürsten Bismarck getrennt zu sitzen, welcher sich während der Mahlzeit lebhaft mit mir unterhielt. Beim Abschied forderte der Fürst die anwesenden Husarenoffiziere im Hinblick auf die Nähe von Friedrichsruh und Wandsbek zu freundnachbarlichem Verkehr mit ihm auf, und, sich an die Korona der Gesellschaft wendend, sagte er: „Mein Haus steht jedem Germanen offen."

Mir war es Bedürfnis, noch vor Jahreswende der fürstlichen Familie meine Aufwartung zu machen, und ich wählte den Nachmittag des 21. Dezember zu meinem Ausflug nach Friedrichsruh. Der Himmel war mir günstig; ein sonniger Tag nach langen Nebel-

*) Mitgeteilt von Heinrich von Poschinger in der „Neuen Freien Presse".

wolken verkündete mir Glück auf der Reise. Gegen 4 Uhr fuhr ich mit dem Hamburger Zug auf dem Bahnhofe Friedrichsruh ein, gab meine Karte ab und wurde bald darauf vom Fürsten in seinem Arbeitszimmer empfangen; die Frau Fürstin war zu Weihnachtseinkäufen nach Hamburg gefahren. Als ich eintrat, saß der Fürst im bequemen Lehnstuhle und las die Zeitung. Er stand auf, reichte mir freundlich die Hand und sagte: „Sie sind aber, seitdem wir uns gesehen, viel magerer geworden!", worauf ich antwortete, daß dies meinen Pferden zuliebe geschehen sei. Ich erwähne diesen Umstand als Beweis des vortrefflichen Gedächtnisses des Fürsten. Ich hatte die Freude, ihn bei voller Kraft und ungealtert vorzufinden. Er mochte gegen das Vorjahr auch etwas magerer geworden sein, wenigstens kam es mir so vor, als ob sein langer Rock weniger Fülle zu umschließen hätte. Die Gesichtsfarbe des Fürsten war rosig, das einzig schöne Auge, dessen Ausdruck sowohl „die Lust am Fabulieren" als auch Treuherzigkeit verriet, strahlte in fast jugendlichem Glanze. Um den Hals trug der Fürst wie gewöhnlich eine weiße Halsbinde, so wie Lenbach ihn auf seinem Bilde in der Berliner Nationalgalerie uns darstellt. Der Schritt des Fürsten war sicher, ohne Mühe stieg er die Stufen, die von seinem Arbeitszimmer nach dem Flur herunterführen, hinab, indem er sagte: „Kommen Sie, wir wollen uns drüben bei meiner Frau niederlassen, dort ist es heller. Meine Frau ist in Hamburg, kommt aber zu Tisch um 6 Uhr zurück, ich hoffe, Sie essen bei uns."

Ich war durch die Güte des Fürsten beglückt, zugleich fast beschämt, denn der alte Herr übernahm hiermit die gastliche Pflicht meiner Unterhaltung über anderthalb Stunden. Alsbald befand ich mich in anregendstem Gespräch mit dem Manne, der noch vor vier Jahren Europa das Gesetz vorschrieb.

Da ich weder ein Politiker bin, noch die Absicht hatte, den Fürsten auszuforschen, trug unser Gespräch das Gepräge einer Plauderei, deren Charakter ja darin besteht, daß man den Dingen nicht auf den letzten Grund geht. Immerhin ist unsere Unterhaltung so interessant gewesen, daß es sich lohnt, einzelne Punkte aus derselben der Vergessenheit zu entziehen.

Unter anderm kam der Fürst auf die Wahl des Antisemiten Ahlwardt in den Reichstag zu reden. Der Fürst bezeichnete ihn als einen „komischen Kerl". Er stemple sich zum politischen Tertianer

durch die Verdächtigung, die Alliance israélite habe die Löwesche Fabrik zur Lieferung schlechter Gewehre an Deutschland veranlaßt, als ob eine Deutschland durch die Russen beigebrachte Niederlage im jüdischen Interesse läge. Ahlwardts Wahl sei die Folge der allgemeinen Unzufriedenheit über die Caprivische Handels- und Wirtschaftspolitik auch in ländlichen Kreisen. — „Regierende Herren," sagte der Fürst, „verfallen oft in den Fehler, sich als besonders beeinflußt anzusehen; ich glaube, es war der Kaiser Sigismund, der sich den Spruch erfand: „Supra grammatica stabis, tua sacra Majestas." — „Roon," so äußerte Bismarck in anderm Zusammenhang, „war der befähigteste unter meinen Kollegen. Er konnte aber mit den andern Ministern nicht auskommen. Er behandelte sie wie ein ausmarschiertes Regiment. Hierüber beklagten sich diese, und ich mußte das preußische Ministerium wieder übernehmen."

Bismarck ist durch das Studium der Griechen und Römer zum Gedanken der Einigung Deutschlands gelangt. Der nationale Gedanke war in ihm bereits auf der Schule in Berlin lebendig, so daß er, als er die Universität bezog, den Burschenschaftern politisch näher stand, als den Korpsstudenten. „Wer Politik treibt, muß zuweilen contre coeur*) roh sein. Wenn man Gesetze macht, soll man nicht nach ihrer Wirkung als Agitationsmittel fragen, sondern man soll sich lediglich bestreben, gute Gesetze zu machen. Wer Agitationsmittel gebraucht, findet solche immer."

Inzwischen war die Essenszeit herangekommen, und die Fürstin mit ihrer Tochter, der Gräfin Rantzau, und ihren prächtigen Jungen vom Weihnachtsmarkt in Hamburg heimgekehrt. Zu Tisch saß ich zwischen dem fürstlichen Paar. Die Unterhaltung drehte sich um gesellige Fragen, Tagesneuigkeiten und um Weihnachtsgeschenke. Der Speisezettel bot Suppe, Spickgans mit Linsen, einen Hecht, Varziner Enten, Butter und Käse und zum Schlusse einen Eierkuchen. Diesen bestellte der Fürst öfters zu Ehren seiner Gäste mitten bei Tisch, und er erschien sofort nach Herstellung, oft etwas frühzeitig, diesmal nach dem Käse, begleitet durch den Ruf des Fürsten: „Dies ist mein Werk!" Nach Tisch pflegt der Fürst beim Kaffee

*) wider Willen.

seine historische Pfeife zu rauchen, während er seinen Gästen vorzügliche Havanas anbietet. Die Verdauungsviertelstunde scheint auf den Humor des Fürsten einen besonderen Einfluß zu üben. Er erzählt hier besonders gern von seinen Erlebnissen im Krieg und Frieden, flicht Erinnerungen ein, hört gern einen lustigen Schwank und gedenkt mit Vorliebe alter Freunde. So wurde auch heute den Manen des Freiherrn Karl von Gersdorff, weiland auf Alt-Seidenberg und Ostrichow, den der Fürst schon als Primaner gekannt hatte und den er als Mann von Verstand und Geist bezeichnete, ehrendes Andenken geweiht. Der Fürst erkundigte sich nach der Nachkommenschaft des Verstorbenen, und als ich ihm erzählte, der älteste und tüchtigste Sohn sei bei Königgrätz bei den Zietenhusaren tödlich verwundet worden, gab dies dem Fürsten Gelegenheit, über seine Erlebnisse während dieser Schlacht zu erzählen.

Wir sehen den Ministerpräsidenten von Bismarck sich in Ungeduld von der Suite des Königs trennen und über die Sadowaer Brücke reiten. Da marschieren jenseits die preußischen Schwadronen zur Attacke auf; den Minister ergreift Kampfeslust und er macht einen Teil der Attacke mit, bis er sich darauf besinnt, daß sein Amt nicht dasjenige eines einfachen Reitersmannes ist. Der Reiterkampf wogt hin und her, dort erscheinen neue feindliche Reitermassen. Es sind die österreichischen Kürassiere mit ihren weißen Mänteln. Inzwischen ist die preußische Infanterie — Brandenburger Regimenter — auf dem Kampfplatz erschienen. An ihr bricht sich der Strom der feindlichen Reiter, und die Kompagniekolonnen der Brandenburger stehen wie Inseln inmitten des Reiterkampfes. Ihr Feuer macht die Reiter sattellos, und die österreichischen Schwadronen müssen weichen. Der König ist herbeigeeilt und ist im Begriffe, mit seinem Gefolge in den Kampf mitten hineinzugeraten. Sein Bruder, der alte Prinz Karl, hat schon den Säbel gezogen. Feindliche Kugeln fliegen um das Haupt des zukünftigen ersten Kaisers aus dem Hause Hohenzollern. Nur mit Mühe gelingt es dem Minister von Bismarck, seinen königlichen Herrn wieder in Sicherheit zu bringen. „Ich erlaubte mir gegen Se. Majestät einen bestimmten Ton anzuschlagen: Sind das Schwalben oder Kugeln, die in der Luft herumzwitschern?“

Am Ende der Schlacht begegnet Bismarck dem Kavalleriekorps des Prinzen Albrecht, welches von der Seite der Elbarmee heran-

kommt. Er stößt auf die Sechser Kürassiere unter Oberst von Rauch, den er von Berlin her kennt. „Nun, Rauch, wird die Kavallerie nicht die Verfolgung übernehmen?“ Worauf Rauch erwidert: „Wir haben Befehl zum Halten!“ — „So wurde die Gelegenheit verfehlt, aus Königgrätz ein Sedan zu machen, den Krieg hier schon zu beenden. Es war wie im Manöver, es wurde das Ganze Halt! geblasen.“

Die Zeit des Aufbruches war herangerückt, der fürstliche Wagen stand vor der Tür, für mich bereit. Ich bedankte mich beim Fürsten, daß ich seine Zeit so lange habe in Anspruch nehmen dürfen, aber es sei die Schuld seiner Güte. „Ich habe hier wirklich nichts zu tun, schreibe kaum einen Privatbrief. Einer liegt seit zwei Tagen angefangen auf meinem Schreibtisch, und ich gehe scheu um ihn herum. Ich bin ja zur Einsamkeit gezwungen. Ich freue mich über die Gelegenheit, mich mit gebildeten Menschen unterhalten zu können.“

142. Lothar Bucher.

Ein hochverdienter, langjähriger Mitarbeiter des Fürsten Bismarck war bekanntlich Lothar Bucher, vortragender Rat im Auswärtigen Ministerium. Am 12. Oktober 1892 traf in Varzin die schmerzliche Nachricht ein, daß Bucher zu Glion am Genfer See gestorben war. Der Todesfall berührte den Fürsten tief, um so mehr, als es immer einsamer von Freunden um ihn wurde, sie starben alle dahin. Er wurde nicht müde, dem dahingeschiedenen Mitarbeiter hohes Lob zu spenden. Eine charakteristische Äußerung über ihn hat uns Dr. Hans Blum, der den Fürsten in jenen Tagen besuchte, in seinem schon zitierten trefflichen Werke „Fürst Bismarck“ im sechsten Band erzählt. Dr. Blum hatte mit dem Fürsten einen Spaziergang durch den Wald gemacht. „Gegen Ende der Wanderung kam Bismarck in herzlicher Trauer auf Lothar Buchers Tod zu sprechen. Nachdem er das früher erwähnte rühmliche Urteil über den besten seiner Mitarbeiter gefällt hatte, der ihm allezeit „ein treuer Freund, manchmal ein Zensor“ gewesen, sprach er ernst: „Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen einer nach dem andern mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupten, wenden sich ab von mir.“ Dann widerlegte er das törichte Gerede der Zeitungen, als habe Graf Herbert den treuesten Freund seines

Vaters von ihm getrieben, indem er etwa bemerkte: „Bucher hatte einen unversöhnlichen Gegner in der zopfigen Bürokratie unserer Ministerien. (Bucher hatte in den Jahren 1848—50 eine oppositionelle Haltung der Regierung gegenüber eingenommen, war wegen des Steuerverweigerungs-Beschlusses verurteilt und nach London geflohen.) Da war vor allen im Ministerium des Innern ein Geheimer Rat v. X., ein stöckerbeiniger Gesell, welcher Bucher grimmig haßte und ihm alles mögliche Herzeleid antat. Der Mann war so konservativ, daß er sich im Wandel aller Ministerien selbst zu konservieren verstanden hatte. Und er war so reaktionär, daß er mir sagte: „Nein, Exzellenz, so eine Minister-Plenarsitzung ist nichts für mich, da dürfen sich ja die Bürgerlichen setzen in meiner Gegenwart."

143. So schnell geht's nicht.

Eine hübsche Episode aus dem Leben Bismarcks in Friedrichsruh erzählt Paul Lindenberg in der „Kieler Ztg.": Anfang der neunziger Jahre erscheint in Berlin eine sehr elegante und interessante Amerikanerin, Mrs. S., deren Gatte Kommandant eines amerikanischen Kriegsschiffes war, während die Lady in der Welt herumreist, und zwar meist im Auftrage einer der ersten amerikanischen Monatsschriften, nennen wir diese kurz „The Review". Da zu deren Mitarbeitern auch der Schreiber dieses gehörte, ergab sich ein öfteres Zusammensein mit Mrs. S., die als große Dame im Hotel Royal wohnte und auch nähere Beziehungen zur Botschaft ihres Landes hatte. Da, bei einer behaglichen Mahlzeit zu zweien, sagte mir Mrs. S. plötzlich: „Wissen Sie auch, warum ich nach Deutschland gekommen? Ich will vom Fürsten Bismarck einen Beitrag für mein Journal haben!" — Nachdem ich mich vom ersten Staunen erholt, setzte ich der Unternehmungslustigen das Unmögliche ihres Vorhabens auseinander, der Fürst empfing überhaupt niemanden mehr, der irgendwie Beziehungen zur Presse hatte, Friedrichsruh und seine Bewohner hielten sich völlig abgeschlossen. Mrs. S. lächelte etwas überlegen: „Einer Amerikanerin ist nichts unmöglich! Zum Fürsten zu kommen, macht mir keine Sorge..." — „Na, da möcht ich doch wetten...!" — „Wetten Sie nicht, Sie könnten verlieren!" — — Und ich hätte verloren, sogar glänzend. Denn als ich am übernächsten Abend Mrs. S. in ihrem Hotel aufsuchte, zeigte sie mir

mit sehr zufriedenem Ausdruck in den Mienen eine Depesche, die ungefähr folgenden Wortlaut hatte: „Der Fürst dankt Ihnen bestens und wird Sie gern empfangen. Es empfiehlt sich, den Morgenschnellzug von Berlin aus zu benutzen, er hält auf ihr Verlangen in Friedrichsruh. Geben Sie mir vorher Nachricht. Graf Herbert Bismarck."

„Nun sagen Sie bloß, Mrs. S., wie haben Sie das gemacht?" — „O, das ist schnell erklärt. Ich schrieb dem Fürsten wahrheitsgemäß, daß ich im Hause des Generals Grant, zu welchem er stets freundschaftliche Beziehungen gehabt, aufgewachsen sei, und daß ich ihm wichtige Mitteilung vom Präsidenten Harrison zu überbringen hätte; ich weile zum Besuch in Berlin, und eine Zusammenkunft mit ihm würde für mich die schönste Erinnerung bedeuten, und so weiter. Dann ging ich zu B. nach der Französischen Straße und bestellte ein mächtiges Schiff mit den schönsten Früchten und erlesensten Delikatessen, an den Masten die deutschen und amerikanischen Flaggen. Diese kleine Aufmerksamkeit brachte nebst meinem Brief ein Angestellter des B.'schen Geschäfts gestern persönlich nach Friedrichsruh, und voilà, diese heute mittags empfangene Depesche bedeutet den Erfolg!" — „Großartig, meine Bewunderung, Sie haben die Sache sehr schlau angefangen! Und der Kostenpunkt?" — „Ah bah, hier spielen doch ein paar hundert Mark keine Rolle. Und wenn es Tausende wären! Denken Sie, wenn „The Review" einen Beitrag von Bismarck ankündigte..." — „Aber, Mrs. S., so weit sind wir doch noch nicht!" — „Aber ich komme dahin, und da müssen Sie mir helfen. Ein Sekretär soll mich begleiten; er muß englisch sprechen und stenographieren können, damit, wenn der Fürst mir etwas diktiert, er es gleich stenographisch niederschreiben kann." — „Zu unserer Tafelrunde", sagte ich, „gehört Dr. X.; wenn er einwilligt, könnten Sie keinen besseren „Sekretär" erhalten."

Am nächsten Morgen fuhr Mrs. S. mit ihrem „Sekretär" nach Friedrichsruh. Die Aufnahme daselbst war, wie mir später Dr. X. erzählte, sehr herzlich. Mrs. S. nebst ihrem Begleiter wurden zur Frühstückstafel gezogen, Fürst Bismarck war in bester Stimmung und erzählte Tausenderlei, dann schenkte er seiner Nachbarin eine große Photographie mit Widmung. Und nun kam der Effekt: „Durchlaucht erlauben wohl, daß ich das Bild in meinem Journal ver-

öffentliche?" — Völlig erstaunt blickte der Fürst unter den buschigen Brauen die lächelnde Amerikanerin an, die übrigen waren „wie aus den Wolken gefallen". — „Sie sind Schriftstellerin, Journalistin?" fragte nach einer kleinen, etwas „bänglichen" Pause der Fürst. — „Jawohl, Durchlaucht, hier ist das neueste Heft der durch mich vertretenen Zeitschrift „The Review", und sie reichte dem Fürsten das stattliche Heft hin. „Die größte Ehre würde es für uns sein, einen Beitrag von Eurer Durchlaucht zu erhalten!" — — Alle blickten auf den Fürsten, der gemächlich in dem Heft blätterte, hier und da einen Satz lesend, und der nach einer kurzen Weile erwiderte: „Nun ja, warum nicht." — Mrs. S. schwamm in Seligkeit. „Wenn Durchlaucht Neigung hätten, meinem Sekretär etwas zu diktieren..." — „Nein, nein," sagte lächelnd der Fürst, „so schnell geht's doch nicht! Erst muß ich's überlegen, irgend eine Erinnerung, später, später. Und nun wird man Ihnen und Ihrem Begleiter Zimmer anweisen, falls sie sich etwas ausruhen wollen. In zwei Stunden zum Kaffee sehen wir uns wieder."

Bald nach dem Kaffee trat Mrs. S. mit ihrem Sekretär die Rückreise nach Berlin an; eine nochmalige Anfrage bezüglich eines Beitrages war wiederum mit einem freundlichen „später, später" beantwortet worden, und dabei ist's denn auch geblieben; der Fürst hat nie daran gedacht, einen Aufsatz für die „Review" zu schreiben.

144. Tischgespräche Bismarcks bei Lenbach.

Heinrich von Poschinger erzählt, Fürst Bismarck habe sich bei einem Mittagessen, das er zu Anfang der neunziger Jahre bei Franz von Lenbach in München eingenommen, unter anderem auch über die Münchener Straßenverhältnisse geäußert und dabei die Holzpflasterung warm befürwortet. „München liegt in einem Grunde" — äußerte der Fürst —, „wo überall das Holz in Fülle und Hülle ist; dabei hat die Stadt noch den Vorteil, daß die Isar das Holz mitten in die Stadt hineinführt. Nur muß noch gelernt werden, das Holzpflaster richtig zu legen und so zu behandeln, daß es haltbar ist, was ja nur eine Frage der Erfahrung sein kann." Als einer der Gäste hervorhob, daß Lenbach es wie kein zweiter verstanden habe, den Glanz von Bismarcks Augen so richtig wiederzugeben, bemerkte der Fürst: „Ja — nur meint man häufig, ich sei gerührt zu Tränen;

aber diese Träne ist wohl ein Erbstück meiner Vorfahren, die zu tief in den Becher geschaut haben, und nun muß ich das Wasser aus ihren Augen wiedergeben!"

145. Lord Gowers Bismarck-Erinnerungen.

Lord Ronald Sutherland Gower berichtet in seinen Tagebüchern über einen Besuch, welchen er dem Fürsten Bismarck in der Zeit nach dessen Entlassung in Kissingen abstattete. Gower wurde mit einer Einladung zur fürstlichen Tafel in der Saline beehrt. Beim Frühstückstisch gedachte der Fürst seines 28jährigen ununterbrochenen Staatsdienstes und der Unruhe dieser Jahre. Amtsgeschäfte hätten ihn gänzlich den Dingen entzogen, welche er vordem eifrig betrieben: dem Reiten und dem Schießen. Auch an der Musik und Malerei hätte er sich nicht mehr erfreuen können. Namentlich hätte er das Reiten entbehrt, dem er einst obgelegen. Jetzt betrachte er es nur als eine gesunde Übung und finde an seinen Pferden nicht mehr das Vergnügen wie ehemals. Die ungeheure Arbeit, welche auf ihm gelastet hätte, habe ihm jede Zerstreuung genommen. Seine Wirksamkeit habe einem hohen Spiel geglichen, dessen Einsätze die Wohlfahrt, wenn nicht gar die Existenz seines Landes gewesen seien. Andere Minister hätten sich an dem Besitz ihres Portefeuille genügen lassen, aber auf seinen Schultern habe alle Staatsarbeit geruht. Der alte König (der Fürst nannte ihn stets „König" und nicht ein einziges Mal „Kaiser") habe manches Mal lachend zu ihm gesagt: „In Ihrer Haut möchte ich um alles in der Welt nicht stecken." Im Verlaufe der Unterhaltung erzählte der Fürst ein Erlebnis des Generals York von Wartenburg, dem das Haar über den Abschluß der Konvention von Tauroggen (30. Dezember 1812), gemäß welcher das unter Napoleons Fahnen fechtende preußische Hilfskorps den russischen Truppen gegenüber eine neutrale Haltung einnahm, in einer einzigen Nacht weiß geworden war. „Und ich," setzte der Fürst hinzu, „habe nicht nur eine solche Nacht, sondern derer Dutzende gehabt." Mit Bezug auf Helgoland sagte der Fürst: „Ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß wir keinen Krieg mit Frankreich bekommen; aber sollte dieser Fall einmal eintreten, so würde ich es lieber sehen, daß Helgoland einer neutralen Macht gehörte." Und er setzte hinzu, daß die Insel, im Falle eines Krieges

mit Frankreich, für Deutschland nur eine Quelle von Gefahr sein könnte und ihre Befestigung zwei bis drei Millionen Pfund Sterling kosten würde.

146. Die Sitzung des Deutschen Reichstages am 23. März 1895.

Albert von Levetzow, der einstige Präsident des Deutschen Reichstages, ist wie der große Kanzler aus dem Leben geschieden. Sein Andenken wird unvergeßlich bleiben durch die Erinnerung an jene denkwürdige Sitzung des Deutschen Reichstages, in der man unserm Bismarck die Ehrung des deutschen Volkes verweigerte Levetzow legte damals bekanntlich das Präsidium nieder. Ein fesselndes Bild jenes Tages hat Dr Paul Liman unter dem frischen Eindruck des Geschehenen gezeichnet und es dann in sein Buch „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung" aufgenommen:

Der Name Bismarck hat seine Wirkung geübt. Wie einst, wenn die Kunde in die Welt drang, der große Kanzler werde sprechen, in dichten Scharen die Hörer zum Reichstage drängten, wie die Abgeordneten sich um die Tribüne scharten, von der herab die gewaltige Gestalt des unvergleichlichen Mannes auf die Scharen blickte, so waren auch jetzt schon längst, ehe der Präsident das Glockenzeichen zum Beginne der Sitzung gab, die Räume gefüllt von Einlaßbegehrenden und Volksvertretern. Verhältnismäßig wenige allerdings von denen, die hofften, Zeuge dieser Sitzung des Reichstages zu werden, sahen den Wunsch erfüllt, und doch waren alle Logen, auch die, welche dem Hof reserviert ist, bis auf den letzten Platz besetzt. Aufregung, Eifer, Hast überall, unten in der Wandelhalle, wo man noch zählt und wägt, wie wohl der Ausgang sein werde, wo man Gestalten sieht, die kaum jemand bisher unter den Volksvertretern sah, und oben vor den Tribünen, wo die vornehmste Gesellschaft Berlins sich ein Stelldichein gab, wo aber auch zahlreiche Anverwandte der Abgeordneten, die eigens aus der Provinz herbeigeeilt sind, des Ausganges harren.

Ein Glockenzeichen — alles ist still. Es geht wie ein leises Rauschen durch das Haus, als rege sich der Fittich der Weltgeschichte. Herr von Levetzow ist ein wenig erregt, sein Gesicht leicht gerötet. Nun beginnt er — zunächst macht er einige geschäftliche Mitteilungen —

und dann erhebt sich die Stimme des Präsidenten, um Zeugnis abzulegen für den Fürsten Bismarck: er löschte damit aus, was er einst versah. Still, ohne Unterbrechung, hörte das Haus die wenigen Worte an, mit ihm die Minister, die zahlreich erschienen sind: Bötticher, Köller, Nieberding, Schönstedt, von Hammerstein, Graf Posadowsky. Lebhaftes Bravo ertönte zur Rechten, das Zentrum und die Linke blieben stumm.

Jetzt steigt ein alter, weißhaariger Herr die Tribüne hinan, ein Papier in der Hand: Graf Hompesch, der Doyen*) des Zentrums. Er erklärt im Namen der Seinen, daß sie nie und nimmer zusammenstimmen könnten zu einer Ehrung des Mannes, der den Kulturkampf geführt. Es sei ein politischer Akt, um den es sich handle, ein Akt von Bedeutung. Fürst Bismarck aber sei ein unteilbares Ganzes — da brach es los, brausender Jubel ertönte zur Rechten: „Jawohl, unteilbar", und der Jubel pflanzte sich fort durch die Reihen der Nationalliberalen, und stumm und verstört stieg Graf Hompesch herab von der Tribüne. Er hatte es sich anders gedacht....

„Herr von Bennigsen hat das Wort!" — Selten hat der greise Patriot so klar, so scharf, so bestimmt gesprochen, wie jetzt, wo er, der einst einer der Helfer war am Bismarckschen Werke, für den Meister und sein Werk eintreten soll. Nicht begreifen werde man es, und unverständlich werde es sein in unserm Vaterlande und im Auslande, wenn der Deutsche Reichstag, der ohne Bismarck gar nicht existierte, untätig und grollend zur Seite stände, wo es einem Manne gilt, der in steter Aufopferung für das Vaterland ein überaus großes Maß an Willenskraft und Leidenschaft bewies, und er schloß: „In unserm Jahrhundert steht ihm kein gleicher zur Seite!"

Jetzt erhob sich Richter, der alte Hasser. Und auch er mußte wie Hompesch, unwillkürlich der Größe den Tribut darbringen: „Auch wir verkennen nicht die großen Verdienste des Fürsten Bismarck um das deutsche Einigungswerk," so begann er, doch als gereue ihn schon das kleine Zugeständnis, so fuhr er fort: „Aber die Person des Fürsten muß ganz und ungeteilt berücksichtigt werden." Und wieder ertönte dem unfreiwilligen Geständnis der Beifall der Nationalen. Dann ging es fort: „Sein System zu bekämpfen, ist patriotische Pflicht. Er hat die Interessenkämpfe geschürt, die politisch

*) der Älteste.

so demoralisierend wirken, die die Gegenwart belasten und die Zukunft mit Besorgnis erfüllen.“ Und Richter fuhr fort, davon zu erzählen, daß „Bismarck auch jetzt noch das Einlenken erschwere in bessere Bahnen“. Gedämpft schien selbst der Beifall der Parteigenossen.

Frisch wie eine Fanfare klang Manteuffels Erklärung: „Das deutsche Volk würde es mißverstehen, wenn der Reichstag an solchem Tage fehlen sollte. Das Deutsche Reich verdankt doch sein Entstehen im wesentlichen dem Fürsten Bismarck. Einer so großen Person gegenüber sollte man diese oder jene Differenz vergessen. Vor zehn Jahren, als er im Amte stand, wurde ein Glückwunsch ohne Debatte genehmigt. Was ist denn seitdem geschehen, die Stimmung zu seinen Ungunsten zu ändern? Fahren Sie mit uns nach Friedrichsruh!“

Und wieder ein Zeuge gegen den Großen. Herr Singer erhob im Namen der „stärksten Partei Deutschlands“ Protest, aber es wollte scheinen, als wähle er absichtlich maßvolle Ausdrücke, denn dort draußen im Lande gibt es noch manchen Genossen, der einst auf französischem Schlachtfelde für Deutschlands Ehre focht!

Wenige Worte sprach Rickert; sie machten vieles gut, was er sonst wohl gefehlt hat. Er war durch lange Jahre ein erbitterter Gegner des eisernen Kanzlers, er hat an Richters Seite gefochten und sich einst mit Caprivi gefreut — jetzt erwies er dem Gegner die Achtung, indem er seine Zustimmung zu seiner Ehrung gab.

Dem Polen Fürst Radziwill, der das Wirken Bismarcks verdammte, folgte Wilhelm von Kardorff, der Mann, der einst als der erste im preußischen Landtage — es sind jetzt dreißig Jahre her — die Größe des pommerschen Junkers erkannte. Was Kardorff mit lauter, den ausbrechenden Jubel der Freunde, das Toben der Gegner scharf durchschneidender Stimme sprach, war der Gipfelpunkt der Handlung. Mächtig, unwiderstehlich drang aus ihm der Kampfeszorn heraus: „Euren Widerspruch,“ so rief er den Sozialdemokraten zu, „wird Bismarck verschmerzen. Wenn Freisinn und Zentrum den Reichstag auf das Niveau der Berliner Stadtverordneten herabdrücken wollen, so kann ich sie nicht hindern. Ich kann Sie nicht hindern“ — und hier brach es los auf allen Seiten und oben auf den Tribünen — „ich kann Sie nicht hindern, sich gegenüber

ganz Europa, der ganzen Welt, vor der Gegenwart und allen Jahrhunderten der Zukunft unsterblich lächerlich zu machen!"

Und kecklich stieg Kardorff herab, ihn kümmerte die Wut der andern nicht. Der erste, der ihm die Hand herzhaft drückte, war Graf Herbert Bismarck.

Als dann der Welfe von Hodenberg die Ehrung verweigerte, weil „Bismarck unter Mißachtung und schwerer Verletzung aller Rechte Hannover zur preußischen Provinz gemacht", da erklang eine kampffreudige Stimme: „Gott sei Dank, daß er es getan hat". Der Rufer war der Vertreter von Bismarcks altem Wahlsitz Geestemünde, Dr. Hahn, der einstige Führer der Vereine deutscher Studenten.

Als letzter sprach Liebermann von Sonnenberg. Aus seinem Munde drang den Gegnern die Prophezeihung entgegen: „Es wird der Humor der Weltgeschichte fügen, daß, wenn der Name des Fürsten Bismarck noch in aller Gedächtnis ist, man Ihre Namen höchstens noch nennen wird mit dem Zusatze: Ach, das sind die sonderbaren Leute, die dem Fürsten Birmarck die Ehrung versagten."

Die Erklärungen waren zu Ende, die namentliche Abstimmung, die Manteuffel und Bennigsen beantragten, nahm ihren Anfang. Abgeordneter Merbach als Schriftführer verlas die Namen. Der Buchstabe J begann. Jacobskötter: „Ja!" Dr. v. Jazdzewski: „Nein!" Jebsen: „Ja!" Und so ging es fort. Im Saale und auf den Tribünen gingen die Wogen: Wie wird es werden? Jetzt ertönt der Name Graf Bismarck-Schönhausen. Und „Ja" tönt es kräftig zurück. Dr. Hahn — „dreimal ja". Jetzt Hug und endlich Humann. Die Zählung ist beendet, privates Zählen auf der Tribüne ergibt eine kleine Mehrheit für Singer. Es wurden die einzelnen Buchstaben nicht einmal verlesen: „die Abstimmung des Abgeordneten Werner ist zweifelhaft" und ein lautes „Ja" tönt zur Antwort.

Verhältnismäßig schnell ist die Zählung beendet. Lautlose Stille. Über das Antlitz Levetzows fliegt, als er den Zettel zur Hand nimmt, eine jähe Röte. Es stimmten mit Nein 163, mit Ja 146 Abgeordnete. So ist die Ehrung abgelehnt, Kardorffs Prophezeiung erfüllt, der Reichstag unsterblich lächerlich geworden.

Und nun das Nachspiel. Ein paar schlichte Worte des Reichstagspräsidenten — und ein Sturm durchbebte das Haus: „Ich lege

mein Amt nieder." Die Abgeordneten springen auf, man begnügt sich nicht, Bravo zu schreien, man beginnt zu klatschen, zu jubeln. Die Tribünen nehmen teil, alles klatscht dem Manne Beifall, der so würdig und ernst die Situation erfaßt hat, und „Hoch Levetzow!" erklang es plötzlich.

Noch ergreift Bennigsen das Wort, um für den abwesenden zweiten Präsidenten Bürklin die Niederlegung des Amtes zu verkünden, dann folgt des Satyrs Schlußwort — dumpf und brutal erklärt Herr Richter: „Es wird auch ohne die beiden Herren gehen!" und das Drama ist beendet.

Wie aber im Theater der Alten, wenn sie gehört hatten von dem Schicksale der Laïden oder von dem Sturze des Prometheus, die Stimmung noch lange nachzitterte in den Herzen, so zitterte sie fort in den Herzen der Zuschauer, und sie wird fortzittern noch lange, lange und weithin in ganz Deutschland, in der ganzen Welt.

147. Eine Erinnerung an den 1. April 1895.

(Fürst Bismarcks 80. Geburtstag.)

Ein rechter Vorfrühlingstag war's. Licht und Schatten kämpften miteinander, die Luft war frisch und kühl, am niedrigen Buschwerk hatte sich schon allenthalben das Grün herausgewagt, aber der Sachsenwald stand noch ernst und kahl und harrte der stärkeren Beschwörungen des Lenzes. Von allen Seiten strömten die Festgäste herbei, und ganz besonders die Berlin-Hamburger Züge waren dicht gefüllt mit jungen Reisenden: deutschen Musensöhnen, die sich an der Huldigung beteiligen wollten und sich nun in Hamburg versammelten. Hamburg wählte schon damals so gut wie heute seine drei Sozis; aber Bismarckisch war es doch durch und durch gesinnt — das mußte jeder an dem echten Festtreiben merken, das am letzten Märztage die malerische alte Hansestadt erfüllte. Und als der Abend kam, zündete Hammonia ihrem großen Nachbarn und Freunde die Freudenfeuer an, die Nacht war klar, und die Lombardbrücke schwebte über dem dunklen Wasser der Alster wie ein feuriges Blumengewinde, das eine leichte Hand an beiden Ufern angeknüpft hatte. Lichtergeschmückt war jeder Dampfer, die Fahnen rauschten, und das Brausen der großen Menschenmenge glich dem tiefen Klange einer Riesenorgel.

Die Alster in Hamburg und ihre Umgebung ist ein herrlicher Festplatz, der Park von Friedrichsruh kann sich darin gar nicht mit ihr messen — und doch, wer hätte sein bescheidenes Bild am Festtage mit jenem großartigeren vertauscht sehen mögen! Jeder Stein, jeder Baum sprach hier von „Ihm". Auf diesen Bänken hatte er, wie oft! gesessen und, tief in Sinnen versunken, mit seinem Stocke in den Sand gemalt; von diesen Bäumen war ihm jeder ans Herz gewachsen, diesen kleinen See hatte er zu allen Jahreszeiten umwandelt. Hier gehörte er hin. Es war der rechte Rahmen zu seinem großen Bilde. „Ein Sachse war er, drum ist er mein: im Sachsenwald soll er begraben sein", so hat später Fontane gesungen. Für diesen Altpreußen, den Sohn einer schweren Zeit, hätte kein prächtig Fürstenschloß gepaßt. Friedrichsruh ist ein schlichtes Herrenhaus, und wie einfach schaut es in seinen Zimmern aus! Ein moderner Ästhet würde mehr als einmal die Nase darüber rümpfen; Bismarck hatte wenig „Kultur des Auges", und da gab es keine feinen Zusammenstimmungen von Farben noch künstlerisch einwandfreie Möbel. Es ist alles bürgerlich, gediegen und so gar nichts „Besonderes", aber große Erinnerungen haften an jedem Raume und an jedem Stück des Hausrats.

In dieses einsame Herrenhaus drang heute der große Sturm der Welt. Im Postamte nebenan herrschte fieberhafte Tätigkeit. In einem Zimmer des Schlosses zu ebener Erde sammelten sich die eingehenden Sendungen, Wagen auf Wagen führte sie herbei, und es nahm kein Ende. Der Geburtstagstisch des alten Herrn, der ein ganzes langes Zimmer bereits füllte und überfüllte, war ein wunderlich Ding. Sollte er alle diese Kalabreserhüte, diese Spazierstöcke und Tabakspfeifen noch verbrauchen, so mußte er ein zweites Leben leben. Der Pallasch des Kaisers lag neben der blassen Photographie irgend eines fernen Verehrers und neben künstlerisch ausgestatteten Adressen von Deutschen aus allen Teilen der Erde. Der Tisch bog sich unter der Fülle, unter ihm hatte sich ein ebenso umfangreiches Reservemagazin angesiedelt und alle Stühle und Winkel waren belegt. Ein ganzes Volk war hier der Schenker. Und draußen im Parke setzte sich die Gabenfülle fort. Da zauberten kostbare Blumenspenden den blühenden Sommer in den kargen Vorfrühling, und auf dem Rasen lagen, an den kahlen Ästen hingen zu Hunderten schlichte Eichenkränze mit den Farben des Reichs,

das er geschaffen. Das waren die Gaben der Namenlosen, die auch nicht fehlen wollten....

Es geht gegen Mittag, die Sonne hat die kühle Luft ein wenig durchwärmt, und die Festgäste versammeln sich. Unten, am Fuße des Altans, die kleine Schar der zugelassenen Zuschauer, oben auf dem Altane steht der nähere Kreis des Gefeierten. Da ist Wilhelm Bismarck und seine Gattin, ein behäbiges lebenslustiges Paar; da ist Herbert, den man mit Goethes Worten vom Faust charakterisieren könnte, „sieht stolz und unzufrieden aus“, der aber jetzt liebevoll einen wärmenden Pelz über die kalte Brüstungsmauer ausbreitet; da ist seine elegante junge Gemahlin; da ist Schweninger und die ritterlichen Gestalten der Deputation der „Halberstädter“. Und endlich, als es heißt: „Sie kommen! Sie kommen!“ tritt Bismarck, seine greise Schwester am Arm führend, selbst heraus, in seiner Halberstädter Uniform, ungebeugt noch immer und scharfen Auges um sich blickend. Ein Jahrzehnt ist heute seitdem verflossen, und wie viele von denen, die ihn damals umgaben, sind ihm doch seitdem schon in das Land gefolgt, aus dem kein Wanderer wiederkehrt!

Ja, sie kommen. Von Aumühle her, ein unendlicher Zug, Hunderte, Tausende deutscher Studenten, mit bunter Mütze und ohne bunte Mütze, unsere Blüte und Hoffnung, geführt von den Bannern der Universitäten und Körperschaften, die wie ein farbenreicher Wald von Dunsinan voranschwanken. Und während sich die Banner vor dem Herrenhause versammeln und die Ratzeburger Jäger muntere Stücklein spielen, füllt sich der weite Park mit der unabsehbaren Schar der Studenten, die fern, fern im Dämmer des dichten Sachsenwaldes verschwindet. Nie stand ein Mann vor solchem Parterre der Jugend seines Volkes; und als sein leuchtender Blick über dies Bild glitt, mag es tröstlich in ihm geklungen haben: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Der Vertreter der Studentenschaft hat mit einer kurzen Ansprache ihre Widmung überreicht, und Bismarck tritt an die Brüstung des Altans, und Stille entsteht, die sich allmählich und gleichsam fühlbar fortpflanzt vom Herrenhause bis tief in den Sachsenwald hinein. Zehntausend Augen haften an der mächtigen Gestalt, von deren Stahlhelm leuchtend die Sonne blitzt. Seine gewaltigen Augen, die nie vergißt, wer einmal in sie geblickt, schweifen langsam

16*

über das Schauspiel zu seinen Füßen, und dann beginnt er zu sprechen.

Spricht von dem Reiche, das er errichtet. Von den Sorgen und Mühen, die es gekostet. Von den Gefahren, die es umdrängen. Spricht von der Unvollkommenheit dieser wie jeder menschlichen Schöpfung und der ewigen Neigung der Deutschen zur Unzufriedenheit. Unsere ganze Geschichte wird lebendig, und als ihren Schluß gibt er der Jugend die Mahnung, festzuhalten an dem, was wir haben, das Bessere nicht des Guten Feind sein zu lassen. Kein Kunstredner, wie er die Welschen hinreißt, ist der Mann, dessen Stimme von da oben hinabklingt; aber jedes Wort ist Erlebnis, jedes Wahrheit, und jedes gräbt sich für immer ins Herz dessen ein, der es vernommen. Und wie er geendet und die Schläger zusammenklingen und ein Jubelruf der Nächststehenden sich erhebt, da ist es, als ob dieser Jubelruf sich elektrisch fortpflanzt und, von der Sachsenerde und dem Sachsenwalde zurückgeworfen, kehrt die Antwort der deutschen Jugend wie ein Donnerhall zu dem Manne zurück, der ihr unbeweglich lauscht, als nähme er ein Gelöbnis entgegen und höre in diesem tausendstimmigen Brausen die Stimme der Zukunft.

Es dauert lange, bis sich die Begeisterung soweit gelegt hat, daß der Zug sich wieder in Bewegung setzen kann. Da quillt es dicht aus dem Walde hervor, und all die Tausende deutscher Studenten ziehen nacheinander an Bismarck vorüber. Oft stockt der Zug, denn ein jeder möchte den Augenblick, da er zu seinen Füßen steht und in seine Augen blickt, verlängern, des Heilrufens und Hüteschwenkens ist kein Ende, und immer neue kommen und stimmen ein und überstimmen ihre Vorgänger. Da gleitet ein helles Lächeln über die Züge Bismarcks, und in seiner Freude über diese echte Begeisterung wirft er ein paar Blumen hinab. Hundert Hände strecken sich nach ihnen aus, kämpfen um sie, teilen sie sich. Bei diesem Anblick lacht Bismarck freudig, und er läßt sich andere Blumen geben, und mehr und immer mehr, alle Damen müssen schließlich ihre Sträuße lassen, und er wird nicht müde, Blumen hinab zu streuen. Von allen Bildern dieses unvergeßlichen Tages ist mir dieses am tiefsten ins Gedächtnis gegraben.

Endlich, endlich schreiten die letzten (aber an Begeisterung und Lungenkraft den ersten ebenbürtig!) vorüber, und Bismarck tritt ins Haus zurück. Lange Extrazüge führen die Gäste nach Ham-

burg. Das Friedrichsruher Herrenhaus liegt wieder einsam, bis die Hamburger abends in Wald und Park einziehen und sie mit dem düsteren Glanze der Fackeln erfüllen.

148. Bismarck und die Raucher.

Die Raucherdebatte im Abgeordnetenhause hat einen Leser der „Köln. Ztg." veranlaßt, dieser aus seiner persönlichen Erinnerung eine hübsche Bismarck-Erinnerung mitzuteilen. Am Ende eines Frühstücks im Jahre 1895 steckte der Fürst sich mit Behaglichkeit die geliebte lange Pfeife an, während den Gästen Zigarren gereicht wurden. Das Gespräch wurde dadurch auf ein Lieblingsthema des Fürsten gelenkt, auf den besänftigenden Einfluß, den das edle Kraut auf hitzige Gemüter ausübt, und den der Abgeordnete Hackenberg so hübsch durch die Gegenüberstellung der Kommissionsberatungen mit denen des Parlaments erläutert hat. „Eigentlich ist es schade," meinte der Fürst, „daß die lange Pfeife so sehr aus der Mode gekommen ist. Ihr besänftigender Einfluß ist noch viel größer als der der Zigarre. Stellen Sie sich mal mit einer langen Pfeife in der Hand vor den Spiegel, nehmen Sie eine ärgerliche und gereizte Haltung an und beobachten Sie, was für eine lächerliche Figur Sie dabei spielen. Ihre Eitelkeit wird Sie hindern, sich andern Leuten gegenüber so vorzustellen."

149. Sind Sie nicht aus dem Oberamt Balingen?

Bei Anwesenheit einer Abordnung der alten Herren der deutschen Burschenschaft in Friedrichsruh am 1. April 1895 erzählte Bismarck folgende Episode, die für den heitern Humor seiner ersten Mannesjahre spricht. Es kam die Rede auf die Wanderlust der Schwaben und, daran anknüpfend, daß man diese überall in der Welt fände — es waren auch mehrere an diesem Tage bei Bismarck zu Gaste — kam er auf das bekannte Wort: Ist denn keiner von Löblingen oder Ehningen da? und sagte dann: vor langer Zeit sei er einmal in Frankreich gereist und dort bei Tische von einem Kellner bedient worden, aus dessen im übrigen fließendem Französisch er entnommen habe, daß er aus Deutschland sein müsse. Nun sei ihm bekannt gewesen, daß das Oberamt Balingen damals sehr viele Kellner gestellt habe und darum sei ihm der Einfall gekommen, ohne weiteres in

deutscher Sprache zu fragen: „Sind Sie nicht aus dem Oberamt Balingen?“ Der Gefragte, in Wirklichkeit ein Balinger, sei ganz bleich vor Schreck geworden und habe wahrscheinlich im ersten Augenblick geglaubt, einen Detektiv (Geheimpolizisten) vor sich zu haben.

150. Das verstehen Sie ja jetzt nicht mehr!

Einen ähnlichen Scherz erfuhr um dieselbe Zeit eine Göttinger Studentenabordnung aus dem Munde der Fürstin Bismarck. Diese erzählte, als das Gespräch auf Mensuren kam, sie habe Bismarck gelegentlich einer Rückreise von Kissingen auf dem Göttinger Bahnhof auf einige arg zerhackte Studentengesichter aufmerksam gemacht, worauf dieser, unerkannt aus dem Wagenfenster sehend gesagt habe: „Na, die haben nur mit dem Kopfe pariert!“ Da sei einer, der sich besonders getroffen fühlte, gravitätisch herangetreten und habe sehr energisch gesagt: „Das verstehen Sie ja jetzt nicht mehr!“ Die darauf folgende Belustigung des Fürstenpaares war nicht gering.

151. Kammerdiener Pinnows Weinprobe.

Bei der Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. in Friedrichsruh zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck war von ihm auch ein reicher Segen über einige der Geister ausgestreut worden, welche für das leibliche Wohl des Fürsten zu sorgen hatten. Unter den somit feierlich Dekorierten war auch Bismarcks treuester, dienstbarer Geist, der Kammerdiener Pinnow. Von ihm finde folgendes Geschichtchen hier Platz: „Der Altreichskanzler hatte die Gewohnheit, des Nachts ein Glas Münchener Bier zu trinken, wenn der Schlaf, mit dem er seit seiner großen Dienstzeit, das heißt seit bald 50 Jahren, nie mehr auf gutem Fuße stand, durchaus nicht kommen wollte. Da klingelt er dem Kammerdiener, der sonst auch schnell zur Stelle zu sein pflegt. Da Pinnow aber im Hause Bismarcks auch das eben nicht harmlose Amt eines Oberkellermeisters zu versehen hat und er in pommerscher Pflichttreue wohl nicht mit Unrecht der Meinung lebt, er habe sich wenigstens mit diesen Schätzen des Friedrichsruher Herrenhauses schon etwaiger, seinem Herrn gefährlichen Sektmikrobien*) wegen aufs vertraulichste bekannt zu machen, scheint

*) Mikrobien = Bakterien = kleinste pflanzliche und tierische Lebewesen.

zuweilen ein übertriebener Pflichteifer in ihm auszutoben. So wenigstens mag es erklärlich scheinen, daß, als in schlafloser Nacht der Fürst vergeblich und immer wieder vergeblich geklingelt und sich schließlich vom Lager aufgemacht hatte, er Herrn Pinnow im pommerschen Schnarchkampfe mit offenbaren Kellergeistern fand. Dieser gestand selbst, daß es das grausamste Erwachen seines Lebens war. Aber bewundernd setzt er hinzu: Und wissen Sie, was er zuerst sagte? „Legen Sie sich höher mit dem Kopfe, Pinnow, der Schlag kann Sie ja treffen." Und fügte er hinzu: „Ich kann nicht schlafen, holen Sie mir ein Glas Bier." Am andern Morgen gab es eine, wenn auch nicht laute, aber desto eindringlichere Verwarnung des Inhalts, daß dergleichen denn doch nicht wieder vorkommen dürfe.

152. Pinnows Treue und Gewissenhaftigkeit.

Kammerdiener Pinnow, so erzählt der „Berliner Lokal-Anzeiger", hat zwanzig Jahre im Dienste des ersten Reichskanzlers gestanden. Eine grundehrliche Natur, war er seinem Herrn und Meister mit rührender Treue ergeben. Man ist nicht der Kammerdiener eines großen Mannes, ohne daß allerhand Versuchungen an den Inhaber dieser Stellung von außen herantreten. Pinnow hat, wie er mit Stolz erzählte, alle derartigen Anerbietungen zurückgewiesen. Auch nach dem Tode des Fürsten ist er der schweigsame, nie aus der Schule plaudernde Diener seines verehrten Fürsten geblieben. Er hat mit ungewöhnlicher Intelligenz vieles beobachtet, viel erfahren, aber niemals einen unlauteren Gebrauch hiervon gemacht. Sein schwerer Dienst im Hause des Kanzlers begann, als bei diesem die Anzeichen des hohen Greisenalters bemerkbar wurden. Der Fürst war an Pinnow gewöhnt und ließ sich nur von ihm bedienen. Da hieß es Tag und Nacht auf dem Posten sein und jedem Ruf der Klingel auf der Stelle entsprechen. Für Pinnow war dies alles nicht Dienst-, sondern Gewissenssache. Als sich die Tage des Einsiedlers von Friedrichsruh zur Rüste neigten, kam der Getreue wochenlang aus seinem Zimmerchen nicht an die frische Luft. „Ich darf nicht, Durchlaucht kann rufen!"... Kein Geringerer als der Kaiser hat diese Opferfreudigkeit des treuen Dieners rühmend anerkannt. Alle die vielen Fürstlichkeiten, die im Laufe der Jahre nach Friedrichsruh kamen, verfehlten nicht, bei ihrem Abschied sich an Pinnow

zu wenden: „Sie pflegen den Fürsten doch auch weiter recht gut, nicht wahr?“ Oft wurde der jetzt Heimgegangene von Persönlichkeiten, die dem Fürsten nahestanden, zu diplomatischen Missionen benutzt. Als der Fürst, der unter einer Magenverstimmung litt, bei Tische eine halbe Flasche Champagner verlangte, mußte Pinnow antworten: „Es sind keine halben Flaschen da!“ Der Fürst warf ihm einen scharfen Blick zu und befahl: „Dann sofort eine ganze Flasche, Pinnow!“ Bismarck leerte denn auch die ganze Flasche mit großem Behagen. Pinnow hat niemals ein böses Wort von dem Fürsten gehört. Eines Tages hatte er das Mißgeschick, seinem Herrn sehr herzhaft auf die Füße zu treten. Der Kanzler stieß einen Schmerzensschrei aus, beruhigte aber bald den Erschrockenen mit den Worten: „Ein anderer Europäer, lieber Pinnow, hätte mir nicht auf die Hühneraugen treten dürfen!“

153. Im Park von Friedrichsruh.

Ein Leser des „Hann. Couriers“ schreibt: Eine sehr nette Bismarck-Erinnerung ist mir von einer jungen Dame aus Lübeck erzählt worden, die selbst die Hauptrolle in der kleinen Geschichte spielt. Es war im Jahre 1896, als Bismarck in Friedrichsruh großen Empfang von Damen und Herren gehabt hatte, von denen viele am Nachmittag desselben Tages den herrlichen Park von Friedrichsruh in Augenschein nahmen. Unerwartet tauchte plötzlich in den verschlungenen Wegen die markige Gestalt des Reichskanzlers in Begleitung seines Hundes vor ihnen auf. Bismarck richtete nach dem ehrerbietigen Gruße der Damen die Frage an die Spaziergängerinnen, ob sie sich auch den Park schon ordentlich angesehen hätten. Unsere junge Dame erwiderte darauf etwa: „O ja, Durchlaucht, wir haben die herrlichen Anlagen, die malerisch gelegene Mühle u. a. bewundert, aber die schönsten Wege waren uns verschlossen, weil diese als verbotene Wege auf einer Tafelinschrift bezeichnet waren.“ Mit einer freundlichen, aber schalkhaften Miene erwiderte hierauf der Fürst: „Bitte, sehen Sie sich nur überall um, wo Sie wollen.... Für Damen gibt es keine verbotenen Wege.“

154. Beim Skatspiel in Friedrichsruh.

Ein hübsches Stimmungsbild erzählt ein Berichterstatter des „Rheinischen Kuriers“ über das Verhalten des greisen Fürsten beim

Skatspiel in Friedrichsruh. Er versichert glaubhaft, daß Bismarck hierbei sich den Humor oder die üble Laune seiner Gegner gleich geduldig gefallen ließ. Manchmal schien es, als ob einige von ihnen, zum Beispiel der alte Oberförster, mit ihrem fürstlichen Gönner umsprängen, als wenn er ihresgleichen wäre. Mehr als einmal sei es schon vorgekommen, daß der Oberförster, wenn eine Streitfrage entstand und ihn das Unglück verfolgte, ganz wild die Karten auf den Tisch warf, um das Zimmer zu verlassen. Schmunzelnd pflegte Bismarck in solchen Fällen erst ein paar lange Züge aus seiner Pfeife zu tun, sich dann zu Dr. Chrysander zu wenden und zu sagen: „Holen Sie mal den rabiaten Alten wieder herein!" Es ging überhaupt bei dem Spiel wie in jeder anderen Skatgesellschaft her, das heißt, was die charakteristischen Äußerungen betraf, und der, welcher ein sicheres Spiel in der Hand hatte, trumpfte so kräftig und siegesgewiß auf, wie irgend ein leidenschaftlicher Skatbruder anderswo*).

155. Tischgespräche des Fürsten Bismarck aus dem Jahre 1897.

Diese Gespräche entnehmen wir dem schon erwähnten herrlichen Bismarckwerke von Bruno Garlepp. Sie werfen interessante Schlaglichter auf die verschiedensten Fragen und Gegenstände. In dem angegebenen Jahre hatte der Fürst von vielen Schmerzen durch die alte Krankheit zu leiden, verlebte aber diese Zeit in desto größerer Ruhe nach außen. Die Befriedigung hierüber drückt er in folgenden Worten aus:

a. „Es tut mir ja leid, wenn wir irgendwo schlecht abschneiden; ändern kann ich es aber doch nicht, und jedenfalls ist mir der Gedanke, keine Verantwortung zu haben, sehr oft angenehm, wenn ich dieses oder jenes lese." Der Fürst machte diese Äußerung im

---

*) Das Skatspiel bei Bismarck erinnert an ein solches des Königs Albert von Sachsen. Zu einer Jagd auf Hochwild begab sich der König abends in das Jagdgelände und blieb über Nacht in einem Waldschlößchen, bis in der Morgenfrühe die Jagd begann. Um dem Könige die Zeit zu vertreiben, wurde ein Skatspiel arrangiert. Hierzu mußte als dritter oder vierter Mann ein alter Förster zugezogen werden, dessen drastische Ausdrücke beim Spiel bekannt waren. Er wurde zwar vorher gewarnt, in Gegenwart von Majestät vorsichtig zu sein, aber in der Hitze des Gefechts deckte er plötzlich seine Karten auf mit den Worten: „Schwarz seid ihr, ihr Luders!"

Gespräch über die Kongo-Angelegenheiten. Er versicherte mehrmals, daß es ihm unmöglich sei, Ratschläge zu erteilen, selbst wenn sie erbeten würden, weil er ihre Ausführung nicht amtlich überwachen könnte. „Die Politik ist weniger eine Wissenschaft als eine Kunst; sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein. Der beste Rat nützt nicht, wenn er nicht in der richtigen Weise, je nach den Umständen ausgeführt wird. Es ist gerade wie beim Reiten. Man kann einem Reiter die besten Hilfen zurufen, wenn er es nicht in sich hat und sie nicht der Natur seines Pferdes gemäß ausführt, wird es ihm nichts nützen. Schließlich wird ihn der Gaul abwerfen."

b. Der Fürst erzählte, daß damals seine Lieblingslektüre die soeben in Paris erschienenen Briefe Napoleons wären. Er kam auf den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag zu sprechen, welcher neben dem Dreibunde bestand und Deutschland eine Stelle sicherte, wie sie sobald nicht wieder zu erreichen sei. „Kompliziert war es ja, aber jede Politik ist schließlich kompliziert. Kaiser Wilhelm I. sagte mir zuweilen: Na, in Ihrer Haut möchte ich nicht stecken. Sie kommen mir manchmal vor wie ein Reiter, der auf dem Pferde das Spiel mit fünf Kugeln spielt, die er immer wieder auffängt, worüber ich meinen alten Herrn aber stets zu beruhigen wußte, so daß er zufrieden war."

c. Es wurde die Rede auf die Dienste gebracht, welche die Post der Regierung auf Verlangen durch Auslieferung von Briefen leiste. Unter Philippsborn sei dergleichen dann und wann vorgekommen, unter Stephan sei es viel schwerer gewesen, Wünsche nach dieser Seite hin erfüllt zu erhalten. Geschickt sei die Sache zur Zeit des Fürsten Thurn und Taxis gemacht worden. Da habe es ein besonderes Büro gegeben, in dem mehrere geübte Herren fortlaufend im Auftrage verschiedener Regierungen gearbeitet hätten. Der eine habe das Siegel mit einem heiß gemachten Messer, oder wenn es eine Oblate gewesen, mit heißem Dampf geöffnet, der zweite habe die betreffenden Auszüge aus dem Briefe gemacht, und der dritte habe das Kuvert wieder geschlossen.

d. Als der Gedenktag von Wörth erwähnt wurde, äußerte Fürst Bismarck: „Ja damals waren wir alle sehr gespannt auf das Verhältnis zwischen den französischen Soldaten und unsern in Tüchtigkeit und Tapferkeit. Unsere besten Erwartungen wurden übertroffen trotz der Überlegenheit des Chassepots. Nach Wörth

und Spichern erschien uns der deutsche Soldat einfach bewunderungswürdig, und er ist es während des ganzen Krieges geblieben."

e. Die heutigen Konservativen fanden bei Bismarck nicht in allem Beifall. „Die Gerlach und Stahl," sagte er, „sind heutzutage nicht mehr anzutreffen, die hatten wirklich noch ihre Ideale vom konservativen Staatswesen und gingen ihnen nach. Heutzutage hat die Streberei alles verdrängt, der eine will Beförderung in seinem Amte (man will doch nicht immer Landrat bleiben!), der andere wünscht eine höhere Ordensklasse zu erhalten, der dritte erstrebt auf Wunsch seiner Frau Einladungen zu Hoffestlichkeiten, der vierte möchte dem Avancement seines Sohnes sich förderlich erweisen, und so geht es fort. Ich will nicht sagen, daß diese Charakteristik auf alle Konservativen im Lande zutrifft, ich habe mehr die Führer im Auge, welche heutzutage einflußreicher sind, als sie es jemals waren. Überhaupt muß man zwischen den einzelnen Mitgliedern, welche die Fraktion bilden, und der letzten als solche unterscheiden. Das ist so, wie es das bekannte Wort ausdrückt, das einmal ein königlicher Herr ausgesprochen hat, als er in kritischen Zeiten Verkehr mit Parlamentariern gehabt hatte: „Wenn man mit dem einzelnen spricht, ist es jedesmal ein ganz vernünftiger Kerl, mit dem man sich verständigen kann und mit dem auszukommen ist. So wie sie aber zusammenkommen, sind es Rackers." Sonst ist ein gewisser Neid eine hervorstechende Eigenschaft der Junker. Viele haben es mir nie verziehen, daß ich, der kleine Gutsbesitzer von Kniephof, hochgekommen bin, während sie das blieben, was sie waren. Ein guter Teil des Deklarantentums war seinerzeit darauf zurückzuführen."

Von den Deutschen überhaupt sagte der Fürst, daß jeder von ihnen, der im öffentlichen Leben stehe, nur das Maß von Selbstgefühl besitze, das seiner staatlichen Abstempelung, seinem staatlichen Range und Ordensverhältnissen entspräche. Ausnahmen seien rühmlich, aber selten. Ferner sagte er von den Parteien in Deutschland, daß sie kaum noch das vorhandene Bedürfnis deckten, weil dies vorwiegend wirtschaftlicher und sozialpolitischer Natur sei. Speziell von den Landwirten äußerte der Fürst: Wenn man etwas auf wirtschaftlichem Gebiete erreichen wolle, müsse man die politischen Unterschiede, die einstweilen nicht in Betracht kämen, zurückstellen für spätere Zeiten. Wenn der Landwirt etwas erreichen wolle,

dürfe er den, der ihm zu helfen bereit sei, nicht erst fragen: „Welcher politischen Fraktion gehörst du an?" Das müsse ihm zunächst egal sein, davon nach neune, wie der Berliner sage.

f. Einen Einblick in die ungeheure Arbeitskraft des ehemaligen Reichskanzlers gab ein Vortrag, den der Regierungspräsident von Tiedemann zu dieser Zeit in der historischen Gesellschaft zu Bromberg hielt. Herr von Tiedemann wurde 1878 Chef der Reichskanzlei und blieb es bis 1881. Er hatte schon früher als vortragender Rat mit dem Fürsten fast täglich die engsten Beziehungen gehabt, ja er besaß dessen Vertrauen. Er nannte die Anforderungen, welche der Fürst an seine Mitarbeiter und Untergebenen stellte, die denkbar höchsten und führte als Beispiel dafür an: Eines Tages fragte der Kanzler seinen vortragenden Rat, ob er über die eigentümlichen Rechtsverhältnisse des Wolffschen Telegraphenbüros Bescheid wisse. Herr von Tiedemann bekannte, daß er davon nicht die leiseste Ahnung habe. „Dann bitte, unterrichten Sie sich und legen Sie mir eine kurze Denkschrift über die Sache vor." Die Sache habe übrigens keine Eile, setzte der Fürst hinzu. „Morgen mittag kommen Sie noch zeitig genug zu mir." Des Fürsten Verlangen, der von seiner riesigen Arbeitskraft auf die anderer schloß, konnte nur unter Zuhilfenahme der Nacht erfüllt werden.

g. In der neuen Reichskanzlei ging alles mit der größten Pünktlichkeit zu. Da der Fürst nicht viel Zeit übrig hatte, war er nur für wenige zu sprechen; es kam sogar vor, daß Minister, wenn sie sich nicht zur rechten Zeit angemeldet hatten, stundenlang in der Kanzlei warten mußten, bis der Fürst sich ihnen widmen konnte. Trat ihm aber Unpünktlichkeit entgegen, so ließ er sein Mißfallen darüber sicher merken, selbst wenn es höchstgestellte Personen waren. Einmal hatte ein deutscher Fürst den Kanzler um eine Unterredung ersucht. Dieser ließ sagen, daß es ihm eine hohe Ehre sein würde, den Besuch um neun Uhr abends zu empfangen. Gegen neun Uhr legte der Kanzler eine neue Uniform mit Orden an. Der angemeldete Fürst kam jedoch nicht um neun Uhr, es wurde ein Viertel zehn, und die Hoheit erschien noch nicht. Da war es mit der Geduld des Fürsten Bismarck zu Ende, denn er hatte sehr notwendig zu arbeiten, er rief dem Diener zu: „Bringen Sie mir meinen Interimsrock wieder und hängen Sie den besten Rock weg!" Dann setzte er sich an seinen Arbeitstisch. Kurze Zeit darauf kam der hohe Herr, aber

der Kanzler soll sich auf keine längere Unterredung mit ihm eingelassen haben.

Auch nach Varzin mußte der Chef der Reichskanzlei den Fürsten begleiten, dann ging das Arbeiten für diesen erst recht los, und selten kam er vor vier Uhr morgens zu Bett. Es stand ihm nicht einmal ein Kanzlist zur Seite. Anfangs war ein Expedient in Varzin gewesen, und hatte mit an dem gemeinsamen Tische gespeist. Dessen Zeit lief aber ab und es sollte ihm ein anderer Unterbeamter folgen. Beim Abgange rückte er mit einem hübschen Vorschlage heraus, der Fürst möge mit ihm zur Erinnerung an die „gemeinsame Tätigkeit" die Photographie tauschen. Da unterblieb es, daß dem Chef der Reichskanzlei eine Schreibhilfe auch ferner zur Seite gestellt wurde.

156. Noch einige Bismarck-Erinnerungen von Heinrich von Poschinger.

Als ich die Nachricht von dem plötzlichen Ableben des Geheimrats Dr. von Rottenburg, des letzten und bedeutendsten Kabinettchefs Bismarcks las, dachte ich, dieses Ereignis würde zahlreiche Bismarck-Erinnerungen seiner Freunde an das Tageslicht bringen; denn Rottenburg war, nachdem er aus dem Reichsdienste geschieden, nichts weniger als verschlossen, und er konnte stundenlang auf das interessanteste über seinen früheren Herrn und Gebieter erzählen. Bisher ist diese Erwartung getäuscht worden, und ich glaube auch, daß uns Rottenburgs Aufzeichnungen über Bismarck vorenthalten bleiben werden; denn Rottenburg wandte sich nach Bismarcks Entlassung der neuen Sonne zu, und er wußte genau, daß, was er zu sagen hatte, dem neuen Kurse nicht durchweg gefallen könnte. Rottenburgs Sohne aber ist von Kaiser und Kanzler so viel Schmeichelhaftes gesagt worden, daß auch er Verpflichtungen zum Schweigen hat, selbst wenn der letzte Wille seines Vaters ihn davon entbinden sollte.

Um für diesen Ausfall zu entschädigen, habe ich in den letzten Wochen meine eigenen Manuskripte etwas durchgeblättert und teile im nachstehenden einige Erinnerungen an Bismarck mit, die den Reiz der Neuheit haben dürften.

Je älter Bismarck wurde, um so größeren Wert legte er auf den Stil. Als ich Bismarck vor Herausgabe meines Werkes „Preußen im Bundestag" Abschriften seiner Frankfurter Depeschen zur Durch-

sicht vorlegte, verbesserte er vielfach den Satzbau. Die Superlative strich er unbarmherzig; das Vorbild für seinen Stil war Luthers Bibel. Das Verhältnis Bleichröders zu Bismarck stand einzig für sich da. In der Zeit, da die Wogen des Antisemitismus in Berlin aufs höchste gestiegen waren, hatten diese Beziehungen auch nicht ein Haar von ihrer Herzlichkeit verloren. Bismarck konnte krank und für keinen Minister oder Botschafter zugänglich sein; wenn Bleichröder sich melden ließ, so wurde er empfangen. „Setzen Sie sich, lieber Bleichröder,“ und nach einigen Minuten war der Großbankier so sehr ins Erzählen gekommen, daß die Viertelstunden vergingen, wie die Minuten bei dem Vortrage eines der Minister. Der Schlüssel zu dem intimen Verhältnis Bleichröders zu Bismarck war in der unbedingten Hingebung des Finanziers an den Kanzler zu suchen. Bismarck wußte, daß er auf Bleichröder bauen konnte wie auf einen Felsen, ebenso auf dessen Diskretion. Von einem Besuche im Kanzlerpalais zurückgekehrt, erzählte ja Bleichröder mit Vorliebe von Bismarck, wie er ihn getroffen, was er gesagt hatte — der Kern der Unterhaltung war aber bei ihm vergraben, und mit eisernen Zangen hätte ihm keiner ein ihm von Bismarck anvertrautes Geheimnis entreißen können. In Bismarcks Gegenwart durfte kein Fremder wagen, über Bleichröder zu witzeln, und als einmal eines der Familienmitglieder nur eine leise Anspielung machte, da rollten die Augen Bismarcks, und ein vernichtender Blick gebot Stillschweigen.

Der sinnliche Zug lag Bismarck fern; auch hörte man niemals aus seinem Munde eine schlüpfrige Bemerkung. Wenn einem seiner Beamten nachgesagt wurde, er sei ein Trinker, ein Spieler, ein Raufbold, so lockte ihm das nur ein Lächeln ab. Hörte er aber, der Mann sei ein Wüstling, einer, der sich in Abenteuer mit Frauen einließ, dann war's um ihn geschehen.

Man kann nicht sagen, daß Bismarck ein Causeur in der französischen Bedeutung des Wortes war; Miquel übertraf ihn sicher darin. Unterhielt man sich mit Ludwig Bamberger, so bekam man eine Serie von Geistesblitzen zu hören. Bismarck bot in der Unterhaltung gesunde, kräftige, geistige Kost; seine Aussprüche gaben nicht erst zum Denken Anlaß; das reiflich durchdachte Klare war es, das von seinen Lippen floß.

Bismarcks Nase stand nicht im Verhältnis zu seinem Gesicht; sie war eigentlich unbedeutend. Wie aber wurde das Mißverhältnis

ausgeglichen durch den übrigen Schädel, vor allem das kolossale Gehirngefäß — die Stirn! Das merkwürdigste war das Auge. Blitzschnell und ganz unvermittelt flog es von einem Gegenstande zu andern. Man konnte es in seinem gewöhnlichen Zustande mit einem ruhigen tiefen See vergleichen; doch wehe, wenn Bismarck in Zorn geriet; dann glich es dem vom Sturm gepeitschten Meer.

Bismarck war ein Meister der Selbstbeherrschung. Nur einmal konnte er in der Öffentlichkeit seinen Zorn nicht verbergen — in der denkwürdigen Reichstagssitzung, da während seiner Rede aus der Mitte der Freisinnigen ein „Pfui"-Ruf laut wurde. Wie ein Löwe stürzte Bismarck der linken Seite des Hauses zu, woher der verhöhnende Laut kam, und mit wallender Brust, vor Zorn schnaubend rief er zu den Abgeordneten hinunter: „Wer von Ihnen hat „Pfui" gerufen?" — es war einer der dramatischsten Momente, die im Parlamente vorgekommen, den Bevollmächtigten zum Bundesrate und den Geheimräten und Ministern, die sich am Regierungstisch befanden, stockte der Atem, denn jeden Augenblick mußte man gewärtigen, daß der Schuldige unter den Händen dieses Zyklopen zermalmt werden würde.

Prachtvoll war die Brust Bismarcks ausgebildet. Graf Herbert Bismarck war doch auch ein Mann, der die andern überragte, und sein jüngerer Bruder Bill konnte auch den stattlichen Figuren beigezählt werden; wenn man aber die drei einmal bei einem der Geburtstagsempfänge in Friedrichsruh nebeneinander auf der Schloßterrasse stehen sah, so erschienen die Söhne buchstäblich wie Kinder neben einem Erwachsenen.

Als Lenbach Bismarck zum ersten Male in Uniform zu malen bekam, saß ihm der Kanzler nur für den Kopf; im übrigen mußte sich Lenbach mit Bismarcks Uniform begnügen. Nach langem Umsehen gelang es Lenbach, in Berlin einen Soldaten zu finden, dem der Waffenrock paßte.

Die Hände Bismarcks waren stets sorgfältig gepflegt. Bei seinem Kopfe fiel die Ohrenbildung auf, an der oberen Ausbildung der Muschel verflachte sich die Einrandung; man findet diese Eigentümlichkeit scharf gezeichnet an der Büste, die Begas zum siebzigsten Geburtstag des Fürsten angefertigt hat.

Gibt es übrigens nicht zum Nachdenken Anlaß, wie Bismarck, der über den halben Erdball kommandierte, von dem Kaiser Wilhelm II.

mit einem bloßen Federstrich vollständig lahm gelegt wurde? Der Wert, respektive die Macht, sagen wir, die Stellung jedes Menschen läßt sich durch eine Zahl ausdrücken. Bismarcks Zahl war tausendmal größer als die des Durchschnittsmenschen, ja als die von manchem Fürsten. Dem regierenden Hohenzollern gegenüber aber war sie so klein, daß dieser mit einem Briefe ihn binnen vierundzwanzig Stunden vollständig aus dem Sattel heben konnte.

Bismarck war in der Grundstimmung ernst, fast melancholisch, das Burschikose, Witzige war mehr Beiwerk.

In der Zeit, da Bismarck noch seine große Körperfülle hatte, so wie man sie von Anton v. Werners Kongreßbild kennt, litt er vielfach an Schlaflosigkeit, schlechtem Appetit und unregelmäßiger Verdauung. Wenn Bismarck sich morgens erhob, fühlte er sich nicht erquickt, die Glieder waren steif und müde, so daß er sich am liebsten gleich wieder aufs neue niedergelegt hätte. Kam dann noch ein starker Ärger hinzu, so hatte dies auf sein Eßvermögen starken Einfluß. Das Schlimme dabei war, daß Bismarck in Fällen dieser Art die Diät erst recht außer acht ließ, und Dinge aß, die ihm vollends schädlich waren. Es kam vor, daß Bismarck einmal trotz Sodbrennen und Appetitlosigkeit Gänseschmalz zu sich nahm, fetten Käse, Kartoffeln, gebackenen Fisch, Huhn mit Reis und Hirschbraten, dazu Rheinwein, Bordeaux, Portwein und Kognak. Nur ein Hüne wie Bismarck konnte sich solche Extravaganzen erlauben, die freilich später unter dem Regime von Schweninger nicht mehr vorgekommen sind.

157. Reinhold Begas und Bismarck.

Das reiche Wirken des Professors Reinhold Begas bleibt für alle Zeiten mit seiner Vaterstadt Berlin verknüpft, in der eine Reihe monumentaler und künstlerischer Werke, die Denkmäler von Schiller, Humboldt, Kaiser Wilhelm, Bismarck, der Schloßbrunnen, die Zentaurengruppe und manche Skulpturen der Nationalgalerie und des Zeughauses, von seiner Lebensarbeit zeugen. Hier sei nur auf die Begegnungen des Künstlers mit Bismarck hingewiesen. Lenbach war es, der ihn einst beim Kanzler einführte. Während der Bildhauer den Kopf des Recken modellierte, zeichnete ihn Lenbach gleichzeitig dabei. Bismarck hatte anfangs nur 20 Minuten zugebilligt; Lenbach aber unterhielt ihn so geistvoll, daß der Fürst

nicht müde wurde und eine volle Stunde in seiner Stellung verharrte. Auch an dem frischen Wesen von Begas fand er solches Gefallen, daß er schließlich erklärte: „Wenn Sie erst weiter sind, will ich Ihnen zum Abschluß gern noch einmal sitzen.“ Natürlich machte der Künstler von diesem Anerbieten Gebrauch. Entzückt war er von dem durchdringenden Auge des Kanzlers und sagte offenherzig: „Ihr Auge, Durchlaucht, ist so, als wenn Sie weit über die Lande blickten und alles übersähen.“ Lachend bemerkte der Kanzler: „Alles übersehen — na, das ist gerade kein Kompliment für einen Diplomaten.“ Auch in Friedrichsruh war der Künstler wiederholt. Zuletzt im Mai 1898, etwa zehn Wochen vor dem Heimgang des Fürsten. Begas hatte den Auftrag für das Bismarckdenkmal vor dem Reichstagshause erhalten, und es lag ihm daran, noch einmal einen lebendigen Eindruck von dem großen Manne zu gewinnen. Trotz seiner Krankheit war Bismarck beim alten Humor und in voller Geistesfrische. In liebenswürdigster Weise empfing er den Künstler; aber als dieser von dem Zwecke seiner Reise sprach, bemerkte der Alte: „Gott, was wollen Sie mir denn ein glänzendes Denkmal setzen! Stellen Sie mich dar, auf Krücken gehend.“ Begas hatte das Mißgeschick, im Park auszugleiten und sich das Knie zu verletzen; er konnte vor Schmerzen kaum gehen. Bismarck forderte ihn auf, sich hinzulegen und ließ von einem Diener seine Stöcke holen. Er wählte einen, der von einer jungen Buche geschnitten war, und gab ihn dem Künstler als Andenken. Am folgenden Tage nahm er Abschied. Begas hatte die Empfindung, als ob er den Kanzler nie mehr wiedersehen würde und auf immer ihm Lebewohl sagen müsse. Voller Bewegung ergriff er die Hand Bismarcks, um sie zu küssen. Der aber wehrte ab: „Ach nein,“ rief er, „so nicht. Geben Sie mir lieber einen Kuß auf den Mund.“ Es war des Künstlers Abschiedskuß.

158. Schweninger über Bismarck.

In einer sehr reichen Festnummer des „Neuen Wiener Journals“, die zur Feier des zehnjährigen Bestehens dieser Zeitung herausgegeben wurde, findet sich unter andern Beiträgen ein Aufsatz Schweningers über Bismarck. Wir setzen eine Stelle dieser Erinnerungen hier her: „Als Arzt des Fürsten Bismarck hatte ich oft Gelegenheit, zu sehen, mit welch rührender Liebe das Volk an

17

ihm hing. Nach Tausenden zählen die Briefe von Laien und Personen, die aus nah und fern, häufig auch aus überseeischen Ländern mit wohlgemeinten Ratschlägen betreffend die Behandlung des Fürsten an ihn oder an mich kamen. Daß auch Ärzte aller Länder und Zonen sich unter den Ratgebern befanden, sei nur nebenbei erwähnt. Aber nicht von diesen sei hier die Rede, sondern von den zahlreichen Einsendungen aus Laienkreisen. Es gibt kaum einen Gebrauchsartikel, kaum irgend ein Arzneimittel, kaum irgend eine Mixtur, die bei irgend jemandem in einem Winkel des Deutschen Reiches eine wohltuende Wirkung geübt hatte, die nicht dem Fürsten zur Anwendung empfohlen worden wäre. Von diesen Einsendungen wäre viel zu erzählen, doch will ich nur zwei Fälle anführen, die den Fürsten herzlich lachen machten. Hoffentlich teilt der Leser die Heiterkeit, trotzdem die Sache nicht appetitlich ist. Der Fürst war an Gelbsucht erkrankt. Die Zeitungen berichteten über die Erkrankung Bismarcks, die Konversationslexika wurden abgeschrieben, um die Leser über das Wesen der Krankheit zu unterrichten. Im Publikum gab sich herzliche Teilnahme für den Fürsten kund, und von allen Seiten regnete es Vorschläge und Ratschläge, wie dem Übel am besten beizukommen wäre, Ratschläge, die oft gut gemeint waren, deren Befolgung aber, wie man bald sehen wird, nicht gut empfohlen werden konnte. Ein Bäuerlein empfahl dem Fürsten allen Ernstes, drei lebendige Kleiderläuse zu verzehren, für deren Einsendung, wenn erwünscht, er sich anheischig macht. Dem Manne wurde abgewinkt. Ein andere schrieb, man solle dem Fürsten, ohne daß er es wisse, wenn er im Schlafe liege, einen lebendigen Aal auf die Leber binden. Der Erfolg würde staunenerregend sein. „Der Aal würde die Gelbsucht bekommen, indessen unser allverehrter Fürst Bismarck sehr bald von dem Leiden erlöst sein wird.“ Der Fürst lachte herzlich auf, als ihm der Brief vorgelesen wurde, und meinte, er möchte es niemandem raten, ihm einen Aal auf die Leber zu binden. Vielerlei ließe sich auch von dem Gegenteil von Liebe und Sorgfalt erzählen, das bei manchen Erkrankungen des Fürsten zutage trat, in den wohlgemeinten Wünschen, die anonym den Fürsten erreichten, von Seite jener, die es nicht erwarten konnten, bis er der Natur seinen Tribut zollte. Wie zart und aufmerksam für Bismarcks leibliches Wohl man unter Umständen jenseits der Vogesen sein konnte, bewies ein Vorfall, der uns in nicht geringen Schrecken versetzte. In Marseille herrschte die Cholera.

Eines Tages traf ein Paket mit dem Poststempel Marseille in Friedrichsruh ein. Es wurde geöffnet, und ein stark beschmutztes Tuch kam zum Vorschein. Man untersuchte es und fand, daß das Tuch vor der Absendung in Choleradejektionen getaucht worden war. Der feindliche Absender hatte erwartet, auf solche Weise den Fürsten und seine Anhänger zu vernichten. Der Cholerabazillus sollte vollführen, was die zum Himmel gesandten Stoßgebete nicht vermocht hatten. Als Fürst Bismarck von dieser Sendung erfuhr, nahm er sie gleichfalls mit Humor auf und verlachte uns, weil wir sie eine Zeitlang vor ihm geheim gehalten hatten."

159. Letzter Fackelzug beim Fürsten Bismarck.

Der schöne Bismarckkopf über meinem Schreibtisch sieht aus großen, ernsten Augen auf mich hernieder, und von da wandern meine Blicke zu einem schlichten Stücke knorrigen Eichenholzes, das ich mir als Andenken aus dem Sachsenwalde mitgebracht. Meine Gedanken schweifen um 10 Jahre zurück. Ich stand damals als älterer Oberleutnant zur See in Friedrichsort bei Kiel in Garnison. Ein Hamburger Freund schrieb mir: „Dem Altreichskanzler auch in diesem Jahre meine Huldigung darzubringen, war meine Absicht. Doppelt lieb würde es mir sein, an Ihrer Seite marschieren zu können. Es freut mich herzlich, daß Sie sich nicht von Ihrem Entschluß abbringen lassen. Sie werden es nicht bereuen, einmal Zeuge dieser einzigartigen Feier gewesen zu sein. Ich sende Ihnen eine Teilnehmerkarte und eine Fahrkarte 3. Klasse — denn mehr ist an diesen Pilgerzügen nicht zu erringen."

Also, ich mußte zu diesem Zwecke die Metamorphose vom aktiven Seeoffizier zum Hamburger Bürger durchmachen, um als Mitglied des Reichstagswahlvereins von 1884 nach Friedrichsruh pilgern zu können. Wenn auch die schlimmsten Zeiten vorüber waren, es gehörte auch 1897 noch ein gewisser sittlicher Mut dazu, um sich als aktiver Offizier unbedingt zu Bismarck zu bekennen. In Uniform war jedenfalls an eine Teilnahme am Fackelzuge nicht zu denken.

Die zuerst auf den 31. März festgesetzte und als Geburtagshuldigung gedachte Fahrt mußte leider verschoben werden, da der Leibarzt des Fürsten am 25. März aus Friedrichsruh an den Vorstand des Reichstagswahlvereins folgendes Schreiben richtete: „Im Interesse der Gesundheit Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck,

17*

die in letzter Zeit durch eine gastrische nervöse Erkrankung geschädigt wurde, bitte ich Sie ergebenst, die geplanten Festlichkeiten bezw. den Fackelzug um einige Wochen zu verschieben. Ich möchte um so mehr darauf dringen, als ich durch eine vorzeitige Inanspruchnahme der Kräfte des Fürsten eine neue Schädigung befürchte, die ich nicht verantworten möchte. Hochachtungsvoll ergebenst (gez.) Prof. Dr Ernst Schweninger."

Erfreulicherweise hielt die Besserung im Befinden des Fürsten an, und als endgültiger Termin wurde der Tag des Friedens zu Frankfurt a. M. (10. Mai) festgesetzt. Ich erbat also einen kurzen Urlaub, vertauschte die Uniform mit dem schlichten Gewand des Bürgers und machte mich in froher Erwartung kommender Dinge auf den Weg. In Hamburg angelangt, begab ich mich zur Abfahrtsstelle der Friedrichsruher Sonderzüge, die, in kurzen Zwischenräumen abgelassen, mehr als 3000 Teilnehmer aufnahmen. Hier fanden sich alle Berufsstände und Altersklassen beiderlei Geschlechts zusammen — alle von einem Geiste beseelt. Hier konnte man den Pulsschlag des deutschen Volkes fühlen. Es war ein herzerfrischender Genuß, diese aus tiefster Seele kommenden Äußerungen zu hören. Wem das Gefühl für menschliche Dankbarkeit in der Brust noch nicht gänzlich erloschen war, der bekannte sich freudig zu dem Alten im Sachsenwalde. Es war der beste Teil der deutschen Volksseele, der solch begeisterte Töne fand. — —

Es ist 7 Uhr abends. Allmählich versammeln sich die Festteilnehmer in der Aumühle, die roten Karten an sichtbarer Stelle tragend. Jeder erhält eine Fackel. Die Ordner, an Schleifen in den Hamburger Farben kenntlich, sind stark in Anspruch genommen. „Bitte, meine Herrschaften, immer nur zu dreien nebeneinander." Drei Musikkapellen, darunter die der Wandsbeker Husaren, lassen ihre Weisen erschallen. Aber es bedarf dieser erst gar nicht, um uns in Festesstimmung zu versetzen. Die rechte Stimmung ist schon längst vorhanden. Auch die Ungunst der Witterung kann daran nichts ändern. Der Himmel zeigt ein unfreundliches, naßkaltes Aprilgesicht. Schneeflocken mischen sich in den Regen, der immer stärker zu rinnen beginnt. Aber in den Herzen ist eitel Sonnenschein. Greise, Frauen, Jungfrauen, Männer und halbe Kinder; alle stimmen sie jetzt im strömenden Regen „Deutschland, Deutschland, über alles" an. Je größer die äußere Kälte, desto größer die innere Wärme.

Auf die besorgte Frage, ob man sich bei dem nahezu zweistündigen Warten nicht eine Erkältung zuziehen werde, ertönt aus zartem Munde die vielstimmige Antwort: „O, für den Fürsten holen wir uns gern einen Schnupfen. Was macht das!"

Endlich, ¾9 Uhr, zünden die Feuerwehrleute die Fackeln an, mahnen zur Vorsicht, und der Zug setzt sich in Bewegung. Der Sachsenwald gleicht einem Flammenmeere. Auf aller Lippen die bange Frage: Werden wir den Fürsten auch sehen? Wird Schweninger sein Erscheinen erlauben? Eine Viertelstunde später gerät die Vorwärtsbewegung ins Stocken. Der Zug hält. Ein ungestümes Drängen nach vorn.

Und aller Wünsche erfüllen sich.

Wahrhaftig, da steht er in der historisch denkwürdigen Generals-Interimsuniform seiner Halberstädter Kürassiere, das Haupt mit dem blitzenden Stahlhelm bedeckt und nur leicht auf seinen Leibarzt gestützt. Herbert Bismarck und die gräflich Rantzausche Familie um ihn.

Freudig ruht sein Blick auf der ihn jubelnd umringenden Menge. So steht er während einer vollen Stunde, nur leicht auf den Stock gestützt, auf dem Balkon seines Landhauses.

Als Dolmetsch unserer Gefühle nahm nun der nationalliberale Hamburger Reichstagsabgeordnete Dr. Semler das Wort und entbot mit weithin schallender Stimme unsern Gruß: „Laut aufjubeln möchte jeder Fackelträger, weil er Se. Durchlaucht frisch und gesund sehe wie im vergangenen Jahre. Auch die Teilnehmer hätten sich nicht gewandelt und seien gut Bismarckisch geblieben, allerwege. Je mehr Stellen sich verschränken wollen für das, was Se. Durchlaucht dem deutschen Volke geleistet, um so weiter öffnen sich die Herzen der deutschen Männer, die da Freude und Stolz haben an dem jungen Reiche, welches allein Bismarck geschaffen. Es werde keiner ein volksheiliger Mann, man mache ihn denn zuvor zum Märtyrer."

Als die brausenden Hochrufe verklungen, ergriff der Fürst das Wort:

„Meine Herren! Es hat mir herzlich leid getan, daß ich Sie am 1. April nicht empfangen konnte und die Ehre Ihres Besuches habe ablehnen müssen. Ich danke Ihnen, daß Sie sich nicht haben

abschrecken lassen, und danke Ihnen für die Wahl des heutigen Tages. Von allen Erinnerungen, die mich mit meiner amtlichen Vergangenheit verknüpfen, sind die Friedensschlüsse die angenehmsten. Ich habe in diesen Tagen ja manche Gedächtnisfeier meines öffentlichen Lebens, die älteste ist die meines Eintritts in die parlamentarische Politik — vor 50 Jahren ziemlich genau in den vereinigten Landtag von 1847. In dieser langen Zeit habe ich viel Liebe und viel Haß erfahren, aber es ist ein Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß, Beleidigungen, Verleumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird. Dieser Beweise der Liebe meiner Landsleute habe ich hier an dieser Stätte manche erhalten, auch auswärts im Deutschen Reiche, überall, und es ist das der Eindruck, den ich aus diesem Leben mitnehmen werde, wenn ich es verlasse. Ganz besonders wertvoll ist mir jederzeit das Wohlwollen meiner großen Nachbarstadt Hamburg gewesen, es ist gegenseitig: ich habe für die Stadt und ihre Obrigkeit, für deren ruhige und volksfreundliche Energie Liebe und Anerkennung. Es ist mir das um so wertvoller, als ich hier Ihr Nachbar bin, ich wohne seit sieben Jahren in der Nähe, und man hat in den sieben Jahren Zeit genug gehabt, meine Vergangenheit zu prüfen und zu sichten. Habe ich bestanden vor meinen Nachbarn, so bin ich gewiß (lebhafte Zustimmung), so bin ich erfreut und bin dafür dankbar und bitte Sie, mir zu helfen, daß ich meinem Danke Ausdruck gebe, indem ich Sie bitte, mit mir ein Hoch auf die Freie Stadt Hamburg und ihre Obrigkeit auszubringen; sie leben hoch, hoch!"

Brausender, tausendstimmiger Jubel als Antwort. Der Fürst steigt, ohne jeden Beistand, nur auf seinen Stock gestützt, die vom Regen glatt gewordenen Stufen der Steintreppe hinab. Den Schutz eines improvisierten Zeltes verschmähend, bemerkt er: „Ach, ein Zelt? Das ist aber nicht kameradschaftlich." Und nun beginnt der Vorbeimarsch im strömenden Regen, der eine volle Stunde andauert. Da spielen sich reizende Szenen ab. Damen und Kinder durchbrechen die Zugordnung, überreichen dem Fürsten Blumensträuße und küssen ihm stürmisch die Hand. Für alle hat er ein freundliches Wort, und unaufhörlich grüßt er nach allen Seiten. Wohl zwei Minuten mögen es gewesen sein, daß ich wie fest gebannt ihm Auge in Auge gegenüberstand. Und welch ein Auge! Wohl leuchtete es noch in altem Feuer, aber über das Dämonische, Gewaltige ist die

abgeklärte Ruhe des Greisenalters ausgegossen, und dem herzgewinnenden Ausdruck merkt man die innere Freude an.

Ich habe vor Kaiser und Königen und manch weltberühmtem Manne gestanden, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber, als ich vor Deutschlands größtem Sohne stand, da lief mir ein Schauer der Ehrfurcht über den Leib und ich glaube sogar, es kamen mir Tränen, deren ich mich auch als Mann nicht zu schämen brauche, Tränen der Freude, des Stolzes und der Ergriffenheit.

Zeitlebens wird mir das die schönste Erinnerung sein, als ich in sein leuchtendes Auge geschaut. — Weiter, meine Herren, bitte weiter, mahnen die Ordner. Einige Puffe nimmt man in Kauf. Man stemmt sich mit Gewalt dagegen — aber schließlich muß man der Gewalt der Nachdrängenden weichen. Noch ein Scheidegruß, der Ruf: „Gott segne Eure Durchlaucht!" Dann unter dem Gesange von „Deutschland, Deutschland über alles" nach dem Bahnhof, wo die Fackeln zusammengeworfen werden, und zurück nach Hamburg.

„Ich will die Hamburger Fackelzüge annehmen, solange meine Kräfte reichen, bis zum letzten Wank. Hier ist nichts Gemachtes, das kommt aus dem Herzen", hätte der Fürst gesagt. Es war ihm anders bestimmt. Dies sollte sein letzter Fackelzug sein, denn im nächsten Jahre lenkte der große Tröster, der Tod, seine Schritte zu dem stillen Landhause in Friedrichsruh. Der Atem der Weltgeschichte geriet ins Stocken, als die Trauerbotschaft durch den elektrischen Funken in alle Welt flog.

Und am 31. Juli 1898 schrieb Theodor Fontane das stimmungsvolle Gedicht:

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh in Gottes freier Luft.
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde:
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein."

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde des Weges gefahren

Und sehen, geborgen vom Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Efeu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so:
Hierunten liegt Bismarck irgendwo."

(Heinrich Liersemann.)

160. Zum unfreiwilligen Ruhestande des großen Kanzlers.

Dem sehr empfehlenswerten Werke von Dr Paul Liman: „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung" entnehmen wir das folgende Stimmungsbild:

... Mit dem Tage, der Bismarck von seinem Amte trennte, der ihn von der Bühne der Handelnden hinab drängte in das Parkett des Beschauers, kam ein Neues, Schweres in sein Leben, die Melancholie. Nicht jene weichherzige, tatenschlaffe Melancholie, die in sich selbst sich verzehrend das Auge und das Herz ablenkt von der Welt und grübelnd an den eigenen Nerven zerrt, sondern jene tiefe und ernste Trauer, die der flugfrohe Genius empfindet, wenn er am Boden gefesselt ist. Dem Freunde hat Fürst Bismarck einst anvertraut, seine Entlassung sei sein Todesurteil gewesen, und mit bitterem Humor fügte er hinzu, die alten Römer seien oft freiwillig aus dem Leben gezogen, wenn sie vom öffentlichen Schauplatz traten, ihm sei es leider verboten. So mußte sein Leben ausklingen mit einer Tragik, wie sie zuletzt des Themistokles Tage sahen. Gewiß, wer den Blick nur auf das Äußere lenkt, wer nie das innerste Wesen dieses Mannes begriff, den Tatensturm und Tatendrang durchbrausten, bis in der Todesstunde ihm der Atem versagte, der mag hinweisen auf all die Huldigungen, die ihm die Volksgenossen erwiesen, auf den Jubel, der ihn umtönte, auf die Bildsäulen von Marmor und Erz, die man dem Volkswort zuwider schon dem Lebenden errichtet hat. Die so sprechen, haben das Wesen des Mannes nicht verstanden, sie haben die ungeheure Einsamkeit des Genies nicht begriffen, jene Einsamkeit, die nur überwunden wird durch seelenermüdende Arbeit. Der Mann des Alltags kann resignieren, der Genius nie.

... Die Tragödienfehler des Genies liegen in ihm selbst. Es gibt keine Genialität ohne Leidenschaft; neue, kühne, begeisternde

Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht, wie der köstlichste Wein nur auf Vulkanen gedeiht. Und wie der Genius nicht mühselig nach den Regeln des Pedanten sich seinen Weg sucht, sondern aus eigenem Recht und nach eigenem Willen, wie er nicht nach Schlußsatz und Kettenregel seine Folgerungen aufbaut, sondern seine Entschlüsse intuitiv dem Gotte folgend, fassen muß, so wird er unduldsam sein gegen die andern, die auf die Steinchen achten, die sich auf der Bahn befinden. Dem Genie ist Unregelmäßigkeit eigentümlich, es verschmäht das gewöhnliche Geleise. Und weil es so ist, so wird es nie Ruhe finden, auch wenn es sie ersehnt, sondern stets im Kampfe stehen, so gegen den Philister, so auch gegen den andern, der gleich ihm die eigene Prägung trägt, der in sich geschlossen, auch seinerseits das Recht der Persönlichkeit geltend macht. Das Genie ist zum Herrschen geboren....

.... Überall traten Wünsche und Sorgen an Kaiser Wilhelm II. heran, das jahrelange Regiment eines Bismarck hatte Feindschaften und Haß erzeugt, denn die Politik des Staatsmannes schritt unbekümmert um Stimmungen rücksichtslos zum Erfolge. Alle Parteien hatten ihm, der kein Parteimann war und nach keinem Parteiprogramm regierte, feindlich gegenüber gestanden, überall war ein Rest von Groll geblieben. Denn das Genie vergeht sich gegen das Naturgesetz, das die Mittelmäßigkeit zur Macht erhebt, es wird noch immer von ihr, wie zu des Sokrates Zeiten, zum Tode verurteilt, oder wie Cäsar am Fuße der Göttersäule erschlagen. Der Tote wird bestaunt, vielleicht gar bewundert oder geliebt, der Lebende ist lästig. Und diesen Haß, der sich gegen den großen Staatsmann gehäuft, empfand die lebendig vorwärts drängende Seele des jungen Herrschers als eine Last, ihn dünkte es, wenn er sie abwälze, so werde der Flug frei und ungehindert in die Höhe sich richten: „Der alte Dörfner sprach: O laß! Eng und gefährlich ist der Paß! Schwarz droht der Sturm, der Gießbach schwoll!“ Als Antwort klang es tief und voll: „Exzelsior!“*) Und weil die Enttäuschung, die auch dort sich sammelt, wo ein bewunderter Staatsmann die Zügel führt, die vielleicht gerade dort um so stärker hervortritt, wo die Leidenschaft des Genies, wenn es gilt, den Feind zu vernichten, rücksichtslos die

*) lateinischer Komparativ von excelsus = erhaben; besonders ausgezeichnet; auch als Motto: „höher hinauf“.

Ernte zerstampft, weil diese Enttäuschung der andern den Tatenflug hemmte, weil überdies in der Seele des Herrschers die Überzeugung lebte, daß alles Glück und alle Wonne nur in der Krone ihren Quell haben kann, deshalb mußte die Trennung sich vollziehen. Sicherlich hat Kaiser Wilhelm das, was er empfand, im Bewußtsein der Wahrhaftigkeit ausgesprochen, als er dem Freunde klagte, ihm sei es, da er Bismarck entließ, als habe er zum zweiten Male den Großvater verloren. Aber der Entschluß war nicht die Improvisation*) eines Augenblicks, er war geboren aus dem ganzen Wesen des Herrschers, das nach der freien persönlichen Entfaltung drängte, das allen Ruhm und alle Verantwortung des Geschehens auf sich nehmen, das auf der Höhe des Lebens sich ausleben, die Fülle der eigenen Gestaltungskraft betätigen wollte.... — Wie schon jetzt, wenn wir Bismarcks gedenken, nicht der Kämpfer der Konfliktszeit, nicht der Königmacher von Versailles vor unsere Phantasie tritt, sondern der Alte vom Sachsenwalde, so werden auch unsere Enkel ihn sehen, als den Ekkehard mit den blitzenden Augen und mit der ernsten Stimme des Warners."

161. Zum Todestage Bismarcks.

(30. Juli 1898.)

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" widmen der Wiederkehr des Todestages Bismarcks folgende bedeutsamen Worte:

„Immer wieder, wenn der Hochsommertag kommt, der uns den Schmied der deutschen Einheit, den getreuen Eckart des Sachsenwaldes aus der Sterblichkeit in die Unsterblichkeit entrückte, wenn in der kleinen Gruftkapelle von Friedrichsruh, da der treue deutsche Diener Kaiser Wilhelm I. ruht, seine nächsten Angehörigen und Getreuen im schon gelichteten Kreis sich versammeln zu einem stillen innigen Gottesdienst, da sammeln sich auch die Herzen alles deutschen Volkes, soweit es auf dem Erdenrund lebt, zu einem einzigen großen Trauer- und Erinnerungsbegräbnis. Das ruft uns die Stunden wach, da die deutsche Seele aufweinte in Jammer und Leid vor dem todesstarren Augenblick der unfaßbaren Wirklichkeit, daß ihr Bismarck genommen war. Das bringt uns aber auch erwärmend und befreiend das Trostbewußtsein wieder, daß er uns bleibt un-

*) eine Dichtung aus dem Stegreif.

vergänglich immerdar, wenn nur die deutsche Seele auch fortan seiner Stimme lauschen, wenn das deutsche Volk als geschlossenes Ganzes seinem Geist Verkörperung geben will. Denn sein Werk war vollendet, als er schied, ein Riesenwerk, und sein Geistesleben waltet fort auf der Erde, ein Riesengeist, dem nur ein ganzes Volk mit seiner fortzeugenden Daseinskraft von Geschlechtern zu Geschlechtern über die Zeitalter hinaus ausreichender Körper sein kann.... Die acht Jahre seiner Leidenszeit im Ruhestand mit unverbrauchten Kräften, dem deutschen Volk sollten sie eine Lehrzeit sein, eine Mahnung. Sie sollten es erziehen zur Selbsttätigkeit, zur rastlosen Arbeit, daß es nicht wieder, wie so oft nach Zeiten nationaler Erhebung, wenn es entschlossen entschlossenen Führern sich anvertraut hatte, in Träumerei zurücksank und den Mann seines Vertrauens für sich sorgen ließ, sondern daß es wach blieb, die Augen auch im Sinnen und Träumen geöffnet dem Lebenstag zugewandt, und die Hand am Henkel des Kruges und selbst auf den Saiten der Dichterharfe griffbereit, um das lockere Schwert zu fassen. Schon konnte man, als das Reich geeinigt und fest gefügt nach außen dastand, wenn es galt am inneren Ausbau mitzuschaffen, das vertrauensselige Wort hören: Das wird Bismarck schon machen! Und als der greise Kaiser die Augen schloß und seinem ritterlichen heldenschönen Sohn das kranke Leben der ewigen Nacht entgegendämmerte, da hörte man wieder aus all' dem Kummer und Schmerz das zuversichtliche Wort: Bismarck ist noch da! Aber dann kamen die bitteren Märztage des Jahres 1890, jenes Begräbnis erster Klasse, da Bismarck, nach einer Vorausahnung im Jahre 1885 „wie ein pensionierter Hofschauspieler von der Bühne ins Parkett übergehen" mußte. Andere wirkten an seiner Stelle auf der Bühne des öffentlichen Lebens. Sie räumten leichten Herzens feste Brustwehren hinweg, wie das Sozialistengesetz, ließen gastlich die weißen Väter ins Haus, schlossen russische Handelsverträge und sahen zu, wie in Kronstadt und Paris ein Freundschaftsband fein säuberlich gefertigt wurde, innen mit Gold geziert und außen mit stählernen Stacheln bewehrt, die sich uns entgegenrichteten. Auch damals war Bismarck noch da, und er machte der Welt mit einem Donnerrollen bemerkbar, daß er noch da war. Das deutsche Volk spürte ihn und schloß sich von neuem an ihn an. In allem Kummer und aller Sorgenzerrissenheit wurden jene acht Jahre eine große Zeit neuer Erhebung

für das deutsche Volk. Die Zeit mit ihren Pilgerzügen zum Sachsenwald, mit dem erzenen Klang Bismarckscher Worte vom Altan des Schlosses Friedrichsruh, mit ihrer schmerzenreichen Liebe und ihrer oft lauten Empörung, wir möchten sie um alles nicht entbehren, nicht ausgestrichen wissen aus der Geschichte und Sage unseres Volkes. Aber wir wollen auch, daß ihre Tragik, daß das Leiden unseres größten Volksgenossen nicht umsonst gewesen ist, daß sein Vermächtnis aus dieser Zeit, sein Geist lebendig bleibt in dem lebenden und den nachgeborenen Geschlechtern."

162. Lenbachs Abschied von Friedrichsruh.

In der „Deutschen Revue" bringt Heinrich von Poschinger einen Aufsatz über Franz von Lenbach. Ganz besonders viel wird darin über Lenbachs unerschütterliche Freundschaft zu Bismarck erzählt, den Lenbach in seinen Briefen als den „Einzigen", als „unsern Abgott" pries. Zum Schluß erzählt Poschinger, was Lenbach ihm über seinen letzten Besuch in Friedrichsruh mitteilte. In diesen schlichten Mitteilungen heißt es u. a.: „Ich war lediglich nach Friedrichsruh gefahren, um dem Fürsten Bismarck zum letzten Male die Hand zu küssen. Als ich Montag*) um ein Uhr mittags ankam, traf ich die Familie und die andern Einwohner des Schlosses im Zustande tiefster Trauer; die Frauen weinten, Fürst Herbert Bismarck war schwer leidend und lag zur Zeit meiner Ankunft noch zu Bett, und selbst Graf Rantzau, der ruhigste und entschlossenste Mann im Hause, sah bleich und abgespannt aus. Die letzten Leidenstage des Dahingeschiedenen haben die Familie furchtbar mitgenommen. Wenn man sich dieses ergreifende und tieftraurige Bild vor Augen hält, welches das Innere des Schlosses bot, dann wird man es begreiflich und entschuldbar finden, daß Fürst Herbert Bismarck den Befehl gab, das Schloß nach außen hin vollständig abzusperren, um nur einigermaßen Herr der Situation bleiben zu können. Den Hunderten von Deputationen, von Berichterstattern, den Tausenden von Verehrern des Fürsten, die alle gewiß mit den pietätvollsten Absichten um Einlaß warben, hätte der Eintritt unmöglich gewährt werden können. Zu einer Auswahl fehlte es an Zeit und an allen Einrichtungen. Ich habe Bismarck noch auf dem Sterbelager gesehen.

*) 1. August.

Der Tote lag im weißen Nachthemd auf dem Rücken, den Kopf seitwärts geneigt und den Mund ein wenig geöffnet, als sollte er jeden Augenblick aufwachen und sprechen. Die schöne rechte Hand lag auf dem Schoße leicht vorgestreckt. Bismarck sah durchaus nicht entstellt aus, und im warmen Lichte, das durch die Fenster hereinquoll, in den Farben der Bilder und der Möbel sah das Ganze so lebendig aus, daß die Schauer des Gefühls, hier sei der Tod eingezogen, doppelt erschütternd wirkten. Sehr bedauerlich ist es, daß die Abnahme der Totenmaske, zu welcher Begas seine Former entsendet hatte, unterblieb. Das Gesicht war nicht entstellt, und der Schädel Bismarcks wäre ein Denkmal für alle Zeiten gewesen, wie es ja auch der Schädel und die Totenmaske Friedrichs des Großen mit dem wunderbar schönen Profil geworden ist. Sehr viel hat auch zur Verwirrung im Schlosse der Umstand beigetragen, daß eben gar nicht für eine Begräbnisstätte vorgesorgt war, die jetzt nach dem Willen des Toten am ungeeigneten Orte in Eile hergerichtet werden muß. Wie stimmungswahr und historisch zutreffend wäre ein würdiges Mausoleum im Schloßparke von Schönhausen, dem Stammsitz der Bismarcks, gewesen, wo die Vorfahren des großen Toten begraben sind. Die Anhöhe bei der Hirschgruppe in Friedrichsruh, bei der die Züge der Eisenbahn vorbeirasseln, an der die Telegraphenstangen Front machen, hat nichts für Stimmung, Andacht und Stille jenes Wallfahrtsortes der Deutschen, zu dem Bismarcks Grab werden wird, und der in Schönhausen auch die Erinnerung an Bismarcks sonnige, glückliche Jugend geweckt hätte. Wenn ich nun bald wieder von Friedrichsruh abreiste, so hatte keinerlei Verstimmung damit zu tun. Ich habe meinem Trauerempfinden Genüge geleistet, und längeres Verweilen, ohne irgendwie mithelfen zu können, wäre eher peinlich gewesen. Unserm Denken wird Bismarck Arbeit geben, so lange wir selbst leben."

163. Aus den Reiseerinnerungen eines Marinepfarrers.

Am späten Abend des 30. Juli liefen wir wieder in den Kieler Hafen ein. Am andern Morgen brachte der 1. Offizier von Land die Nachricht mit: Bismarck sei am gestrigen Abend gestorben. Es berührte uns doch alle tief. Auch beim Gottesdienst — es war Sonntag — wurde des Heimgegangenen gedacht; nachmittags gingen die

Flaggen aller Kriegsschiffe halbstocks. Am Abend des andern Tages lief die „Hohenzollern“, die auf das Telegramm von Bismarcks Tode hin sofort in beschleunigter Fahrt von der Nordlandreise zurückgekehrt war, ein, die Kaiserin in Trauerkleidung empfing den Gemahl. Am Tage der Beisetzung wurden von allen Schiffen von 12 Uhr ab neunzehn Schuß Trauersalut gefeuert — dumpfe Schläge in langen Zwischenräumen, von eigentümlich ergreifender Wirkung. Das war der Abschiedsgruß der Marine an den auch gerade in ihr so hoch verehrten toten Helden.

164. Dem eisernen Kanzler aufs Grab.

(Zum 30. Juli.)

„Ich wünsche mir nichts mehr auf dieser Welt, als eine passende Grabschrift!“
Fürst Bismarck im Scherz.
Kissingen 1890.

Hier ruht, der niemals ruhte.

*

Schlaf wohl, Du guter und getreuer Knecht,
Mit Deinem Pfund gewuchert hast Du recht;
Ein echter Deutscher, hast Du über Nacht
Fünfzig Millionen deutsch gemacht.

*

So lang das Heidekraut noch blüht,
So lang ein Herz für Deutschland glüht;
So lang in der Mark die Eichen stehn,
So lang die Wolken am Himmel wehn;
So lang der Rhein in Freiheit rollt,
So lang man Lohn in Undank zollt;
So lang wirst Du auf Erden
Geliebt, gesegnet und gelästert werden.

*

Sobald der Himmel ausgestürmt,
Liegt rings die Welt im Sonnenschein;
Wie tief und rein muß wohl der Schlaf
Nach diesem Sturm von Leben sein.

Max Bewer.

165. Der Ritt nach Walhall.

Herr Otto reitet gen Walhall,
Es blitzt sein Auge verwegen,
Dumpf dröhnt sein Schwertschlag, auf klirrt das Tor,
Er reitet Wotan entgegen.

Walvater fährt auf vom güldenen Stuhl,
Wild flattern die alten Raben;
Aufheulen die Wölfe: „Wer heischt so jäh
In Walhall den Sitz zu haben?“

Herr Otto schreitet dröhnend hinan
Die alten ehernen Stufen.
„Zurück!“ grollt donnernd des Gottes Wort,
„Ich habe dich nicht gerufen!“

Du fielst nicht in heißer Männerschlacht —
Nicht trug dich herauf die Walküre;
Schwerttief muß dem Helden die Wunde sein,
Daß Walhall ihm gebühre!“

Herr Otto lacht im grimmen Hohn:
„Schwerttief sei dem Helden die Wunde?
So blick' mit deinem göttlichen Aug'
Hinab hier bis zum Grunde!“

Aufreißt er den Panzer: „Sieh hier dies Herz —
Es trug eines Volks Geschichte!
Sieh diesen Arm, er führte ein Volk
Durch dunkelste Nacht zum Lichte!

Sieh dieses Haupt unterm Silberschnee,
Es stürzte und baute Throne;
Ich beugte es tief und gab meinem Herrn
Eine güldene Kaiserkrone!

Nun blick' mit deinem flammenden Aug'
Hinab hier bis zum Grunde —
Und prüf', ob dem müden, gebannten Mann
Schwerttief genug die Wunde!“

Walvater hebt sich vom güldenen Sitz
Und schreitet hinab die Stufen:
„Du grimmiger Recke, du mannlicher Held,
Wohl hab' ich dich nicht gerufen!

Versunken saß ich in Schlaf und Traum
Fremd ward mir Erde und Leben,
Fremd ward mir drunten das wimmelnde Volk
Und all sein Hasten und Streben!

Da weckte mich auf deiner Stimme Klang
Wie klirrendes Schwertgedröhne:
„Willkommen, Bismarck, in Walhalls Saal,
Du letzter der Asgardsöhne!"

Versenk' im Becher mit göttlichem Met
Des Herzens grollende Klage.
Bleib' bei uns und werde, wie wir, deinem Volk
Zur stolzen, ewigen Sage!"

E. von Krause.



Kurze Lebensbeschreibung

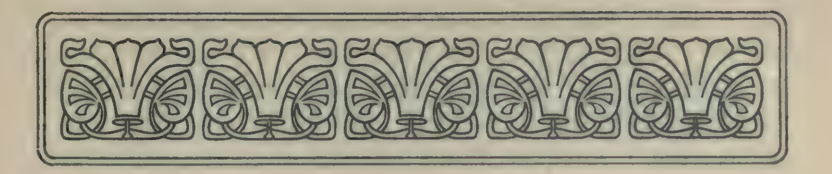
des

Fürsten Otto von Bismarck.



Es können sich
Nur wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen. — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend' wird, ein Halt; — sich hinstellt,
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.

Schiller.



Fürst Otto von Bismarck entstammt einem der sieben adligen schloßgesessenen Familien der Altmark. Der Ursprung dieses Geschlechts ist nach Professor Riedels vorurteilslosen Forschungen auf eine schlichte Bürgerfamilie zurückzuführen, die auf der Burg Biscopesmarke (Bischofsmark) wohnte, in deren Umgebung das altmärkische Städtchen Bismark entstand. Von hier wanderte die Familie nach Stendal. Als ältester Vertreter oder Ahnherr des Geschlechts von Bismarck wird 1270 Herbord (Herbert) von Bismarck nachgewiesen. Er war Oldermann oder Altmeister der Gewandschneidergilde, welche aus den vornehmsten Männern der Stadt bestand. Geschichtlich bekannt geworden ist besonders Rule von Bismarck, der Enkel Herbords. Er erscheint 1309 in den Urkunden zuerst als ministrierender (bei der Messe dienender) Genosse der Gewandschneidergilde. Später war er Altmeister der Gilde und Mitglied des Stadtrats. Zu einer einflußreichen Stellung am Hofe des Markgrafen Ludwig des Älteren aus dem bayerischen Hause gelangte Klaus von Bismarck. Bei einem Volksaufstande in Stendal im Jahre 1344 wurde er gezwungen, die Stadt zu verlassen, weil er bei Streitigkeiten in der Bürgerschaft der Führer der Patrizier war. Der Markgraf Ludwig belohnte die ausgezeichneten Dienste, die er ihm geleistet hatte, damit, daß er ihm das Schloß Burgstall zu Lehn gab.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Bismarcksche Familienschloß Burgstall dem Kurprinzen Johann Georg, der die Letzlinger Forsten durch den Bismarckschen Besitz zu Burgstall zu vergrößern wünschte, im Tauschwege abgetreten. Um verdrießlichen Weiterungen zu entgehen, hatten sich die Bismarcks endlich dazu

18*

bereit erklärt. Zwei Brüderpaare derer von Bismarck, die dort ihren Wohnsitz hatten, verließen 1563 Burgstall. Das eine Brüderpaar erhielt Crevese bei Osterburg, das andere Fischbeck und Schönhausen auf dem rechten Elbufer. Die Schönhäuser Linie machte bei dem Tauschvertrage die Bedingung, im Verbande der altmärkischen Ritterschaft bleiben zu dürfen.*)

Von den vier Familien, die aus Burgstall verzogen, waren schon in der ersten Generation drei im Mannesstamme erloschen. Auch verloren im 16. Jahrhundert die altmärkischen Bismarcks ein Besitztum nach dem andern. Der Schönhäuser Grundbesitz war in zwei Rittergüter geteilt, von dem das eine kurz vor oder nach den Freiheitskriegen zur Zwangsversteigerung kam und in bürgerliche Hände überging. Das kleinere Gut, der dicht neben der Kirche belegene alte Klosterhof mit dem viereckigen schlichten Herrenhause kam durch Erbgang auf den am 15. November 1771 geborenen Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, der sich am 7. Juli 1806 mit Luise Wilhelmine Mencken, geboren am 24. Februar 1790, vermählte. Es sind dies die Eltern unseres Bismarck.

In jenem schlichten Herrenhause wurde am 1. April 1815 Otto Eduard Leopold, Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, geboren. Seine Mutter war eine Tochter des verdienstvollen Geheimen Kabinettsrats Mencken, eine schöne, geistig bedeutende Frau. Otto war das vierte Kind dieser Ehe**). Der Vater hatte als preußischer

---

*) Uns Altmärkern gereicht es zur besonderen Freude, daß der um die Wiederherstellung des einigen Deutschen Reiches zu alter Macht und Herrlichkeit so hochverdiente Staatsmann auch vor dem Lande seine Eigenschaft als Altmärker betont hat. Es geschah dies am 21. Februar 1881 im Herrenhause durch den Ausspruch: „Niemand weiß genauer als Se. Majestät der König, daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen untertänigsten Diener haben kann als mich, nicht bloß in meiner Eigenschaft als Beamter, Staats- und Reichsbeamter, sondern auch von meiner Geburt ab in meiner Eigenschaft als brandenburgischer Vasall und obendrein als Altmärker, als Mitglied einer Familie, die dem regierenden Hause so lange treu gedient hat, als wir überhaupt das Glück haben, dasselbe als Landesherrschaft zu besitzen."

**) Diese war mit 6 Kindern gesegnet, von denen drei früh verstarben. Von den andern drei war Bernhard am 24. Juli 1810, Malwine am 29. Juni 1827 geboren. Der ältere Bruder, Bernhard, wurde später Landrat des Kreises Naugard; die Schwester vermählte sich 1844 mit dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorf, Otto von Bismarcks treuem Jugendfreunde.

Rittmeister seinen Abschied genommen, um neben seinem altmärkischen Gute Schönhausen seine pommerschen Güter Kniephof, Külz und Jarchelin bewirtschaften zu können.

Schon 1816 siedelten Bismarcks Eltern nach Kniephof bei Naugard in Pommern über, wo der kleine Otto die ersten glücklichen Jahre seiner Kindheit verlebte. Sehr bald, vielleicht zu früh, mußte er die traulichen Räume des Elternhauses mit der bekannten Plamannschen Erziehungsanstalt in Berlin vertauschen, in der sich sein älterer Bruder Bernhard bereits befand. Nach dem Besuche jener Anstalt von 1821—1827 kam Otto auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von dem er dann später auf das Gymnasium „Zum grauen Kloster" in Berlin überging. Sein liebster Lehrer war hier der nachmals als Schulmann berühmt gewordene Professor Dr Bonnell, der ihn schon vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium her kannte, und der von allen seinen Lehrern den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Den Winter brachten die Eltern meistens in Berlin zu, und die Knaben wohnten dann wieder im Elternhause. Weilten die Eltern im Sommer auf dem Lande, so war den Knaben in Trine Neumann aus Schönhausen eine fürsorgende Haushälterin bestellt, die mit allen Kräften für ihre Lieblinge sorgte und unermüdlich auf das Wohl derselben bedacht war. Am 31. März 1830 wurde Otto von Bismarck in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von dem berühmten Theologen Schleiermacher konfirmiert. Kaum 17 Jahre alt, bestand er im Frühjahr 1832 wohl vorbereitet das Abiturientenexamen und erhielt das Reifezeugnis für die Universität. Auf den Rat eines mit dem Leben auf den verschiedenen Universitäten vertrauten Verwandten entschied sich die Mutter, deren Lieblingswunsch es war, ihren Sohn zu einem tüchtigen Staatsmann heranbilden zu lassen, für den Besuch der Universität Göttingen. Der junge Bismarck besuchte hier sehr wenig die juristischen Vorlesungen, nahm aber desto lebhafter an dem flotten Studentenleben (Korps Hannovera) Anteil. Die drei Semester in Göttingen waren schnell verflogen. Um das Versäumte nachzuholen, ging er von hier nach Berlin. Unter Beihilfe eines tüchtigen Privatdozenten und durch eisernen häuslichen Fleiß gelang es ihm bald, seine Kenntnisse und Anschauungen zu bereichern und alle Versäumnisse gut zu machen. Im Frühjahr 1835 bestand er die Auskultatorprüfung und wurde am Berliner Stadtgericht beschäftigt. Bei einem Hoffeste bot sich ihm zum ersten Male

die Gelegenheit, dem Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm, vorgestellt zu werden. 1836 Referendar geworden, ging er von der Justiz zur Verwaltung über und wurde der Regierung in Aachen überwiesen. Nachdem er das zweite juristische Examen gemacht hatte, ward er 1837 bei der Regierung in Potsdam beschäftigt. Um seiner Militärpflicht zu genügen, trat er Ostern 1838 bei den Gardejägern als Freiwilliger ein, ließ sich aber noch in demselben Jahre nach Greifswald zum 2. Jägerbataillon versetzen, um gleichzeitig in Eldena Landwirtschaft zu studieren und seinen pommerschen Familiengütern näher zu sein, die wirtschaftlich in Verfall geraten waren und der festen Leitung des Gutsherrn dringend bedurften. Am 1. Januar 1839 erlag Bismarcks treue Mutter in Berlin ihren langjährigen Leiden. Der Vater zog sich ganz nach Schönhausen zurück und überließ die Verwaltung der pommerschen Güter seinen Söhnen. Otto von Bismarck wohnte auf dem Kniephof, und seine liebste Erholung war es hier, fröhliche Freunde aus der Nachbarschaft um sich zu sehen, deren Zahl sich noch vermehrte, als er im Jahre 1842 unter Versetzung zur Kavallerie zum Landwehroffizier befördert wurde. Er diente als solcher beim 4. Pommerschen Ulanen-Regiment. Auf den Rat seiner Freunde war er noch einmal als Referendar bei der Regierung in Potsdam eingetreten, nahm aber nach kurzer Zeit endgültig seinen Abschied. Im November 1845 wurde er an das Sterbelager seines Vaters gerufen, der wenige Tage nach seiner Ankunft am 22. November starb. Die Söhne teilten sich nun in den Besitz, Otto übernahm den Kniephof und das durch den Verkauf der größeren Hälfte sehr verkleinerte Gut Schönhausen, wo er fortan seinen Wohnsitz nahm und sich von nun an zur Unterscheidung von andern Gliedern des Bismarckschen Stammes „von Bismarck-Schönhausen" nannte. Im April 1845 hatte eine furchtbare Überschwemmung der Elbe auch den Bismarckschen Besitz arg geschädigt. Im Dezember dieses Jahres übernahm er daher im eigenen Interesse das schon von seinem Vater verwaltete Amt eines Deichhauptmanns des Jerichow-Sandauer Deichverbandes. Einen großen Teil seiner Mußestunden verbrachte er in dem Bibliothekzimmer des Schlosses, um mit der ihm eigenen Gründlichkeit besonders Geschichte, Staatswirtschaftslehre, Literatur usw. zu studieren. Auf einer Hochzeit seines liebsten Freundes, Moritz von Blankenburg, lernte er das pommersche Fräulein Johanna von Puttkamer, die einzige, am

11. April 1824 geborene Tochter des Gutsbesitzers von Puttkamer, kennen, mit der er sich am 28. Juli 1847 vermählte. Die Ehe war äußerst glücklich. „Sie ahnen nicht," sagte er einmal zu einem vertrauten Freunde, „was diese Frau aus mir gemacht hat."

In demselben Jahre wurde er von der Ritterschaft des Kreises Jerichow II zu deren Vertreter im sächsischen Provinziallandtag gewählt. Friedrich Wilhelm III. hatte in den einzelnen Provinzen seines Landes Provinzialstände eingerichtet, in denen adlige Gutsbesitzer, Städter und Bauern durch ihre Abgeordnete vertreten waren. Aus diesen Provinzialständen bildete sein Nachfolger den „Vereinigten Landtag der Monarchie". In seiner Eigenschaft als Mitglied des Provinziallandtages trat Bismarck 1847 in den Vereinigten Landtag ein. Er bekämpfte hier die von liberaler Seite aufgestellte Behauptung, daß die politische Freiheit das Ziel der Befreiungskriege gewesen wäre und wollte nur den Haß gegen die französische Fremdherrschaft als Beweggrund gelten lassen. Auch bei andern Gelegenheiten trat er mutig und unerschrocken ein für die unabhängige Stellung des Königtums und für die altbewährten Grundlagen aller staatlichen Ordnung.*)

In der preußischen „Zweiten Kammer" (dem späteren Abgeordnetenhause), in die ihn der Wahlbezirk Westhavelland gewählt hatte, erstrebte er die Bildung einer starken, königstreuen Partei. Die Wiederherstellung eines kräftigen Königtums war ihm die Vorbedingung für die Lösung der deutschen Frage. Er hielt daher ein Einverständnis mit Österreich für notwendig. So erklärt es sich, daß er, als 1850 ein Krieg mit Österreich drohte, in der Zweiten Kammer sogar die für Preußen so demütigende Übereinkunft von Olmütz verteidigte, obgleich er im Herzen durch diese schwere politische Niederlage Preußens tief verwundet war.

Im Mai 1851 hatte Bismarck eine Unterredung mit dem Minister von Manteuffel, während der ihn Manteuffel plötzlich fragte, ob er die Stelle eines Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. übernehmen wolle. Bismarck erklärte sich nach ernstlicher Prüfung bereit, die für ihn zunächst sehr schwierige Stellung zu übernehmen. Er wurde vom Könige Friedrich Wilhelm IV. unter Ernennung zum Legationsrat

*) Vergl. Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Band 3, Seite 21 u. folg.

zum ersten Sekretär der Bundestagsgesandtschaft und am 18. August an Stelle Herrn von Rochows zum Bundestagsgesandten ernannt. Hier hatte er reichlich Gelegenheit, die Erbärmlichkeit und Unverbesserlichkeit des Deutschen Bundes und die ränkevolle und hinterlistige Politik Österreichs kennen zu lernen. Er kam zu der Überzeugung, daß Preußen bei seinen Bundesgenossen nie auf treue, aufrichtige Freundschaft rechnen könne, daß es sie aber auch nicht zu fürchten habe. Dabei war er eifrig bemüht, den preußischen Einfluß zur Geltung zu bringen. Im Oktober 1858 übernahm Prinz Wilhelm von Preußen für seinen schwer erkrankten königlichen Bruder die Regierung als „Prinz-Regent". 1859 schien ihm der Zeitpunkt gekommen, Preußen von der Bevormundung Österreichs zu befreien und ihm eine gebührende Stellung in Deutschland zu verschaffen. Es war Bismarck daher unerwünscht, daß er im März 1859 von Frankfurt abberufen und als Gesandter nach Petersburg berufen wurde, um „an der Newa kalt gestellt zu werden". Er sprach dies seinem Herrn, dem Prinz-Regenten unverhohlen aus. Dieser beruhigte ihn mit der Versicherung, daß die Ernennung für diesen wichtigen Posten einen besonderen Beweis seines Vertrauens bedeute. In Petersburg blieb Bismarck von 1859—1862. Durch sein offenes, sicheres Wesen erwarb er sich in hohem Grade die Gunst Alexanders II. Bei seiner Teilnahme an den oft gefährlichen Bärenjagden imponierte er den Russen durch seine Kaltblütigkeit und Treffsicherheit. Mit dem Minister Gortschakoff blieb das anfänglich freundschaftliche Verhältnis nicht ohne Trübung, weil Bismarck, obwohl er, um dem eitlen Mann zu schmeicheln, sich als dessen Schüler bezeichnete, doch seine eigenen Wege ging, wenn das Interesse Preußens es erforderte. Während seines Aufenthaltes in Petersburg beobachtete Bismarck die Entwicklung der Dinge mit scharfem Blicke und überreichte 1861 in Baden-Baden dem Könige Wilhelm eine Denkschrift über die deutsche Verfassungsfrage. Nach der Krönungsfeier in Königsberg wurde er im nächsten Jahre nach Berlin beschieden, wo er zum Gesandten am französischen Hofe ernannt wurde. Er hatte hier Gelegenheit, sich über die Verhältnisse in Frankreich an Ort und Stelle genau zu unterrichten und vor allem in Erfahrung zu bringen, welche Haltung der damals noch mächtige Kaiser Napoleon III. für den Fall einnehmen werde, daß Preußen entscheidende Schritte täte, seine Stellung in Deutschland

mit größerer Machtbefugnis auszugestalten. Besonders bot sich ihm hierzu in dem berühmten Seebade Biarritz Gelegenheit, wo er gleichzeitig mit Napoleon weilte und in ungezwungenen Unterredungen mit ihm die politische Lage besprach. Nach kurzem Aufenthalte in Frankreich erfolgte besonders auf Roons Rat am 24. September 1862 Bismarcks Berufung als Staatsminister und am 8. Oktober seine Ernennung zum Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Die politische Lage war in Preußen inzwischen sehr schwierig geworden. König Wilhelm wollte eine Neugestaltung des Heerwesens, das stehende Heer sollte vermehrt werden. Das Abgeordnetenhaus genehmigte die dahin gehende Gesetzesvorlage nicht, während der König die Heeresvermehrung ohne Zustimmung der Volksvertretung durchführen wollte. Bismarck übernahm die schwierige Aufgabe, die Heeresreform zu sichern. Er hoffte es bei dem Abgeordnetenhause dadurch zu erreichen, daß er in der Budgetkommission sehr versöhnlich auftrat und auf die Notwendigkeit einer starken Rüstung Preußens hinwies, da „die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden werden könnten, sondern durch Blut und Eisen". Doch diese Blut- und Eisenpolitik wurde heftig angegriffen und verspottet. Die Gegner Bismarcks sahen in ihm nur den beschränkten Junker von 1848 und das gefügige Werkzeug der Reaktion, welche die konstitutionelle Verfassung vernichten und im Bunde mit Österreich Deutschland knechten wolle. Das Abgeordnetenhaus nahm am 7. Oktober 1862 einen Antrag an, welcher das Budgetrecht des Landtages unvermindert wahren sollte, das Herrenhaus verwarf diesen Beschluß und stellte die Regierungsvorlage wieder her, die das Abgeordnetenhaus wiederum für ungesetzlich erklärte. Der Landtag wurde am 13. Oktober geschlossen, ohne daß eine Verständigung erreicht war. Vor dem Schlusse gab Bismarck die Erklärung ab, daß die Regierung nunmehr ohne die verfassungsmäßige Unterlage den Staatshaushalt weiter führen müsse. So entstand die tiefgehende Spaltung zwischen Regierung und Volksvertretung, die längere Zeit mit unverminderter Heftigkeit anhielt. Bismarck trat fortan dem Abgeordnetenhause mit rücksichtslos offener Sprache entgegen und erregte namentlich einen Sturm der Entrüstung durch die Darlegung seiner Ansicht, daß das Haus, indem es einseitig seinen Standpunkt festhalte und ein Kom-

promiß mit der Regierung ablehne, einen Konflikt heraufbeschworen habe, Konflikte aber zu Machtfragen würden, und wer die Macht habe, dann in seinem Sinne vorginge. Parlamentarische Streitfragen wegen der Disziplinargewalt des Präsidenten über die Minister erweiterten die Kluft zwischen dem Ministerium und der Volksvertretung und verschärften die Lage noch.

Inzwischen war Bismarck der Lösung der deutschen Frage näher getreten. Schon im Jahre 1863 erklärte er dem Vertreter des österreichischen Kaiserstaates in Berlin, Preußens Beziehungen zu Österreich müßten entweder besser oder schlechter werden. Österreich müsse entweder die Leitung der deutschen Angelegenheiten mit Preußen freundschaftlich teilen oder eines offenen Bruches gewärtig sein. Österreich trat, um die deutsche Frage in seinem Sinne zu lösen, mit Reformvorschlägen hervor und lud die deutschen Fürsten zu einer Fürstenzusammenkunft nach Frankfurt a. M. ein, die über die österreichischen Vorschläge beraten sollte. Dies vereitelte Bismarck, indem er den König bewog, der Zusammenkunft fernzubleiben, so daß diese ergebnislos verlief. Als Ziel seiner Politik bezeichnete er am 15. September 1863 die Berufung einer deutschen Volksvertretung. Aber mit dieser Aussicht auf Erfüllung der 1849 gescheiterten Hoffnungen stieß er ebenso auf spöttischen Unglauben wie mit seiner die schleswig-holsteinische Frage betreffenden Politik in den Jahren 1863/64, die auf einen weisen Überblick der Sachlage und einer scharfen Beurteilung der übrigen Mächte beruhte und durch den Erfolg im Kriege gegen Dänemark glänzend gerechtfertigt wurde. Da indes ihr Ziel nicht vorzeitig verkündet werden durfte, so wurde sie auch für Bismarcks Gegner noch nicht zum Anlaß einer Versöhnung. Erst als der Wiener Friede am 30. Oktober geschlossen war, brach sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn, daß Bismarck Preußens Machtstellung vortrefflich gewahrt habe. Durch den Gasteiner Vertrag, den er 1865 schloß, weil der König einen Bruch mit Österreich gern vermeiden wollte, erneuerte sich das Mißtrauen gegen die auswärtige Politik der Regierung, und der Verfassungskampf brach mit erneuter Heftigkeit aus. Der König war über das friedliche Abkommen von Gastein so erfreut, daß er Bismarck in den Grafenstand erhob, nachdem er ihm schon nach dem Wiener Frieden den Schwarzen Adlerorden verliehen hatte.

Die schleswig-holsteinische Frage blieb aber trotz des Vertrages von Gastein, der nur eine „Verklebung der Risse im Bau" war, eine Quelle beständiger Streitigkeiten zwischen Preußen und Österreich, und das Verhältnis wurde politisch immer ungünstiger. Österreich begünstigte offen die Kandidatur des Prinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein, wogegen Bismarck, der nicht dulden wollte, daß in Schleswig-Holstein ein neuer Mittelstaat geschaffen würde, im Januar 1866 Einspruch erhob. Als dies nicht half, erklärte er, daß das Bündnis zwischen beiden Staaten beendigt sei. Der innere Zwist in Preußen bestärkte Österreich und die Mittelstaaten in dem Wahne, Preußens Streitkräfte und Kriegslust geringer als der Wirklichkeit entsprechend einzuschätzen. Selbst Napoleon III. täuschte sich über den voraussichtlichen Ausgang des Kampfes, so daß er neutral blieb. Mit Italien schloß Bismarck am 8. April 1866 ein Schutz- und Trutzbündnis. Die heftigen Anfeindungen der Bismarckschen Politik zeitigten einen Mordversuch auf seine Person. Am 7. Mai schoß ein Student Cohen, ein Stiefsohn des demokratischen Flüchtlings Karl Blind, mehrere Revolverschüsse auf Bismarck ab, als er vom Vortrag beim Könige kommend, ruhig die Mittelallee „Unter den Linden" entlang ging. Bismarck blieb wie durch ein Wunder unverletzt, von den fünf abgefeuerten Schüssen streifte nur leicht einer seine Rippe. Dem Könige gegenüber hatte Bismarck während der Vorbereitungen zum Kriege gegen Österreich einen schweren Stand. Die preußischen Überlieferungen vom Befreiungskriege her waren einem Bruch mit Österreich entgegen; auch in der Bevölkerung herrschten die schlimmsten Befürchtungen über den Ausgang eines Krieges. Zum Glück für Bismarck scheiterten alle Vermittlungsversuche an der Hartnäckigkeit der Gegner, die nicht glauben mochten, daß Preußen mit dem Kriege Ernst mache. Am 14. Juni 1866 stellte Österreich beim Bundestage den Antrag auf Mobilisierung der nichtpreußischen Bundeskorps behufs einer Bundesexekution gegen Preußen. Da verließ der preußische Gesandte von Savigny den Sitzungssaal und vollzog damit Preußens Austritt aus dem Bunde. Die Ablehnung der Forderung Preußens an Kurhessen, Hannover und Sachsen, in letzter Stunde die Rüstungen einzustellen, hatte die spätere Besitzergreifung der beiden ersten Staaten zur Folge. Am Kriege nahm Bismarck im Gefolge des Königs teil. Die während der Konflikts-

zeit geschaffenen vortrefflichen militärischen Einrichtungen bewährten sich auf dem Schlachtfelde in glänzender Weise. Nach dem Siege bei Königgrätz hatte Bismarck einen schweren Kampf mit dem König und dessen militärischer Umgebung, die den Siegeslauf fortzusetzen wünschten, während Bismarck möglichste Schonung Österreichs und der süddeutschen Staaten für dringend notwendig erachtete, um in Zukunft die Bundesgenossenschaft der letzteren zu erlangen. Er begnügte sich damit, Preußens bisherige ungünstige geographische Lage durch die Besitzergreifung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen und Frankfurt a. M. abzurunden, gestand auch die Paragraphen über die Volksabstimmung in Schleswig-Holstein auf die unerwünschte Einmichung Frankreichs zu. Dagegen wies er die Forderungen Frankreichs, sich durch Gebietserwerbung auf dem linken Rheinufer für seine Neutralität entschädigen zu dürfen, mit Entschiedenheit zurück und verband die süddeutschen Staaten durch geheime Schutz- und Trutzbündnisse mit Norddeutschland.

Die großen militärischen und diplomatischen Erfolge in dem Kampfe mit Österreich hatten in Preußen einen völligen Umschwung in der Volksmeinung hervorgebracht. Mit dem Frieden nach außen brachte Bismarck auch den Frieden im Innern in das Vaterland zurück. Er vollendete die Versöhnung mit der Volksvertretung durch Einbringung des Indemnitätsgesetzes, durch welches das Ministerium von der Verantwortlichkeit für die budgetlose Verwaltung der Jahre 1862—1866 entbunden und das Budget die nachträgliche Zustimmung der Volksvertretung fand. Dies wurde am 3. September 1866 mit 230 gegen 75 Stimmen angenommen. Im Abgeordnetenhause bildete sich die große nationalliberale Partei, bei der Bismarck wirksame Unterstützung fand. Als Nationaldank wurde ihm eine ansehnliche Dotation bewilligt. Er benutzte diese zum Ankauf eines ausgedehnten Grundbesitzes in Pommern, der das Gut Varzin und mehrere andere Güter umfaßte. Varzin wurde für die nächsten Jahre der Lieblingsaufenthalt Bismarcks, wo er forthin oft und längere Zeit weilte. Bei der Beratung der Verfassung des Norddeutschen Bundes erleichterte er den kleinen deutschen Staaten den Eintritt in denselben durch aufrichtiges und gesinnungstreues Entgegenkommen und erwarb sich das Vertrauen der Fürsten. Bei der Beratung über die Bestimmungen dieser Verfassung ver-

teidigte er sie mit außerordentlichem Geschick und meist mit Erfolg, besonders die gesetzliche Festlegung des allgemeinen und direkten Wahlrechts und die alleinige Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers. Am 14. Juli 1867 wurde Bismarck zum Bundeskanzler ernannt, nachdem die Verfassung des Norddeutschen Bundes bereits am 1. Juli in Kraft getreten war. Einen Krieg mit Frankreich sah Bismarck mit ziemlicher Sicherheit voraus, weil es ihn beständig mit Anträgen eines Bündnisses und Vorschlägen auf Ländererwerbungen belästigte, ohne bei ihm irgendwelches Entgegenkommen zu finden. Die Ungeduld der französischen Politiker, „Rache für Sadowa" zu nehmen, nahm dann auch die spanische Thronfolgefrage zum Anlaß einer Kriegserklärung an Preußen am 19. Juli 1870. Durch die Veröffentlichung eines Bündnis-Entwurfes in der „Times", welchen Frankreich an Preußen gerichtet und den Erwerb von Länderbesitz zum Ziele hatte, wußte Bismarck die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die sich nun gegen Napoleon richtete, der sich jetzt als Angreifer ins Unrecht setzte. Bismarck begleitete wieder den König in den Krieg und leitete die auswärtigen Angelegenheiten vom Hauptquartier aus. Schon in dem Rundschreiben vom 13. und 16. September 1870 verkündete er die Absicht und das Recht Deutschlands, die schutzlose süddeutsche Grenze bis zu den Vogesen nach Westen zu verlegen, um gegen künftige französische Angriffe sicher zu sein. Die Einmischungen fremder Mächte wehrte er mit dem Hinweis ab, daß Deutschland den Krieg allein ausgekämpft, mithin auch das Recht habe, den Frieden allein abzuschließen. Es gelang ihm, die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten über den Eintritt in das Deutsche Reich in Versailles zu einem endgültigen Abschluß zu bringen, wobei er nicht beanstandete, Bayern beträchtliche Sonderrechte einzuräumen. Vor der Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 hatte Bismarck große Schwierigkeiten mit dem Könige wegen der Fassung des Kaisertitels, die indes durch die Vermittlung des Großherzogs von Baden glücklich beigelegt wurden. Den Frieden zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871, in dem Frankreich Elsaß-Lothringen an Deutschland abtrat und fünf Milliarden Franks Kriegskosten zu zahlen sich verpflichtete, schloß er persönlich ab. Mit der Errichtung des Deutschen Reiches wurde er zum Reichskanzler ernannt und am 21. März 1871 in den im Erstgeburtsrecht erblichen Fürstenstand

erhoben. Auch erhielt er von seinem kaiserlichen Herrn die Herrschaft Friedrichsruh mit dem Sachsenwalde im Herzogtum Lauenburg zum Geschenk.

Während des deutsch-französischen Krieges war von der katholischen Kirche die Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubenssatz erhoben und der Kirchenstaat in Italien einverleibt worden. Bismarck lehnte sowohl die Forderung der Ultramontanen, gegen die Lehrer, die jenen Lehrsatz nicht anerkannten, einzuschreiten, ab, als auch das Verlangen dieser Partei, daß der erste Deutsche Reichstag sich gegen die Einverleibung des Kirchenstaates seitens Italiens ausspreche. Den drohenden Äußerungen der Ultramontanen unter Windthorsts Führung trat er mit gesetzgeberischen Maßnahmen durch den Kultusminister Falk entgegen; es wurden erlassen das Schulaufsichtsgesetz, die sogenannten Maigesetze, unter diesen besonders das Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, die Einführung der Zivilehe u. a. So entstand der folgenschwere „Kulturkampf", der von der Zentrumspartei mit großer Schärfe und heftigen Angriffen gegen Bismarck gerichtet, von diesem aber mit der ihm eigentümlichen Kraft und Energie und mit diplomatischem Geschick geführt wurde. Eine Folge des Kulturkampfes war das Attentat, das am 13. Juli 1874 ein fanatisierter Böttchergeselle, Kullmann, auf ihn verübte, das aber keine ernsten Folgen für ihn hatte. Die ungeheure Last der Geschäfte, die auf ihn drückte, die aufreibende Tätigkeit früherer Jahre, die unaufhörlichen Anfeindungen, selbst von seinen früheren Parteigenossen, als er sich auf die Liberalen im Parlament stützte, erschütterten seine Gesundheit so sehr, daß er sich im Herbst 1872 auf den Zeitraum eines Jahres vom preußischen Ministerpräsidium entbinden und 1878 eine geregelte Stellvertretung einsetzen ließ. Wiederholt bat er um seine Entlassung, welche Gesuche Kaiser Wilhelm zuletzt mit einem „Niemals" ablehnte, sich also von ihm nicht zu trennen erklärte. Sein Verweilen in Varzin und Friedrichsruh zur Kräftigung seiner Gesundheit dehnten sich daher oft auf Monate aus. Sein unermüdlicher Geist schuf sich immer neue Aufgaben, deren Ziel die Verwirklichung der Macht und Größe seines Vaterlandes war. Um seine großen wirtschaftlichen Verbesserungen durchzubringen, mußte er sich auf die verschiedensten Parteigruppierungen stützen. Nachdem die nationalliberale Partei bei den Neuwahlen im Januar

1877 erhebliche Verluste erlitten, wandte sich Bismarck mehr und mehr von derselben ab, da sie auch als Anhänger der Freihandelspolitik ihn bei seinen Steuerreformen nicht unterstützte und eine Reihe von indirekten Steuern auf gewisse, nicht notwendige Verbrauchsgegenstände ablehnte. Er suchte nun das Zentrum zu gewinnen, indem er durch Aufgeben der Falkschen Maigesetze den Kulturkampf aufhören ließ. Es gelang ihm aber nicht, eine die Regierung unterstützende Mehrheit im Reichstage zu erlangen. Die Neuwahlen von 1881 und 1884 verschlechterten noch die Parteiverhältnisse für die Regierung. Nur mit Mühe und nach langen Unterhandlungen gelang es, soziale Reformen, welche durch Befriedigung der berechtigten Forderungen des Arbeiterstandes denselben vor dem verderblichen Einfluß der Sozialdemokratie bewahren sollten, durchzubringen. Es wurden 1883 das Krankenkassengesetz, 1884 das Unfallversicherungsgesetz und später das Alters- und Invalidengesetz im Reichstage angenommen.

Größere Erfolge als in den parlamentarischen Kämpfen hatte Bismarck in der äußeren Politik, so daß ihm hierin selbst von seinen Gegnern volles Vertrauen geschenkt wurde. Als höchstes Ziel galt ihm hier die Aufrechterhaltung des Friedens. Er war daher bemüht, mit allen Mächten freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten und Zerwürfnissen vorzubeugen. In Rußland entstand indes unter Gortschakow 1878 eine sehr feindselige Stimmung gegen Deutschland, so daß sich Bismarck noch mehr als bisher Österreich näherte. Diese Annäherung führte 1879 zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Österreich, das 1883 erneuert wurde. Italien trat hinzu, und so entstand der sogenannte Dreibund zum Schutz des europäischen Friedens. 1884 unternahm er es, überseeische Kolonien zu erwerben trotz der Widerwilligkeit der Reichstagsmehrheit und der Rivalität Englands, dessen Widerstand er mit großer diplomatischer Kunst zu beseitigen wußte. In seiner Gesundheit durch eine glückliche Kur gekräftigt, hielt er 1885 im Reichstage mehrere bedeutsame Reden über seine auswärtige und Kolonialpolitik, die im Volke einen mächtigen Widerhall hervorriefen. Der 70jährige Geburtstag Bismarcks wurde daher am 1. April 1885 unter glänzenden Huldigungen und Ehrenbezeugungen aus allen Teilen Deutschlands und allen Schichten der Bevölkerung gefeiert. Aus den reichen Erträgen der gesammelten „Bismarckspende"

(2 750 000 *M*) erwarb der Reichskanzler das Gärtnersche Rittergut in Schönhausen, das in diesem Orte neben dem kleineren Bismarckschen Gute bestand und der Familie unter ungünstigen wirtschaftlichen Umständen verloren gegangen war. Mit dem Überschusse stiftete Bismarck die „Schönhausen-Stiftung", aus welcher Kandidaten des höheren Lehramts während ihrer Ausbildung Unterstützungen erhalten sollten. Als der Reichstag 1887 das zu erneuernde Septennat (d. i. die Bewilligung der Kosten für eine Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres von 468 000 Mann auf 7 Jahre) ablehnte, wurde derselbe aufgelöst. Bei den Neuwahlen im Februar 1887 errang Bismarck einen glänzenden Sieg. Die neue erlangte konservativ-nationalliberale Majorität bewilligte nach einer äußerst wirksamen Rede des Reichskanzlers (6. Februar 1888), in welcher dieser das berühmte Wort sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt", alle Forderungen für die erhöhte Wehrkraft des Reiches. Von dem Heimgange seines alten kaiserlichen Herrn am 9. März 1888 war Bismarck aufs tiefste erschüttert. Nur unter einer durch lautes Schluchzen unterbrochenen Rede vermochte der eiserne Kanzler dem Reichstage hiervon die amtliche Mitteilung zu machen.

Nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelm I. gelang es Bismarcks vielen Gegnern nicht, ihn aus seinem Amte zu verdrängen, obwohl unter Kaiser Friedrich III. die dem Reichskanzler feindliche Strömung besonders stark einsetzte. Kaiser Wilhelm II. schien anfangs ganz mit Bismarck in Übereinstimmung zu sein. Es traten indes bald Meinungsverschiedenheiten ein. Der Kaiser hoffte durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung die gerechten Forderungen der Arbeiter zu erfüllen und der sozialdemokratischen Bewegung dadurch jede Gefahr zu nehmen; er beschloß, das Sozialistengesetz fallen zu lassen. Bismarck war damit nicht einverstanden, billigte auch des Kaisers zweite Reise nach Rußland nicht, ebensowenig die Annäherung an England. Eine abweichende Meinung über die Rechte des preußischen Ministerpräsidenten und des Kaisers Verstimmung über eine Unterredung Bismarcks mit Windthorst, über die der Monarch Auskunft forderte, beschleunigten den Bruch. Bismarck erhielt am 20. März 1890 die auf wiederholtes Verlangen des Kaisers geforderte Entlassung. Am 26. März verabschiedete er sich im Kaiserschlosse, wo unabsehbare Menschenmengen seiner Rückkunft warteten,

um ihm bewegten Herzens Lebewohl zu sagen. Gleichzeitig mit dem Vater schied auch sein Sohn, Graf Herbert Bismarck, aus der Stellung eines Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes aus. Fürst Bismarck wurde zum Herzog von Lauenburg und zum Generaloberst der Kavallerie ernannt. Sein Nachfolger war von Caprivi, zuletzt kommandierender General des X. Armeekorps. Bismarck siedelte nun gänzlich nach Friedrichsruh über, fügte sich aber nur schwer in die Muße des wohlverdienten Ruhestandes. In der Presse und in Gesprächen bekämpfte er die Politik des „neuen Kurses“, und alle Versuche, eine von dem überwiegend größten Teile des deutschen Volkes lebhaft ersehnte Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser zustande zu bringen, waren fruchtlos. Namentlich die schroffe Haltung Caprivis beim Besuche Bismarcks in Wien 1892 aus Anlaß der Vermählung seines Sohnes Herbert mit der Gräfin Hoyos (Uriasbriefe) verschärfte den Zwiespalt, waren aber auch die Ursache, daß ihm auf dieser Reise in verschiedenen Städten stürmische Huldigungen dargebracht wurden.

Im Herbste 1893 erkrankte der Altreichskanzler in Kissingen schwer. Kaiser Wilhelm, der zu dieser Zeit in Günz in Ungarn weilte, sprach ihm telegraphisch seine herzliche Teilnahme aus. Als ihn dann im Januar 1894 der Monarch zu seiner Wiedergenesung durch seinen Flügeladjutanten Graf Moltke beglückwünschte, sprach Bismarck die Absicht aus, nach Berlin zu kommen, um dem kaiserlichen Herrn persönlich seinen Dank abzustatten. Der nun stattfindende Besuch Bismarcks in Berlin gestaltete sich zu einem großen patriotischen Festtage. Tausende und Abertausende erwarteten ihn unter den Linden. Er wurde mit fürstlichen Ehren empfangen und zum Chef des Magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7 (v. Seydlitz) ernannt. Im Herbste dieses Jahres folgten auf diese festlichen Tage Wochen tiefer Trauer. Am 27. November 1894 beklagte der greise Fürst den Heimgang seiner treuen, langjährigen Lebensgefährtin, die ihn von dem unscheinbaren Beginn seiner politischen Laufbahn bis auf den Gipfel weltgeschichtlichen Ruhmes begleitet hatte. Ein eheliches Glück, wie es sich selten in solcher Vollendung wiederfindet, ging mit ihr ins Grab. Der 80. Geburtstag des Fürsten gab den Anlaß zu einer großartigen nationalen Erhebung, deren Kundgebung nur noch zahlreicher und begeisterter wurden, als die Mehrheit des Deutschen Reichstages am 23. März 1895 und

auch die Berliner Stadtverordneten ihre Beteiligung an der Beglückwünschung des hochverdienten Mannes verweigerten. Kaiser Wilhelm sprach über den Beschluß des Reichstages telegraphisch seine tiefste Entrüstung aus und stattete selbst dem greisen Fürsten einen Besuch ab, wobei er ihm durch Vorführung von vier Abteilungen des deutschen Heeres den Dank desselben darbrachte. Als Ehrengeschenk überreichte ihm der Kaiser ein Schwert, auf welchem neben dem kaiserlichen Wappen das von Elsaß-Lothringen eingegraben war. Die Zahl der Besuche von Fürsten und Behörden, Korporationen und Deputationen, der Briefe, Telegramme und Geschenke beim 80. Geburtstage war übergroß. An dem festlichen Tage selbst bildete den Höhepunkt die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten, die von allen Hochschulen, fast 7000 an der Zahl, nach Friedrichsruh geeilt waren.

Nach der Feier des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers wurde es einsamer und stiller in Friedrichsruh, dem Ruhesitze des „Einsiedlers im Sachsenwalde“. Auf den Rat seines Hausarztes, des Geheimen Rats Dr Schweninger, mußten die Besuche vieler Abordnungen von Städten, Vereinen, Korporationen, obgleich der Fürst immer noch zu ihrem Empfange bereit war, auf Wochen und Monate verschoben oder ganz abgesagt werden, um die für seine Gesundheit notwendige geregelte Lebensweise nicht zu stören. An dem politischen Leben nahm er immer noch lebhaften Anteil, und seine Urteile in politischen Fragen galten fortwährend noch sowohl für das Deutsche Reich wie für das Ausland als hochbedeutsam und beachtenswert. Als Organ Bismarcks bei seinen Kundgebungen galten die „Hamburger Nachrichten“. Nach dem erwähnten Geburtstage verbreiteten sich hin und wieder ungünstige Nachrichten über den Gesundheitszustand des hochbetagten Fürsten, die in einem großen Teile des deutschen Volkes mit großer Besorgnis aufgenommen wurden. Man gab sich gern der Hoffnung hin, daß ihm eine ähnliche Lebensdauer wie Kaiser Wilhelm I. beschieden sei. Um so erschütternder wirkte die Nachricht, daß die ehemals so überaus kräftige Hünengestalt des eisernen Kanzlers seit Monaten an den Rollstuhl gefesselt sei. Eine treue Pflegerin war ihm an Stelle der heimgegangenen Gattin seine einzige Tochter, die Gräfin Rantzau, die mit ihrem Gatten und ihrer Familie nach Friedrichsruh übergesiedelt war. An dem letzten Osterfest, das ihm zu erleben vergönnt war,

nahm er nach der Konfirmation der beiden ältesten Söhne des Grafen Rantzau an der Abendmahlsfeier teil. Nach derselben sagte er zu dem Geistlichen: „Wohlan, ich bin bereit zum Aufsatteln!"*) — ein Zeichen der Todesahnungen, die die Seele des einst so flotten Reiters durchzogen. Erst wenige Tage vor seinem Tode drangen ernstlich beunruhigende Nachrichten über des Fürsten Zustand in die Öffentlichkeit. Am 28. Juli hatte Dr Schweninger, dessen An- oder Abwesenheit in Friedrichsruh als besorgniserregendes, bezw. gutes Zeichen galt, seinen Aufenthalt hier auf kurze Zeit verlassen. Am Morgen des 30. Juli las der Fürst noch in gewohnter Weise die „Hamburger Nachrichten". Am Nachmittage dieses Tages trat indes plötzlich eine Verschlimmerung ein. Dr. Schweninger wurde telegraphisch zur schleunigen Rückkehr veranlaßt, traf aber erst ein, als der Fürst bereits im Sterben lag. In den Armen dieses seines treuen Hausarztes hauchte Fürst Bismarck, während seine Familienglieder in tiefstem Schmerze das Sterbelager umstanden, am Sonnabend den 30. Juli 1898, abends 11 Uhr, seine letzten Atemzüge aus. Wie bei dem Tode Kaiser Wilhelms I. ging eine allgemeine und aufrichtige Trauer durch die deutschen Lande und über deren Grenzen hinaus, als der Telegraph die Kunde von dem Heimgang des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches überbrachte. Die Absicht Kaiser Wilhelms, die irdischen Überreste des Entschlafenen im Dome zu Berlin beisetzen zu lassen, konnte sich nicht verwirklichen, weil Fürst Bismarck testamentarisch die Anordnung getroffen hatte, daß ein Hügel im Sachsenwalde in der Nähe des Schlosses Friedrichsruh seine Grabstätte sein sollte. Hier wurde ein Mausoleum über seiner Gruft erbaut, in dem später auch die Fürstin Bismarck beigesetzt wurde. Auch die Inschrift für sein Grab hat der große Kanzler in seinen letztwilligen Bestimmungen niedergeschrieben. Sie charakterisiert den schlichten und demütigen Sinn des größten Sohnes der deutschen Erde, dessen Taten mit unauslöschlichen Zügen in die ehernen Tafeln der Geschichte eingeschrieben sind und zu dem noch ungezählte Generationen bewundernd emporblicken werden:

„Fürst von Bismarck, geb. den 1. April 1815, gest. . . . ."
Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.

---

*) D. Bernhard Rogge: Fürst Bismarck, der erste Reichskanzler Deutschlands. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

19*

Bismarcks irdische Hülle hat der Erde zurückgegeben werden müssen, aber sein unvergleichlich großes Lebenswerk wird im Gedächtnis des deutschen Volkes als eine lebendige Kraft erhalten bleiben, ihm in treuester Pflichterfüllung nachzueifern und des Deutschen Reiches Macht und Ehre wahren zu helfen in dem Geiste, in dem er es aufgerichtet hat. In vielfacher Gestalt und großer Zahl sind ihm in den weiten deutschen Gauen Denkmäler errichtet worden. Das unvergänglichste Denkmal hat er sich selbst im Herzen seines Volkes für immer fest gegründet. „In ihm", so sagt Hans Blum, einer der besten Kenner seines Lebens und Wirkens, „strömten alle lebendigen Quellen und Triebkräfte, die seit einem Jahrtausend unser Volk befruchtet und gefördert haben, in mächtigster und eldelster Begeisterung zusammen: Das praktische Christentum des deutschen Glaubens; mit dem Bismarck seine großartige Sozialpolitik siegreich durchführte, der deutsche Idealismus, der in Bismarck in größter und herrlichster Eigenart verkörpert war, endlich eine deutsche Vaterlandsliebe ohnegleichen, die ihn befähigte, das Streben und Sehnen aller großen Deutschen, die vor ihm gelebt und gerungen hatten, über alles Hoffen und Erwarten hinaus zum Ziele zu führen und zu vollenden, des deutschen Volkes und Reiches Einheit, Macht und Herrlichkeit zu begründen, wie niemand vor ihm sie geschaut hatte."

A. E.

Im Sachsenwalde.

Welch Rauschen, welches Flüstern im stillen Sachsenwald,
Welch wundersames Raunen in Tönen mannigfalt!
Die hundertjähr'gen Eichen, mit jungem Grün belaubt,
Wie wiegen sie bedächtig das sturmumtobte Haupt!

Dann geht's wie leises Klagen hin durch den stillen Hain,
Der sich zum Schlummer bettet, im fahlen Abendschein.
Wie Nachtgebet erklingt es, wie Trauermelodie,
Und sanft verhallt im Dunkel die selt'ne Harmonie.

Das ist die Totenfeier der „stummen Kreatur",
Da ihres Amtes waltet in Andacht die Natur:
Es gilt dem Großen, Einen, der hier zur Ruhe ging,
Des Herz am deutschen Walde in deutscher Treue hing.

Er schrieb in mark'gen Zügen dies eine kleine Wort
Einst auf sein ruhmreich Banner, dann auf den Grabstein dort,
Und dieses Wort heißt „Treue". Mein Deutschland halt es fest,
Denn wahrlich, Treu von Treue im Tod selbst nimmer läßt.

Und ließest du die Treue auf Augenblicke nur,
Gleich mahnt in ihrer Sprache die „stumme Kreatur":
Sie trauert um den einen, der einst ihr Herz gewann,
Um ihren Freund, den größten, den besten deutschen Mann....

Dr. P. Lipsius.

Verlag von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in Hannover u. Berlin W. 35.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zu Geschenken für alt und jung sowie auch zu Prämien warm empfohlen:

Vom Kurhut zur Kaiserkrone.

Von **D. Bernhard Rogge.** Zwei Bände. (Jeder Band kann auch apart bezogen werden.) I. Band: **Das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern.** Mit den Brustbildern der Kurfürsten in Originalholzstich (auf Kupferdruckpapier). Preis brosch. Mk. 6.—, im Geschenkband Mk. 8.—. — II. Band: **Das Buch von den preußischen Königen.** (König Friedrich I. bis König Wilhelm II., deutscher Kaiser.) Mit den Brustbildern der Könige in Originalholzstich (auf Kupferdruckpapier). 3., verm. Auflage. Preis brosch. Mk. 8.—, im Geschenkband Mk. 10.—.

Das Werk ward vom Königlich Preußischen Kultusministerium und vielen Königlichen Regierungen amtlich empfohlen.

Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer.

Für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Prof. **A. Schaefer,** Duisburg. Preis geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Deutsche Tageszeitung, 1908, v. 3. Febr. Wir haben hier **ein sehr verdienstvolles Werk** vor uns, das **eine entschiedene Lücke ausfüllt und in seiner Anordnung und Darstellung von einer völligen Beherrschung des Stoffes zeugt, der in seltener Vollständigkeit vorgetragen wird. Sehr ansprechend ist es, daß der Verfasser die alten Schriftsteller selbst zu Worte kommen läßt und so gleichzeitig eine wertvolle Anthologie bietet.** Zunächst wird das alte Griechenland beschrieben, dann folgen die Götterfabeln und die Heldensagen, deren Abschluß der Trojanische Krieg, die Odyssee usw. bildet. Ferner wird der Leser über den griechischen Tempelbau und über das Theaterwesen der Griechen unterrichtet. Auch wird er in die Verslehre der Alten eingeführt. Wir empfehlen das Buch, welches zum Schluß auch den griechischen Philosophen gerecht wird, und selbstverständlich ausführliche Quellennachweise bringt, allen Freunden des Altertums angelegentlich. **Es wird seiner Aufgabe,** nicht nur Schülern zu dienen, **in hohem Maße gerecht.** G. St.

Poesiestunden fürs deutsche Heim,

insbesondere für die bildungsfreudigere deutsche Jugend. Von **Karl Friedrich Linke.** (Geschenk-Ausgabe. Preis in eleg. Gzlbd. Mk. 8.—.

Der Verfasser will ein Führer in die Schönheiten und Tiefen der neueren und neusten deutschen Dichtung sein. Die der vorzüglichen Auswahl beigegebenen Erläuterungen **entsprechen den modernen Forderungen der Kunsterziehungstage zu Hamburg und Weimar. Die Linkeschen Poesiestunden eignen sich wie wenig andere Werke für die reifere Jugend, besonders für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten,** da die Schul-Behörden heutzutage großen Wert auf die Kenntnis der neueren und neuesten Dichtung legen.







